

Schwerpunktthema:

Alltag und Ideologie  
im Realsozialismus



23/2005

# Das Osteuropa-Institut der FU Berlin

Garystr. 55, 14195 Berlin

Tel.: 030 – 838 – App. Nr.

<http://www.oei.fu>



## Arbeitsbereiche (AB) für Lehre und Forschung

### AB Politik und Gesellschaft

Fax: 838-53616 oder 838-55206

Univ.-Prof. Dr. Klaus Segbers  
Politik Osteuropas Tel.: 52088

Univ.-Prof. Dr. Nikolai Genov  
Soziologie Osteuropas Tel.: 52039

### AB Recht und Wirtschaft

Fax: 838-52072

N.N.  
Recht Osteuropas Tel.: 52092

Univ.-Prof. Dr. Wolfram Schrettl  
Wirtschaft Osteuropas Tel.: 52039

### AB Geschichte und Kultur

Fax: 838-54036

Univ.-Prof. Dr. Holm Sundhaussen  
Südosteuropäische Geschichte Tel.: 57044

Univ.-Prof. Dr. Gertrud Pickhan  
Geschichte Ostmitteleuropas Tel.: 52469

Univ.-Prof. Dr. Georg Witte  
Slavische Literaturen/AVL Tel.: 57041

## Institutsleitung

### Institutsrat

6 ProfessorInnen

2 Wissenschaftliche MitarbeiterInnen

1 Sonstige/r MitarbeiterIn

2 Studierende

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. Wolfram Schrettl Tel.: 57037

Stellv. Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. Gertrud Pickhan Tel.: 52469

### Ausbildungskommission

Vorsitzender: N.N.

Stellv. Vorsitzender: N.N.

### Prüfungsausschuss

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. Holm Sundhaussen

Stellv. Vorsitzende: Dr. Rosalinde Sartorti Tel.: 52756

### Koordination Master Studiengang

Frau Nathalie Nicol

Tel.: 52646

## Verwaltung und Infrastruktur

### Verwaltung

Fax: 838-53788

Verwaltungsleiter:  
FB Politik und Sozialwissenschaften  
Detlef Brose Tel.: 52331

Dezentrale Sachbearbeiterin  
Diana Nikolova Tel.: 53380

Studienbüro  
Studienberatung Tel.: 54044  
Praktikumsvermittlung Tel.: 52074

Frauenbeauftragte  
Ursula E. Frübis Tel.: 52063

Redaktion  
Berliner Osteuropa Info (BOI)  
Ulf Brunnbauer Tel.: 52028

### Bibliothek

Fax: 838-55251

Ca. 360.000 Bände  
zu den Sammelgebieten:  
- Osteuropäische Geschichte und  
Zeitgeschichte  
- Südosteuropäische Geschichte  
- Kunst in Europa  
- Osteuropäische Landeskunde  
- Wirtschaft  
- Osteuropäisches Recht  
- Osteuropäische Soziologie  
und Philosophie  
- Balkanologie

#### Öffnungszeiten

Mo-Mi 9.30 – 17.00 Uhr  
Do 9.30 – 18.30 Uhr  
Fr 9.30 – 15.00 Uhr

### Dokumentationszentrum

Fax: 838-55251

Als Mitglied des Fachinformationsver-  
bundes „Internationale Beziehungen/  
Länderkunde“ erfasst das Dokumenta-  
tionszentrum deutsch-, englisch-, und  
russischsprachige Dokumente zur Mo-  
dernisierung in der Russländischen Fö-  
deration, Ukraine und Weißrussland.

Komm. Leitung  
Univ.-Prof. Dr. Klaus Segbers Tel.: 54058

Bibliographische Auskunft  
und Recherchen

Dr. Tessa Savvidis Tel.: 54208  
Hans-Werner Hermann Tel.: 56075

## Impressum

### Berliner Osteuropa Info (BOI)

Zeitschrift des Osteuropa-Instituts der FU Berlin  
ISSN 0945-4721

Erscheinungsweise: halbjährlich  
Herausgegeben vom Osteuropa-Institut, vertreten durch  
den Institutsratsvorsitzenden Prof. Dr. Wolfram Schrettl, PhD

Herausgeber dieser Ausgabe: Dr. Ulf Brunnbauer  
Kontakt:  
Diana Nikolova  
Email: [dnikolo@zedat.fu-berlin.de](mailto:dnikolo@zedat.fu-berlin.de)  
Tel.: 030/838 53380, Fax: 030/838 53788  
Anschrift: Garystr. 55, 14195 Berlin

Redaktionelle Mitarbeit: Brigitte Heuer

Druck: Drucker  
Ustowo 40d  
70-001 Szczecin  
tel./fax +48 91 4825165  
[www.drucker.pl](http://www.drucker.pl)  
[drucker@drucker.pl](mailto:drucker@drucker.pl)

Layout: Alexandra Klatt und Markus Laspeyres.  
[m.laspeyres@gmx.net](mailto:m.laspeyres@gmx.net)



vitamin 2D  
Geschwister-Scholl-Str.18  
14471 Potsdam

mob +49173\_69 88 411  
tel +49331\_70 24 653  
fax +49331\_620 44 08

[www.vitamin2D.de](http://www.vitamin2D.de)  
[kontakt@vitamin2D.de](mailto:kontakt@vitamin2D.de)

Inhaberin Alexandra Klatt

Das Berliner Osteuropa Info versteht sich als ständiges Informations- und Koordinationsorgan der Osteuropa-Forschung in Berlin-Brandenburg und darüber hinaus. Institutionen, WissenschaftlerInnen und an Osteuropa interessierte Personen sind eingeladen, sich durch Beiträge an diesem Vorhaben zu beteiligen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Redaktion behält sich die Kürzung der Beiträge aus Platzgründen vor.

# INHALT

Ulf Brunnbauer	Vorwort .....	2
<b>Forum</b>		
Ulf Brunnbauer	Alltag und Ideologie im Sozialismus – eine dialektische Beziehung .....	4
Chris Hann	Memory Tracks: state, nation and everyday life in 1970s Budapest .....	17
Joel Halpern	Yugoslav Socialism and its Aftermath as Viewed Through the Lens of Personal Experiences in the Balkans, 1953–2004 .....	24
Pavel Kolář	Welch ein Galimathias! Die Auseinandersetzungen in den regionalen und lokalen Organisationen der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei nach dem XX. Parteitag der KPdSU .....	34
Sándor Horváth	Urban Socialism and Everyday Life in Sztálinváros .....	43
José M. Faraldo	Gloomy Landscapes. Everyday strategies of identity in 1960s Poland. A case study .....	51
Maja Brkljačić	Pig’s Head. Stories of Tito’s Childhood .....	58
Valeska Bopp	„Wir haben uns zurechtgefunden ...“ Mangel und Überlebensstrategien in Rumänien in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts .....	70
Heike Winkel	Zwischen Emanzipation und Analphabetentum. Identität als Ereignis in Ideologie und Praxis des sowjetischen Eingabewesens .....	83
Kirsti Jõesalu	„The Right to Happiness“ – Echoes of Soviet Ideology in Biographical Narratives .....	91
Matthias Schwartz	Wunder mit wissenschaftlicher Begründung. Verzauberter Alltag und entzauberte Ideologie in der sowjetischer Science Fiction der Nachkriegszeit .....	100
<b>Berichte aus dem OEI</b>		
J. Kant/W. Stuppert	Trivium – ein deutsch-weißrussisches Austauschprojekt .....	110
Herwig Roggemann	Law in Transition. Reform of Post Socialist Legal Systems in Central and Eastern Europe and Comparative Law .....	114

# VORWORT

*Ulf Brunnbauer (Berlin)*

## Ideologisierte Praxis und praktizierte Ideologie im Realsozialismus

Während des Kalten Krieges war die Sicht auf die realsozialistischen Gesellschaften Ost- und Südosteuropas durch das Paradigma des Totalitarismus geprägt – und verstellt: Sowohl Wissenschaftler und Politiker als auch weite Teile der veröffentlichten Meinung porträtierten die Gesellschaften im Osten als gänzlich von der Willkür der herrschenden kommunistischen Partei determiniert. Es wurde zwar weithin eingestanden, dass Ungarn und Jugoslawien sowie zeitweise auch Polen nicht so recht in dieses Paradigma passten, aber grundsätzlich wurden die realsozialistischen Staaten mit folgenden Eigenschaften versehen:

- hochgradige Konzentration der Macht in den Händen der Parteiführung (oder gar einzelner Parteiführer);
- Kontrolle der gesamten Gesellschaft durch den Staat, der in die letzten Poren des alltäglichen Lebens eindringt und eine monolithische Ideologie propagiert, der Bildung, Kultur und öffentliche Meinung unterworfen sind;
- Schwäche der Gesellschaft, deren „einfachen“ Mitgliedern nur die Konformität bleibt, wollen sie nicht als Dissidenten die Macht des Staates am eigenen Leib verspüren.

Das totalitaristische Paradigma sah Orwells Anti-Utopie tatsächlich verwirklicht und übernahm dabei das Selbstbild der kommunistischen Parteien, die sich als die „führende Kraft der Gesellschaft“ verstanden. Was das Politbüro oder der Diktator beschloss, das schien auch wirklich zu passieren. Eine solche Darstellung erwies sich natürlich aus politischen Gründen als sehr vorteilhaft: Wer sich einen derart monolithischen, von einer aggressiven Ideologie getriebenen, die Bürgerrechte ignorierenden Gegner entwirft, findet leichter die Zustimmung seiner Bevölkerung, um Unsummen für Rüstung auszugeben und in aller Welt den Kommunismus zu bekämpfen, als wenn das andere System schwach, von inneren Widersprüchen geplagt, heterogen und gleichzeitig anpassungsfähig erscheint.

Aber schon während des Kalten Krieges gab es Stimmen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die dieses simplifizierte Bild hinterfragten. Historische Forschungen über die Natur des Stalinismus, etwa von der US-amerikanischen Historikerin Sheila Fitzpatrick, zeigten zum Beispiel, dass auch der Stalinismus nicht einfach Ausfluss der Hybris eines Individuums war, sondern mit den Interessen einer signifikanten sozialen Gruppe zusammenhing. Anthropologische Forschungen aus jener Zeit (die allerdings teilweise erst nach 1989 veröffentlicht wurden), wie die von Chris Hann in Ungarn (siehe seinen Beitrag in diesem Heft) und Polen, David Kideckel und Katherine Verdery in Rumänien, Joel Halpern (auch er ein Autor dieses Hefts) und seinem Team in Jugoslawien, Caroline Humphrey in der Sowjetunion, John Bornemann in der DDR oder Gerald Creed in Bulgarien, sowie soziologische Forschungsarbeiten machten deutlich, dass die gesellschaftlichen Realitäten und sozialen Praktiken in den realsozialistischen Ländern keinesfalls nur durch den Willen der Partei erklärbar waren.

Diese Ansätze wurden in den letzten Jahren verstärkt fortgeführt. Zahlreiche Arbeiten behandeln aus unterschiedlichen Perspektiven die Kluft, die im Realsozialismus zwischen ideologischem Anspruch und sozialer Realität bestanden hat. Sie zeigen die vielfältigen Strategien der betroffenen Bevölkerungen auf, die dazu gedient haben einerseits Autonomie aufrecht zu erhalten und andererseits ein halbwegs erträgliches Leben zu führen. Dabei wird deutlich, dass die realsozialistischen Systeme von Aushandlungsprozessen zwischen Herrschern und Beherrschten geprägt gewesen sind und dass selbst diese Dichotomie problematisch ist, da breite gesellschaftliche Gruppen „Macht“ – wenn auch nicht im formalen Sinne – besessen haben. Das Leben im Realsozialismus war viel widersprüchlicher, als sich damalige offizielle Rhetorik und westliche Sichtweise eingestanden; den Menschen standen selbst in einem so repressiven System wie dem Ceaușescus noch Handlungsoptionen offen, welche die Politik von Staat und Partei modifizierten.

Die wichtige Einsicht, dass das konkrete Leben im Sozialismus nicht einfach auf die Beschlüsse des Politbüros reduzierbar ist, darf aber nicht zum gegenteiligen Extrem, der Unterschätzung des transformativen Potentials des realsozialistischen (wie eines jeden modernen) Staates, führen. Soziale Praxis und Ideologie fielen zwar oft auseinander, aber gleichzeitig vermochte der Staat, soziale Identitäten zu formen und Normalbiografien vorzugeben, welche das Spielfeld der gesellschaftlichen Aushandlung darstellten. Die Inhalte entsprachen oft nicht den Vorstellungen der Parteiführer, aber nichtsdestotrotz waren sie in vielfacher Weise mit dem sozialistischen System verbunden. Als Ergebnis entstand eine spannungsreiche dialektische Verbindung zwischen Politik und Ideologie einerseits und sozialer sowie individueller Praxis andererseits: Staat und Gesellschaft standen sich nicht dichotomisch gegenüber, sondern waren kompliziert und durchaus widersprüchlich ineinander verwoben.

Von diesen Einsichten ausgehend versucht dieses Heft einige wichtige Aspekte realsozialistischer Vergesellschaftung zu beleuchten. Es geht dabei um Fragen der Ideologie und wie sich diese im alltäglichen Leben festzumachen versuchte ebenso wie um soziale Praktiken, die den Intentionen der Machthaber zuwider liefen. Die einzelnen Autorinnen und Autoren dieses Heftes, die auf intensive und langjährige Forschungen über – und teilweise auch in – realsozialistischen Gesellschaften zurückblicken können, fügen somit den Ambivalenzen des Realsozialismus einige neue Facetten hinzu. Als Herausgeber erscheint mir dies nicht nur eine forschungsimmanent wichtige Aufgabe zu sein, sondern auch als essentiell für das Verständnis der gegenwärtigen Verhältnisse im post-sozialistischen Raum: der Realsozialismus ist verschwunden, aber nicht die von ihm geschaffenen sozialen Identitäten und Praktiken.

## Alltag und Ideologie im Sozialismus – eine dialektische Beziehung

Ulf Brunnbauer (Berlin)

### Zwei Vignetten zur Einleitung

#### *Die Partei mit ihren eigenen Waffen besiegen*

Ähnlich wie andere moderne – und in unserem Kontext insbesondere realsozialistische – Staaten betrieb auch die Bulgarische Kommunistische Partei seit den späten sechziger Jahren aus Sorge um das immer niedriger werdende natürliche Bevölkerungswachstum eine pronatalistische Politik, die sich in einer Reihe von sozial- und familienpolitischen Maßnahmen zur Stimulierung der Fertilität niederschlug (vgl. Brunnbauer/Taylor 2004). Dabei ergab sich allerdings ein moralisches Dilemma für die Parteiideologen: Um der offiziellen Aufforderung zum Kinderkriegen nachzukommen, mussten die Bürgerinnen und Bürger zwangsläufig Geschlechtsverkehr haben – mit dem Sex hatten aber die bulgarischen Kommunisten ihre Probleme, weshalb sie ihn nur sehr schamhaft und moralisch verbrämt in der Öffentlichkeit diskutierten. Außerehelicher Sex von verheirateten Personen war sowieso verpönt, Ehebruch als „Vergehen gegen Ehe und Familie“ sogar strafbar. Dieser inhärente Zielkonflikt konnte von den Adressatinnen und Adressaten dieser Politik zur Legitimierung von Verhaltensweisen genutzt werden, welche aus der Perspektive der Partei deviant waren.

Das folgende Beispiel kann verdeutlichen, wie Einzelpersonen versuchten, Ambivalenzen in der offiziellen Rhetorik zur Rechtfertigung ihres Handelns zu nutzen: Am 26. März 1978 schickt Frau V. N. D. aus Pazardžik ein Bittschreiben an die größte Massenorganisation des sozialistischen Bulgariens, die Vaterländische Front.<sup>1</sup> Sie beklagt sich, dass der Richter in ihrem Scheidungsverfahren ihrem Mann die Wohnung und das Auto zugesprochen habe, weil sie des Ehebruchs für schuldig befunden worden war. Aber warum hat sie Ehebruch begangen, den sie auch nicht abstreitet? Im Jahr 1970 hatte sie D. P. L. aus Pazardžik geheiratet. Bis 1972 lebten sie zusammen bei ihren Eltern. Im Jahr 1972 konnten sie in ihre eigene Wohnung ziehen, wobei ihre Eltern bei der Ausstattung der Wohnung sowie beim Erwerb eines PKW halfen. Das Eheglück litt aber an Kinderlosigkeit, für die ihr impotenter Mann verantwortlich war. Ihr Mann sah das aber nicht so und übte großen Druck auf sie aus, indem er ihr ständig Unfruchtbarkeit vorwarf. Darauf hin entschloss sie sich, ihn vom Gegenteil zu überzeugen: „Ich ging intime Beziehungen mit einer anderen, unverheirateten Person ein und wurde von dieser schwanger.“ Danach wurde sie nochmals von diesem Mann schwanger und gebar ein zweites Kind. Sie bereut ihren „unbedachten Schritt“, aber sie habe das einzig allein aus „Liebe zu Kindern, dem Wunsch und Instinkt, eine Mutter zu werden“ und „nur um eigene Kinder zu haben, sie zu gebären, auf sie zu sehen und sie zu erziehen“ getan. Zu ihrer Rechtfertigung verweist sie auf die offizielle Ideologie: „Das ist die Linie der Partei, so sind die Losungen von Genosse TODAR /sic/ ŽIVKOV, mit diesem Ziel wur-

de das Gesetz zur Förderung der Fertilität in Bulgarien erlassen.“ Aber obwohl sie eigentlich nur der Parteilinie gefolgt war, wurde sie vom Gericht des Ehebruchs für schuldig befunden und ging daher ohne Anspruch auf das gemeinsame Eigentum aus dem Scheidungsverfahren hervor. Als Mutter mit zwei Kindern musste sie die Wohnung, die noch dazu ihre Eltern finanziert hatten, verlassen:

„Aber widerspricht das nicht dem Gesetz zur Stimulierung der Geburtenrate in Bulgarien, steht diese Entscheidung nicht im Widerspruch mit allen normativen Dokumenten, die in Zusammenhang mit dem Schutz von Mutter und Kind erlassen wurden? Wird denn nicht alles getan für die Kinder im Namen der zukünftigen Erbauer des Kommunismus?“

Natürlich handelt es sich hier um einen Einzelfall. Aber es geht nicht um seine Repräsentativität, sondern um seine pragmatische Logik: V. N. D. zog die offizielle Ideologie des Regimes zur Rechtfertigung von Handlungen heran, die aus einer anderen offiziellen Perspektive betrachtet als unmoralisch galten, wobei sie fast wörtlich die offiziellen Phrasen der Partei wiederholte, die wieder und wieder davon sprach, dass es die natürliche Aufgabe der Frauen und ihr sehnlichster Wunsch sei, Kinder zu bekommen.

#### *Warenaustausch anstelle von „sozialistischer Lebensweise“*

Stärker und länger als andere sozialistische Regime widmeten sich die bulgarischen Kommunisten der sozialistischen Umgestaltung des alltäglichen Verhaltens. Die „sozialistische Lebensweise“ (*socialističeski način na život*) fasste alle jene Verhaltensweisen und Wertvorstellungen zusammen, die den Bürger und die Bürgerin des Sozialismus auszeichnen sollten, wobei sich vor allem die Vaterländische Front (*Otečestven front*) um die Propagierung der „sozialistischen Lebensweise“ kümmerte. Ihre Aktivisten und Ideologen entwarfen sozialistische Handlungsanleitungen für praktisch alle Bereiche des sozialen und privaten Lebens (vom Familienleben und dem richtigen Freizeitverhalten über den korrekten Geschmack und die passende Kleidung bis hin zur Verkehrssicherheit und den Trinkgewohnheiten) und identifizierten unermüdlich Abweichungen vom sozialistischen Ideal.

Die grundlegende Schwierigkeit war, dass einerseits die gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse bestimmte soziale Praktiken notwendig (oder möglich) machten, welche den sozialistischen Idealen nicht entsprachen; andererseits fielen die Werthaltungen und Lebensstile der „einfachen“ Menschen nicht immer mit denjenigen der Ideologen der sozialistischen

Lebensweise zusammen. Als Resultat ergab sich ein breiter Bereich der Informalität, dem verschiedene Institutionen des sozialistischen Staates unterschiedlich begegneten: Den Vertretern der reinen Lehre waren sie ein Dorn im Auge; die mit der praktischen Politik befassten Organe von Staat und Partei sahen aber oft großzügig darüber hinweg, da sie wussten, dass informelle Praktiken das Gesamtsystem am Laufen hielten. Im konkreten Fall zog somit die Vaterländische Front oft den Kürzeren in der Auseinandersetzung mit anderen sozialistischen Institutionen, und die „sozialistische Lebensweise“ wurde dem realen Leben geopfert.

Ein Beispiel aus der Spätzeit des bulgarischen Sozialismus verdeutlicht die offizielle Akzeptanz informeller Praktiken ebenso wie den Kampf anderer Offizieller dagegen:

Im April 1988 wandten sich die Vorsitzenden der Basisorganisationen der Vaterländischen Front im Stadtviertel „Jordan Kiskinov“ in Sofia mit einem Protestschreiben an den Staatsrat der Volksrepublik Bulgarien, den Nationalen Rat der Vaterländischen Front, die Redaktion der Tageszeitung *Otečestven front* und das Staatsfernsehen.<sup>2</sup> Sie beklagten sich über einen in ihrem Wohnviertel in der Nähe des (legalen) landwirtschaftlichen Kooperativemarktes jeden Samstag und Sonntag stattfindenden nicht genehmigten Markt, bei dem getragene Kleidung und neues Gewand aus dem Ausland, Lebensmittel und Lebewesen (Hunde, Kaninchen, Tauben, Fische usw.) verkauft wurden. Die Zustände auf diesem wilden Markt seien „unter jeglicher Kritik“. Zum einen gäbe es nicht ausreichend freien Platz für diesen Markt; Kunden probierten daher das Gewand in Hauseingängen, Kellern, hinter Autos und Büschen an – „was für die Bewohner im Viertel äußerst unangenehm ist“. Da es auch keine Toiletten gab, würden sich die Besucher in den Höfen, auf den Parkplätzen und in den Grünanlagen erleichtern – bei größeren Geschäften auch in Aufzügen und Kellern. Da auf diesem Markt auch große Mengen an Sonnenblumenkernen verkauft wurden, glich der Platz nach Abzug der Verkäufer und Besucher einem „Schlachtfeld“ – die Bulgaren (und weniger auch die Bulgarinnen) lieben es ja, Sonnenblume zu kauen, wobei die Schalen ausgespuckt werden: ein klarer Verstoß gegen das Gebot der Hygiene und Sauberkeit, das einen wesentlichen Bestandteil der sozialistischen Lebensweise ausmache. Hinzu kam, dass die vielen Autos der Marktbesucher die Straßen und Parkplätze verstopften und die Luft verpesteten.

Gegen alles das hätten die Stadtverwaltung sowie die Verkehrspolizei bisher trotz mehrfacher Aufforderung und Gesprächen mit den Verantwortlichen nichts unternommen (allerdings geht aus den Unterlagen der Bezirksverwaltung hervor, dass seit 1986 über 160 Verwaltungsstrafen über Verkäufer auf diesem nicht genehmigten Markt verhängt worden waren).<sup>3</sup> „Als Vorsitzende der Basisorganisationen sind wir in einer schwierigen Situation und sind nicht mehr in der Lage, irgendwelche gesellschaftlich-politische Manifestationen zu organisieren, weil uns die Leute nicht mehr glauben.“<sup>4</sup>

Wie dieses Beispiel zeigt, machten die Bedürfnisse und die Selbstorganisation der Menschen den

Vorhaben der Vaterländischen Front so manchen Strich durch die Rechnung, und auch die Staatsverwaltung hatte oftmals andere Prioritäten. Informelle Praktiken waren wichtig für das Leben der Menschen und wurden daher, sofern gewisse Grenzen nicht überschritten wurden, von der Parteiführung geduldet. Aber, wie die im Beispiel erwähnten Vertreter der Vaterländischen Front genau wussten, sie untergruben auch die politische Handlungsfähigkeit des Regimes, da die Bevölkerung lernte, dass Regeln umgangen werden konnten. Aufgrund der vielfachen, komplexen informellen Beziehungen und Handlungen wurde es für die Partei immer schwieriger, mit konkreten Maßnahmen bestimmte Ziele zu erreichen, da die Diffusität und die Unvorhersehbarkeit der Ergebnisse von Politik zunahmen.

Der thematische Schwerpunkt des vorliegenden Heftes liegt auf der durch die beiden Vignetten angedeuteten ambivalenten – und zugleich dialektischen – Beziehung zwischen Ideologie und Politik des Realsozialismus einerseits und alltäglicher sozialer Praxis andererseits – eine Beziehung, die für das Verständnis des Charakters realsozialistischer Systeme, insbesondere in ihrer post-stalinistischen Ausprägung, von zentraler Bedeutung ist. Der Alltag war einerseits ein zentrales Feld der sozialistischen Politik; andererseits eröffnet die Forschungsperspektive auf die alltäglichen Praktiken und Lebensstrategien einen wichtigen Einblick in die Funktionsmechanismen des sozialistischen Gesellschaftssystems. Kommunistische Staatsführungen wollten allenthalben einen Neuen Menschen schaffen, der sich in Umgangsformen, Verhaltensweisen und Weltbild vom Menschen des Kapitalismus positiv abheben sollte, und sie widmeten der angestrebten Umgestaltung menschlicher Daseinsformen einen beträchtlichen ideologischen und politischen Aufwand. Eine Analyse der Ergebnisse dieses Vorhabens, die – und hier sind sich viele zeitgenössische sozialistische sowie westliche Autoren ebenso wie post-sozialistische Interpretationen einig – aus der Perspektive der Parteiideologen ernüchternd waren, gibt daher Aufschluss sowohl hinsichtlich der Reichweite sozialistischer Politik als auch der Strategien der Rezeption, Anpassung, Modifikation, Akzeptanz und Ablehnung von offizieller Politik durch die Gesellschaft. Dabei werden auch ein weiteres Mal die Unterschiede zwischen den einzelnen sozialistischen Staaten und den Erfahrungen, welche die betroffenen Bevölkerungen mit dem Sozialismus machten, deutlich, denn Parteiführungen, die hauptsächlich mit dem unmittelbaren Machterhalt beschäftigt waren und deren Legitimität sehr schwach war (wie zum Beispiel die polnische), konnten nur wenig Energie dem Versuch, auch den Alltag sozialistisch umzugestalten, widmen. Dementsprechend unterschiedlich war die Intensität, Reichweite und Homogenität der sozialistischen Gesellschaftspolitik.

### Die Umgestaltung des Alltags

Die systematische Beschäftigung mit der Frage, wie denn der Alltag des Sozialismus aussehen sollte, setzte bereits bald nach der Oktoberrevolution ein,



denn den Bolschewiki ging es nicht nur um die Übernahme der Macht, die Abschaffung kapitalistischer Ausbeutung und die Modernisierung des Landes, sondern um die grundsätzliche Reorganisation des als formbar gedachten Menschen in allen seinen Manifestationen. Der Neue Mensch galt auch als Voraussetzung für den dauerhaften politischen und wirtschaftlichen Erfolg der Revolution. Stefan Plaggenborg fasst den Charakter der diesbezüglichen nachrevolutionären Kulturentwürfe in Sowjetrußland zusammen:

*Ein Held der Arbeit (Dimitrnograd, 1950er)*



„Aber es ging um mehr als um Erziehung. Der Zugriff war total, und bestand im Anspruch, nicht nur einen – wenn auch großen – Teilausschnitt des menschlichen Lebens nach der Revolution zu verändern, sondern die *conditio humana* überhaupt zu reorganisieren, um gleichsam die *conditio humana sovietica* zu schaffen“ (Plaggenborg 1996: 349).

Der „Neue Mensch“ sollte gleichsam Endpunkt der revolutionären Bemühungen sein, als Bürger der zu schaffenden kommunistischen Ordnung. In den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution konkurrierte dabei noch eine Vielzahl an Vorstellungen, was denn nun den Neuen Menschen auszeichne und wie dieses Ziel zu erreichen sei; in radikalen Milieus in den großen urbanen Zentren des europäischen Rußlands versuchten junge Aktivisten revolutionäre Lebensformen in Form von Kommunen auch praktisch zu leben (vgl. Stites 1989). Eine größere Anziehungskraft auf die Massen hatte die Proletkultbewegung (*proletarskaja kul'tura*), die auf der Basis von Ideen der vorrevolutionären radikalen Intelligenz Rußlands eine genuin proletarische revolutionäre Kultur schaffen wollte, die mit allem Alten brach (Gorsen/Knödler-Bunte 1974). Eine sehr spezifische Spielart war auch die breite Bewegung der sowjetrussischen Tayloristen und Anhänger der so genannten „wissenschaftlichen Organisation der Arbeit“ in den

zwanziger Jahren, die das ganze Leben nach arbeitswissenschaftlichen Prinzipien neu ordnen wollten und den Menschen als Zahnrädchen in der großen Gesellschaftsmaschine des Sozialismus ansahen (Brunnbauer 2001). Das Menschenbild dieser Strömung, am radikalsten und einflussreichsten repräsentiert vom Poeten und Arbeitswissenschaftler Aleksej Gastev, wird in Evgenij Zamjatin's Dystopie „Wir“ (*My*) aus dem Jahre 1924<sup>3</sup> eindrücklich skizziert – signifikanterweise schilderten viele westliche Autoren während des Kalten Krieges in ihrer antikommunistischen Emphase den Alltag im Kommunismus in ähnlichen Begriffen.

Wenn auch die Führung der Bolschewiki wenig Sympathie zeigte für radikale und zumeist außerhalb der Obhut der Partei statt findende Versuche, die neue Lebensform des Sozialismus zu verwirklichen, so war sie sich doch der Notwendigkeit, der politischen Revolution auch eine kulturelle folgen zu lassen, bewusst. In Lenins pragmatischer Sicht der Dinge ging es dabei vor allem um die Überwindung von konservativen Vorstellungen sowie die Aneignung moderner Verhaltensweisen und Bildungsstandards – nicht zuletzt, um die Arbeitsproduktivität zu heben. Trotzki widmete eine Reihe von Aufsätzen, die 1923 als Sammlung „Fragen des Alltagslebens“ (*Voprosy byta*) erschienen, eben diesen Problemen und betonte die Notwendigkeit der Revolutionierung des Alltags:

„Worin besteht denn heute unsere Aufgabe, was müssen wir vor allem lernen, was anstreben? Wir müssen ordentlich arbeiten lernen: exakt, sauber, ökonomisch. Wir brauchen Kultur in der Arbeit, Kultur im Leben, Kultur im Alltagsleben. Die Herrschaft der Exploiteure haben wir – nach langer Vorbereitung – durch den Hebel des bewaffneten Aufstands gestürzt. Aber es gibt keinen Hebel, um die Kultur mit einem Schlag zu heben. Hier bedarf es eines langen Prozesses der Selbsterziehung der Arbeiterklasse, und mit ihr zusammen und nach ihr auch der Bauernschaft“ (Trotzki 2001: 16).

Diese Aufgabe war allerdings alles andere als einfach:

„Das Alltagsleben ist viel konservativer als die Wirtschaft, unter anderem auch deshalb, weil es noch weniger bewusst erkannt wird als die Letztere. Auf dem Gebiete der Politik und Ökonomie handelt die Arbeiterklasse als Ganzes, rückt darum ihre Avantgarde – die kommunistische Partei – an erste Stelle und verwirklicht in erster Linie durch sie ihre historischen Aufgaben. Auf dem Gebiete des Alltagslebens ist die Arbeiterklasse in Familieneinheiten zersplittert. Der Wechsel der Staatsmacht, sogar der Wechsel der ökonomischen Ordnung – der Übergang der Fabriken und Werke in den Besitz der Werkstätigen –, das alles übt natürlich seinen Einfluss auf die Familie aus, doch wirkt dieser Einfluss nur von außen her, nur indirekt, ohne unmittelbar

die aus der Vergangenheit ererbten Lebensformen der Familie zu berühren. Die radikale Umgestaltung der Familie und überhaupt des Gefüges des Alltagslebens würde in hohem Grade bewusste Bemühungen der Arbeiterklasse in ihrem ganzen Umfang erfordern und setzt in dieser selbst eine wuchtige Kleinarbeit des inneren kulturellen Aufstiegs voraus. Hier müssen tiefe Schichten aufgepflügt werden“ (ebd., 39).

Die Bolschewiki nahmen somit für sich nicht nur eine politische, sondern auch eine zivilisatorische Mission in Anspruch, die sich tief in die Ideologie der Sowjetunion und später der anderen kommunistischen Staaten einschrieb. Schließlich waren sie überall – mit der Ausnahme der tschechischen Hälfte der Tschechoslowakei und Ostdeutschlands – mit dem Problem konfrontiert, ausgerechnet in dominant landwirtschaftlichen Gesellschaften mit einer vielfach noch weitgehend analphabetischen Bauernschaft den Sozialismus aufzubauen. Das „kulturelle Niveau zu heben“ war daher eines der zentralen politischen Vorhaben der Kommunisten. Sheila Fitzpatrick fasst die verschiedenen Niveaus dieser kulturellen Unternehmung zusammen:

„The first was the culture of basic hygiene – washing with soap, tooth-cleaning, not spitting on the floor – and elementary literacy, which was still lacking among a substantial part of the Soviet population. Here, the Soviet civilizing mission was construed in very similar terms to that of other European nations among backward native peoples, although it should be noted that in the Soviet case the ‘backward elements’ included Russian peasants. The second, emphasizing such things as table manners, behavior in public spaces, treatment of women and basic knowledge of Communist ideology, was the level of culture required of any town-dweller. The third, part of what had once been called ‘bourgeois’ or ‘petty-bourgeois’ culture, was the culture of propriety, involving good manners, correct speech, neat and appropriate dress, and some appreciation of the high culture of literature, music, and ballet. This was the level of culture implicitly expected of the managerial class, members of the new Soviet elite” (Fitzpatrick 1999: 80).

Die Revolutionierung des Alltags und die Vermittlung neuer Werte waren somit wesentliche Elemente der Schaffung einer neuen Gesellschaft, wie David Hoffmann festhält:

„Social transformation, however, required not only a scientific understanding of society but a means to change people’s thinking and behavior. It necessitated the inculcation of new cultural norms and values that could make everyday life orderly and productive” (Hoffmann 2003: 8).

Die kulturelle Revolution sollte die für die angestrebte moderne Fabrikökonomie notwendigen Verhaltensformen und Werthaltungen, wie Rationalität, Disziplin und Effizienz, vermitteln, wobei sich die bolschewistischen Theoretiker bewusst waren, dass diese Eigenschaften nicht nur auf den Bereich der Arbeit begrenzt sein konnten, auch wenn ihnen eine vor allem ökonomische Motivation zugrunde lag, sondern auch das Leben außerhalb der unmittelbaren produktiven Arbeit bestimmen mussten. (Nichts anderes war im Übrigen im Prozess der Herausbildung des Proletariats im Kapitalismus geschehen, wie E. P. Thompson eindrucksvoll zeigte.) Um es mit Antonio Gramscis Worten auszudrücken:

„Die Geschichte des Industrialismus war stets ein Kampf gegen das ‚tierhafte‘ Element im Menschen (und wird es heute in einer noch akzentuierteren und rigoroseren Form), ein ununterbrochener, oft schmerzlicher und blutiger Prozeß der Unterwerfung (natürlicher, tierhafter und primitiver) Instinkte unter neue, immer ausgedehntere und starrere Normen und Gewohnheiten der Ordnung, Genauigkeit und Präzision“ (Gramsci 1967: 389).

Die Aufgabe der gesellschaftlichen Ideologie ist es daher, die Internalisierung und die allgemeine Akzeptanz der geforderten Disziplinierung in die Wege zu leiten:

„Wird zwanghafter Druck auf den gesellschaftlichen Komplex ausgeübt [...], so entwickeln sich puritanische Ideologien, die dem immanenten Gebrauch der Gewalt die äußere Form der Überzeugung und des Konsensus geben“ (ebd., 390).

In den kommunistischen Ländern waren es Partei, staatliche Institutionen und diverse Massenorganisationen, welche sich der Aufgabe der für die Errichtung einer modernen Industriegesellschaft und eines modernen Staates unerlässlichen Disziplinierung der Bevölkerung

Sozialistischer Musterladen (Dimitrovgrad, 1950er)



widmeten, um so den Herausforderungen der Moderne und der nachholenden Entwicklung zu begegnen. Dies umfasste Bemühungen, die Arbeiter zur Internalisierung der Arbeitsdisziplin zu bringen, das allgemeine kulturelle und hygienische Niveau der Bevölkerung zu heben, „rückständige“ Elemente des Alltagslebens zu beseitigen, die Familienbeziehungen zu modernisieren, den Konsum und die Bedürfnisbefriedigung rational zu organisieren und die biologische Reproduktion nach ökonomischen und politischen Erwägungen zu steuern (vgl. Hoffmann 2003).

Allerdings ging es den kommunistischen Ideologen der Kulturrevolution nicht nur um die Vermittlung von Wertvorstellungen und Verhaltensweisen, wie sie als essentiell für einen modernen Staat erachtet wurden, sondern auch um die Eintrichterung spezifisch sozialistischer Werte. Der sozialistische Staat verstand, dass seine Macht letztlich nicht nur auf Terror und Unterdrückung beruhen konnte, sondern auch von den Charakteristika und Verhaltensformen seiner Bürger abhing. Deshalb stellte der Neue Mensch des Sozialismus eine wichtige politische Aufgabe dar, denn er (und sie) repräsentierte den Zustand der erfolgreichen Internalisierung der kommunistischen Ideologie durch die Bürgerinnen und Bürger.

Es ging also darum, die kommunistische Ideologie hegemonial zu machen, wobei sich die Ideologen der Partei bewusst waren, dass es mit dem ideologischen Monopol in der öffentlichen Meinung und im politischen Geschehen nicht getan war. Vielmehr muss eine Ideologie, die kulturelle und gesellschaftliche Hegemonie anstrebt, in (zumindest scheinbare) harmonische Deckungsgleichheit mit der sozialen Realität gebracht und zur unhinterfragten Grundlage des Lebens gemacht werden. Das reale Leben sollte die ideologischen Zielvorstellungen repräsentieren – das war der Endpunkt der sozialistischen Umgestaltung des Alltags. Kollektivismus, Gerechtigkeit, Gleichheit, Humanität in den sozialen Beziehungen, das Streben nach Höherem, der Wille zur Selbstaufopferung, kultivierte Verhaltensformen, Selbstperfektion usw. sollten nicht nur auf dem Papier bestehen, sondern real gelebt werden. Darin würde sich die Spezifik des Lebens im Sozialismus und seine Überlegenheit gegenüber dem Kapitalismus ausdrücken. Der Staat könnte dann sein repressives Potential auf die Verfolgung der – so die Ideologen – immer seltener werdenden Fälle von deviantem Verhalten konzentrieren, während die überwältigende Mehrheit der Menschen aus eigenem Antrieb sozialistisch leben und ihre persönlichen Interessen den allgemeinen unterordnen würde, die letztlich zusammenfallen würden.

Dies machte den Sozialismus zu einem ausgesprochen „moralischen“ Projekt, da die Menschen nicht nur vor sich hin leben, sondern in und durch ihr Leben zum Triumph des Kommunismus beitragen sollten. Die Verinnerlichung der sozialistischen Moral sollte die Menschen einerseits dazu bringen, den Sinn ihres Lebens nicht nur in materiellem Wohlstand zu suchen (die Parteiführungen waren sich nur zu bewusst, dass sie hier nicht mit der kapitalistischen Welt konkurrieren konnten), sondern für die Verwirklichung von

höheren Werten individuelle materielle Interessen hintanzustellen. Andererseits sollte das moralische Verhalten gesellschaftliche Stabilität garantieren, was angesichts der dramatischen gesellschaftlichen Veränderungen und der Auflösung traditioneller Formen der Sozialkontrolle dringlich schien. War einmal die Vorstellung der sozialistischen Moral etabliert, dann konnte unsozialistisches Verhalten als unmoralisch gebrandmarkt werden, auch wenn es nicht gegen Gesetze verstieß (und daher vom Unterdrückungsapparat des Staates in der Regel nicht verfolgt wurde). Die Durchsetzung der sozialistischen Lebensweise war daher mit der Propagierung eines moralischen Alltagslebens verbunden, wie sich beispielsweise unter Chruschtschow beobachten ließ:

„In Khrushchev’s vision, developing the economy, keeping order, and progressing from socialism to communism required active, enthusiastic, self-sacrificing workers, people untroubled by family problems, conflicting emotions, and illicit desires“ (Field 1998: 603).

„Moralisch“ zu agieren bedeutete nicht nur, fleißig und diszipliniert zu arbeiten, das sozialistische Eigentum zu achten, sich weiterzubilden, einen solidarischen und freundlichen Umgang mit seinen Mitmenschen zu pflegen, sondern auch, sein privates und familiäres Leben nach den Vorgaben der „sozialistischen Lebensweise“ zu gestalten. Dieser Neue Mensch des Realsozialismus hatte nicht mehr viel zu tun mit dem asketischen, mutigen, opferbereiten und Bilder stürmenden Berufsrevolutionär, der vor und in den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution der Vorstellung der Bolschewiki vom Menschen des Kommunismus zugrunde gelegen hatte. György Konrád und Iván Szelényi beschreiben diesen neuen Persönlichkeitstyp treffend:

„So wird der ‚Revolutionär des Alltags‘ geboren, dem jedwede extremistische oder auf-rührerische Ablehnung vollkommen fremd ist, der konstruktive Revolutionär, der sich vom durchschnittlichen Mitbürger dadurch unterscheidet, daß er auf allen Gebieten des Lebens optimal seinen Mann steht. In seiner Arbeit zeichnet er sich durch größeren Fleiß aus, in seinem Familienleben durch Muster-gültigkeit, als Autofahrer durch umsichtigere Fahrweise, bei der Pflege des Gartens durch größere Sorgfalt, er bildet sich weiter, um vor-wärtszukommen, er vergißt niemals, daß er all das Gute dieser Gesellschaft zu verdanken hat, und wenn andere das vergessen, erinnert er sie daran“ (Konrád/Szelényi 1978: 307).

Analog und in dialektischer Verbindung zum Wandel der Zielvorstellung hinsichtlich des Neuen Menschen des Sozialismus veränderten sich auch die praktischen Zugänge zur Umsetzung dieses ambitionierten Programms. Während des Stalinismus spielte Zwang eine zentrale Rolle, der sich aber schon bald als ineffizient für die Internalisierung von Disziplin und Rationalität erwies

(man denke nur an das leidige Problem der Arbeitsdisziplin, die sich trotz rigoroser Strafen während des Stalinismus nicht so recht einstellen wollte). Eine zweite frühe Strategie manifestierte sich in dem Glauben, dass die neuen materiellen Realitäten des Sozialismus mehr oder weniger automatisch eine sozialistische Kultur und Lebensweise zur Folge haben würden, denn schließlich bestimmte das Sein das Bewusstsein. Nichts verdeutlicht diesen Zugang besser als die im Sozialismus neu errichteten Städte, wie Magnitogorsk in der Sowjetunion, Nowa Huta in Polen, Stalinstadt/Eisenhüttenstadt in der DDR, Dimitrovgrad in Bulgarien und Sztálinváros/Dunajváros in Ungarn. In diesen Städten, deren Architektur und städteplanerische Umsetzung ganz und gar sozialistisch war und die als schwerindustrielle Zentren durch die Industriearbeiterschaft, die als Kulturträgerin der sozialistischen Werte vorgesehen war, dominiert wurden, konnten sich – so die Meinung der Ideologen und Städteplaner – nur genuin sozialistische Umgangsformen herausbilden, denn hier gab es weder vorsozialistische „Überbleibsel“ noch soziale Milieus, welche die Reinheit der sozialistischen Kultur verunreinigen konnten. Die „sozialistischen Städte“ symbolisierten den Glauben der Kommunisten während der stalinistischen Periode, dass die neue Gesellschaft durch wissenschaftliche Planung und die Mobilisierung der Massen auf der Basis einer Tabula rasa errichtet werden konnte. Stephen Kotkin schreibt dazu in seiner monumentalen Studie über Magnitogorsk:

„Nowhere was the euphoric sense of the revolution's renewed possibilities in the 1930s more in evidence than at Magnetic Mountain. [...] Magnitogorsk remained the quintessential emblem of the grand transformation whereby the Enlightenment goal of using science to perfect society, having been bonded to the French revolution's discovery of political mobilization and filtered through industrialization and the attendant rise of the working class“ (Kotkin 1995: 18).

Die sozialen und kulturellen Ergebnisse der sozialistischen Städte waren aber eher ernüchternd – zumindest entsprachen die sich in ihnen herausbildenden Lebensformen nicht den Blaupausen der Ideologen (vgl. Kotkin 1995; Janus 2000, Lebow 2001; Horváth in diesem Heft; Brunnbauer 2005). In der poststalinistischen Periode traten daher Agitation und eine umfangreiche Gesellschaftspolitik – verstanden in Zsuzsa Ferges Definition als „systematische soziale Intervention an allen Punkten des Zyklus der Reproduktion des sozialen Lebens“ (Ferge 1979: 13) – an die Stelle von direktem Zwang und Massenmobilisierung als Mittel der Umgestaltung des Alltags. Gesellschaftspolitik stellte sowohl die sozialpolitische Antwort auf konkrete soziale Probleme dar, wie sie von der Parteiführung und den sozialpolitischen Institutionen wahrgenommen wurden, als auch den Versuch, die soziokulturellen Strukturen zu transformieren. Begleitet wurde sie von agitatorischen Bemühungen um die Durchsetzung der sozialistischen Alltagskultur. Gesellschaftliche Institutionen wieder-

um, wie die in den meisten realsozialistischen Ländern in den späten fünfziger/frühen sechziger Jahren unter verschiedenen Namen etablierten Kameradschaftsgerichte, verfolgten deviantes Alltagsverhalten, wie Ehebruch, Gewalt in der Familie und übermäßiges Trinken, alles Verstöße gegen die sozialistische Moral, derer sich üblicherweise die normalen Strafgerichte nicht annahmen. Von Mitgliedern der Partei wurde ganz besonders moralisches Verhalten in ihrem privaten und gesellschaftlichen Leben erwartet, weshalb ihr Privatleben der Kontrolle seitens der Partei unterlag; wiederholte Verstöße gegen Anstand und Sitte konnten zum Parteiausschluss führen.

### Öffentliches und privates Leben

Die Revolutionierung des Alltags, die Etablierung der „sozialistischen Lebensweise“ und die Durchsetzung der kommunistischen Moral tangierten sowohl die öffentliche als auch die private Sphäre, wobei zu verschiedenen Zeitpunkten und in den einzelnen sozialistischen Ländern unterschiedliche Schwerpunktsetzungen vorgenommen wurden. Anfänglich jedenfalls herrschte unter den kommunistischen Parteiführungen Konsens darüber, dass die Kulturrevolution nur dann erfolgreich sein konnte, wenn sie auch die häusliche Sphäre umfasste, die als die am schwersten einzunehmende „Front“ galt (vgl. Buchli 2000: 24). So wurden in den Familien besonders resistente „Überbleibsel“ aus der Vergangenheit ausgemacht, wie Religiosität und Patriarchalität, die nur schwer zu beseitigen waren. Aber auch die Familienbeziehungen sollten auf eine sozialistische Grundlage gestellt werden, weshalb die kommunistischen Regime der Familienpolitik und der Schaffung einer „sozialistischen Familie“ durchwegs großes Gewicht beimaßen. Eine Vielzahl von Bildungs- und Agitationsveranstaltungen, Lehrbüchern und Zeitschriften, Radio- und Fernsehsendungen sowie Kinofilmen verbreiteten das Wissen darüber, wie sich die Bürger und Bürgerinnen der sozialistischen Gesellschaft sowohl in ihren eigenen vier Wänden als auch beim Umgang mit ihren Mitbürgern zu verhalten hatten. Das gesamte Leben, alle Aspekte der Gesellschaft und der materiellen Umwelt sollten rational und nach den Vorgaben der kommunistischen Moral organisiert sein. Dies war ein im Grunde ästhetisches Projekt, da es allumfassend und überdeterminiert war und nicht nur die Außenwelt, sondern auch die Innenwelt nach den Prinzipien sozialistischer Gesellschaftsästhetik umgestalten wollte (vgl. Groys 1998).

Initiativen, das häusliche Leben nach den Vorgaben der „sozialistischen Lebensweise“ und der „kommunistischen Moral“ zu reorganisieren, bedeuteten notwendigerweise den Eingriff des sozialistischen Staates in das private Leben seiner Bürgerinnen und Bürger. Die Nichtanerkennung eines Raumes privater Autonomie und der Legitimität von Einzelinteressen gilt Autoren wie Marc Garcelon und Oleg Kharkhordin daher auch als wichtiges Kennzeichen der staatssozialistischen Ordnung (Garcelon 1997; Kharkhordin 1997). Der Staat besetzte nicht nur die öffentliche Sphäre, die

umfassend politisiert und ideologisiert wurde, sondern versuchte auch immer wieder in die private Sphäre einzudringen. Gerade die vermeintliche totale Kontrolle des Staates über das private Leben und sein Anspruch, auch dieses seiner Ideologie zu unterwerfen, gelten häufig als Nachweis für den totalitären Charakter der realsozialistischen Regime. Dem steht die in Beschreibungen der realsozialistischen Gesellschaften häufige Konstatierung des Rückzugs in die Privatsphäre entgegen, den die Partei letztlich akzeptierte. György Konrád und Iván Szelényi schreiben dazu:

„Allerdings stimmt es, daß das westliche Ideal der Trennung von Privat- und öffentlichem Leben in der osteuropäischen Gesellschaft ziemlich starke Wurzeln geschlagen hat, so daß das Leben der Bewegung, abgesehen von einigen ehrenvollen Ausnahmen (wo sich beispielsweise die Eheleute gegenseitig mit Genosse anredeten und der Sohn den Vater anzeigte, der eine falsche Meinung vertrat), nicht in den Familienalltag eindringen konnte. Deshalb erreichte der Stalinismus im Kampf gegen die Privatisierung nicht einmal in seiner Blütezeit so glanzvolle Ergebnisse wie in China, wo auch der Familienverband integrierter Bestandteil des politischen Apparats wurde [...]“ (Konrád/Szelényi 1978: 298).

„In der nachstalinistischen Periode tritt die Politik nicht durch die Wohnungstür der Staatsbürger; die sich durch Klingeln Einlaß verschaffenden Agitatoren wurden durch den Fernsehschirm abgelöst. Die totale Politisierung des Alltags ist beseitigt. Der Staatsbürger hat die Unverletzlichkeit seiner Privatsphäre zurückgewonnen. In seiner Arbeitszeit muß er arbeiten und nicht politisieren, mit seiner Freizeit fängt er an, was ihm beliebt. Es erwachsen ihm eher Unannehmlichkeiten, wenn er privat politisiert, doch passiert ihm nichts, wenn er sich statt für Politik für Fußball, Musik, Briefmarkensammeln oder Brieftaubenzüchtung interessiert“ (ebd., 305f.)

In der Tschechoslowakei förderte die kommunistische Partei sogar aktiv den Rückzug in das Private im Rahmen der „Normalisierung“ nach der Niederschlagung des Prager Frühlings. Sie versprach den Menschen ein „ruhiges Leben“ und hoffte, dass Bürgerinnen und Bürger, die sich vornehmlich ihrem privaten Glück widmeten, keine politischen Ansprüche stellen und die Hegemonie der Partei nicht öffentlich herausfordern würden (Bren 2002: 125–127).

Es wäre aber verfehlt, aus dem so genannten Rückzug in das Private auf die Bedeutungslosigkeit der kommunistischen Ideologie für das Alltagsleben zu schließen. Denn erstens gab es weiterhin – in ihrer Intensität von Land zu Land unterschiedliche – ideologisch motivierte, teils massive Eingriffe des Staates in das private Leben, da im Realsozialismus in den Worten Tzvetan Todorovs „bestimmte Bereiche der Gesellschaft, trotz der Notwendigkeit mit der realen Welt

Kompromisse einzugehen, durch ideologische Prinzipien bestimmt werden“ (Todorov 1999: 5). Die Partei und ihre Kader konnten auf die Ideologie nicht verzichten, denn sie war ein wichtiger Bestandteil der Legitimation ihrer Herrschaft und ihres Anspruchs, die Exekutoren der objektiven Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung zu sein. Ohne diese Ideologie hätten die herrschenden Klassen im Realsozialismus die Aneignung und Redistribution des gesellschaftlichen Mehrprodukts durch den Staat ebenso wenig rechtfertigen können wie die Mobilisierung der Arbeitskraft der Bevölkerung, die für die Erreichung der Entwicklungsziele unumgänglich war. Die dominanten Gruppen der Gesellschaft versuchten ihre Position zu stärken und zu reproduzieren, indem sie die Bedeutungen, die Verhaltensweisen und den kulturellen Ausdruck normierten und ihre eigenen Interessen als diejenigen der gesamten Gesellschaft ausgaben. Diesem Vorhaben konnte die Partei durch ihre Kontrolle über die staatlichen Institutionen, die Kulturproduktion und die Medien Nachdruck verleihen, und es erklärt die große Bedeutung, die den Alltagsritualen zum Hochleben des Sozialismus beigemessen wurde (vgl. Burawoy/Lukács 1992: 29 u. 82f.). Die Propaganda der „sozialistischen Lebensweise“ reflektierte dabei die Vorstellungen, welche die Nomenklatura und die kommunistische Intelligenz von einem moralischen und geordneten Leben im Sozialismus hatten und die sie als allgemeines Ideal ausgaben.

Die Bedeutung der Ideologie als Instrument der politischen Steuerung manifestierte sich in den alltäglichen Leben der Menschen in vielerlei Hinsicht und nicht nur, weil die ideologisch motivierte Politik die materiellen und sozialen Grundlagen des Lebens veränderte. Lebensläufe wurden durch bestimmte ideologische Kategorien determiniert, die Menschen gewisse Chancen einräumten beziehungsweise nahmen. Ein Bereich, in dem ideologische Vorstellungen und von ihnen motivierte politische Maßnahmen im Alltag besonders relevant wurden, war die biologische Reproduktion, die in allen modernen Staaten ein zwischen öffentlicher Intervention und privaten Interessen umstrittenes Feld ist und zentrale Fragen sozialer und kultureller Moralvorstellungen berührt. Das Extrembeispiel diesbezüglich stellte Rumänien unter Ceauşescu dar, wo nach 1966 eine radikale Bevölkerungspolitik betrieben wurde, die das Sexualverhalten und damit das private Leben der Bürgerinnen und Bürger der staatlichen Observanz, Kontrolle und Steuerung unterwarf. Gail Kligman schreibt in diesem Zusammenhang:

„Domination of the public sphere and penetration of the private were crucial to the successful wielding of symbolic violence and served as effective mechanisms for integrating individuals into the functioning of socialist society“ (Kligman 1998: 14).

In Rumänien und auch anderswo versuchte der Staat die Familie zum Instrument seiner Politik zu machen; die zu beobachtende ideologische Affirmation der Familie und die daraus erfolgenden sozialpolitischen Maßnahmen zur Förderung der Familienstabilität wa-

ren aus der Perspektive der Parteiführung nicht dazu gedacht, die Familienautonomie zu stärken, sondern sollten andere Ziele der Partei (wie gesellschaftliche Stabilität, die Erbringung von Versorgungsleistungen für Nichtbeschäftigte sowie Fortpflanzung) erfüllen. Ganz abgesehen davon, ob die betroffenen Bevölkerungen die ideologischen Zielvorstellungen akzeptierten und ihnen gerecht wurden, waren ihre Leben von diesen Maßnahmen betroffen: So erklärt sich das niedrige Heiratsalter in einigen sozialistischen Ländern nicht durch „Tradition“, sondern durch die Koppelung wichtiger Sozialleistungen an den Ehestand – ein manifestes Beispiel wie staatliche Politik einen sehr privaten, ja intimen Aspekt individueller Lebensläufe beeinflusste.

Die Stilisierung der Familie als Sphäre der Autonomie ist daher irreführend. Vielmehr sollte sie als der Ort begriffen werden, an dem wesentliche Aushandlungsprozesse zwischen dem Staat und den Individuen über die Bestimmung der Lebensläufe stattgefunden haben, wie beispielsweise David Kideckel festhält.

„Of all social institutions, the household provides the primary context for the clash of state and individual, mediates the relationship between culture and labor, and influences the political ideology and practice of the dominated, particularly in peasant or peasant-worker societies“ (Kideckel 1993: 23).

Familien waren zwar vielfach das weitgehend einzige Refugium, in denen sich die Menschen eine gewisse Autonomie bewahrten, aber gleichzeitig wäre es falsch, sie als wirklich „private“ Sphären anzusehen. Im alltäglichen Leben gab es eine Vielzahl von staatlich determinierten Rahmenbedingungen, Möglichkeiten und Beschränkungen, die das Leben formten, oft, ohne dass dies den Menschen selbst bewusst gewesen wäre. Denn auch für realsozialistische Gesellschaften gilt, dass erstens das Private politisch ist und dass zweitens die Menschen Geschichte machen, dies aber oft nicht wissen. Aufgrund des weit reichenden Monopols des Staates über die wichtigsten Ressourcen der Produktion und Reproduktion und seine ideologische Handhabung dieser Ressourcen war ein vom Staat weitgehend unbeeinflusstes Familienleben höchstens an den Rändern der Gesellschaft denkbar. Allerdings ergab sich daraus keine einseitige Beziehung, sondern es entwickelten sich vielmehr komplizierte Interdependenzen zwischen dem staatlichen Sektor (beziehungsweise der Öffentlichkeit) und den Familien. So wurden die staatlichen Sozialleistungen von der Bevölkerung genutzt, um das Wohlergehen ihrer Familien zu sichern, ohne die anderen, mit der staatlichen Förderung der Familienstabilität verbundenen Zielvorgaben zu erfüllen (wie zum Beispiel eifrige Fortpflanzung). Susan Gal und Gail Kligman betonen daher:

„Rather than any clear-cut ‘us’ versus ‘them’ or ‘private’ versus ‘public,’ there was a ubiquitous self-embedding or interweaving of these categories. Everyone was to some extent com-

PLICIT in the system of patronage, lying, theft, hedging, and duplicity through which the system operated“ (Gal/Kligman 2000: 51).

Nichtsdestotrotz hielten die Menschen im Realsozialismus häufig an der bifurkativen Beschreibung der Gesellschaft in „wir“ und „sie“ fest beziehungsweise postulierten eine klare Dichotomie zwischen Familie/Privatsphäre und Staat/Öffentlichkeit. Dies kann durchaus als falsches Bewusstsein im Sinne einer der offiziellen Ideologie konträren Alltagsideologie angesehen werden, wobei diese signifikanterweise das offizielle Diktum von der führenden Rolle der Partei übernahm und bloß auf den Kopf stellte.

### Ideologie und Gesellschaft

Ideologie spielte aber auch dann eine Rolle, wenn sie scheinbar keine Rolle spielte und zum bloßen Bekennritual verkommen war. In seinem Essay „Versuch, in der Wahrheit zu leben“ beschreibt Václav Havel am Beispiel eines Fleischers ein typisches Verhalten der Beherrschten in staatssozialistischen Gesellschaften (Havel 1990: 28). Sie taten ihre Loyalität mit dem System kund, indem sie kommunistische Insignien in ihrem privaten Raum ausstellten oder sich an den öffentlichen Manifestationen des Regimes beteiligten. Diese Zeichen stellten einen Bezug zur Ideologie her – ganz egal, ob die Beherrschten sich zu ihr bekannten. Sie wussten jedenfalls, dass sie durch das Zeigen dieser Zeichen einen Anspruch erwirkten, von der Macht in Ruhe gelassen zu werden. Gail Kligman bezeichnet diese Strategie als „Duplizität“, die neben dem offenen „Komplimentum“ ein wichtiges Element des Habitus der Bürgerinnen und Bürger des Sozialismus wurde, die erlernten, wie sie sich zu verhalten hatten, um nicht mit dem Zwangsapparat des Staates in Berührung zu kommen (Kligman 1998: 14). Dadurch wurde die kommunistische Herrschaft stabilisiert, aber – so folgert zum Beispiel Kligman – langfristig auch unterminiert, da zum einen die Beherrschten auf vielfältige Weise versuchten, das System zu manipulieren, und zum anderen die Offenkundigkeit des bloß formalen oder aufgezwungenen Charakters der ideologischen Konformität die Legitimität der Herrschaft der Partei nach und nach untergrub. Nochmals Kligman:

„But when duplicity and complicity come to characterize society-wide relations, the system itself is fragile and structurally vulnerable to implosion“ (ebd., 15).

Diese Vorstellung erscheint allerdings problematisch, denn sie unterstellt, dass es neben der intrinsisch falschen Welt der Ideologie eine wahre Welt des autonomen Handelns gegeben hätte. Vielmehr waren beide Welten, die „ideologische“ und die „private“, real (Burawoy/Lukács 1992: 82). Ideologie wurde nicht bloß auf offiziellen Druck hin affirmiert, sondern stellte eine Form der Identität dar, welche einen legitimen

Anspruch auf Teilhabe am Staat und der Verteilung des Mehrprodukts begründete. Denn schließlich machte die Ideologie konkrete Versprechungen und benannte auch die für ihre Verwirklichung verantwortliche Institution: die kommunistische Partei, die eine blühende Zukunft, Friede und Gerechtigkeit, Gleichheit und allgemeinen Wohlstand, Befreiung der Frauen und Selbstverwaltung der Arbeiter versprach und sich als Initiatorin des gesellschaftlichen Fortschritts verstand. Das Problem der kommunistischen Parteien war vielmehr, dass sie – je offenkundiger Anspruch und Realität auseinander klafften und je weniger die Ideologie mit der gelebten Realität übereinstimmte – mit den Waffen ihrer eigenen Ideologie geschlagen werden konnten. Aus ihrer Selbstrepräsentation als die Alles bestimmende Kraft erwachsen früher oder später massive Legitimationsdefizite, denn wenn die Partei beim Wort genommen wurde, dann konnte sie auch für alle Defizite und Unzulänglichkeiten des Systems, an denen es bekanntlich nicht mangelte, verantwortlich gemacht werden. Die allgegenwärtigen „Bücher für Empfehlungen und Klagen“ waren daher durchaus ernst gemeint. Darin liegt einer der zentralen Unterschiede zwischen sozialistischen und kapitalistischen Gesellschaften begründet, denn in letzteren gibt es nicht den einen Akteur, der für alle Schwierigkeiten gerade stehen muss, sondern in ihnen macht sich die Ideologie – zum Beispiel des Konsums – viel unmerklicher an den alltäglichen Praktiken fest, während die Macht (scheinbar) dezentralisiert und anonym ist.<sup>6</sup> Katherine Verdery macht dieses Problem, das sich aus dem umfassenden ideologischen Anspruch sozialistischer Regime ergab, im Kontext der (zentralen) Beziehung zwischen Arbeiterschaft und sozialistischem Staat fest:

„The very form of Party rule in the workplace, then, tended to focus, politicize, and turn against it the popular discontent that capitalist societies more successfully disperse, depoliticize, and deflect. In this way, socialism produced a split between ‘us’ and ‘them’, workers and Party leaders, founded on a lively consciousness that ‘they’ are exploiting ‘us’. This consciousness was yet another thing that undermined socialist regimes. To phrase it in Gramscian terms, the lived experience of people in socialism precluded its utopian discourse from becoming hegemonic – precluded, that is, the softening of coercion with consent“ (Verderey 1996: 23).

Genau dieser totale Anspruch eröffnete paradoxerweise den Bürgerinnen und Bürger des Sozialismus aber Verhandlungsspielräume und Einflussmöglichkeiten, denn die kommunistischen Parteien mussten aus Sorge um ihre Legitimität eine gewisse Flexibilität an den Tag legen und Arrangements akzeptieren, die der ursprünglichen Ideologie widersprachen. Durch das Nichtzugestehen einer Sphäre der – wie vermeintlich auch immer – autonomen Zivilgesellschaft und der nicht politisierten Öffentlichkeit sowie durch die Zentralisierung der Macht reduzierten die kommunistischen Parteien letztlich ihren Handlungsspielraum und mussten in Kauf

nehmen, dass die Bürgerinnen und Bürger aus der von der Partei wahrgenommenen Notwendigkeit, Ideologie und soziale Realität deckungsgleich zu machen, eine sehr kalkulierende Haltung zum Staat entwickelten, aber nur partiell seine Verhaltensvorschriften annahmen. Daraus entstand eine besondere Reformdynamik, da Partei und Staat auf informelle Problemlösungen und auf Divergenzen zwischen sozialer Praxis und ideologischen Zielvorgaben neue Antworten finden mussten, seien sie ideologischer oder praktischer Natur. Gerald Creed schreibt diesbezüglich in seiner Analyse der „Domestizierung der Revolution“ im bulgarischen Dorf:

„The paternalistic state’s total responsibility for the society forced it to accept many of these arrangements, even when they were in conflict with other state structures or objectives – a situation I call ‘conflicting complementarity’. Such dissonance, however, provoked state redress through escalating reform programs, which in turn induced villagers and others to make new accommodations, further integrating the socialist system and provoking more radical reforms. [...]

Attempting to manage all dimensions of their society, socialist states left no area outside their purview or, more to the point, beyond their responsibility. Any solution that caused problems elsewhere was just another problem for the state. There was no area of life that could be sacrificed with impunity, no private sector to be blamed or called on to contribute. Consequently, socialist planners and leaders found themselves constantly balancing potentially contradictory demands to achieve some sort of complementarity“ (Creed 1998: 5 u. 8).

Diese „Komplementarität“ erzielten die Parteiführungen nicht nur, indem sie Initiativen zur Überwindung nichtkonformer Praktiken starteten, sondern auch, indem sie die Ideologie anpassten (ohne aber ihre wesentlichen Elemente aufzugeben). Dies führte einerseits zu höherer ideologischer Flexibilität und zur Neuformulierung von bestimmten Ideen, aber andererseits auch zu einer gewissen ideologischen Arbitrarität, weil teilweise sehr unterschiedliche oder gar widersprüchliche Handlungen von den Betroffenen durch die Bezugnahme auf Versatzstücke der offiziellen Ideologie als „sozialistisch“ legitimiert werden konnten. Die ideologische Heterogenität manifestierte sich auch in divergierenden Zielvorstellungen unterschiedlicher Institutionen.

Auf der Ebene der sozialen Praxis resultierte aus dem Auseinanderfallen von ideologischem Anspruch und sozialer Realität, dass sich informelle Beziehungen rasant ausbreiteten, welche die inhärenten Unzulänglichkeiten der „Ökonomie der Knappheit“ und der extremen Machtkonzentration mit ihren fehlenden Feedbackmechanismen ausglich. Sie trugen zugleich zur Stabilisierung des Systems und zur Verbesserung der Lebensbedingungen, aber auch zur Aushöhlung der realsozialistischen Ordnung bei, da die Partei diese

informellen Beziehungen aufgrund ihrer ideologischen und politischen Prämissen zwar stillschweigend akzeptieren, aber nicht gänzlich formalisieren konnte, ohne wesentliche Grundlagen des realsozialistischen Systems aufzugeben. Ein solcher Weg führte zwangsläufig zur Systemtransformation und zum Verlust der „führenden Rolle“ der kommunistischen Partei, wie Ende der achtziger Jahre deutlich werden sollte.

Die informellen Praktiken entwickelten sich aber dennoch nicht zwangsläufig in Opposition zu Partei und Staat, sondern wurden von diesen häufig – implizit oder explizit – geduldet; auch das war ein Ausdruck der von Gerald Creed angesprochenen „konflikthaften Komplementarität“, die das realsozialistische System auszeichnete. Staatliche Behörden ließen zum Beispiel Arbeiter oder Kollektivbauern bei ihren privaten Unternehmungen gewähren und unterstützten diese noch, indem sie den Missbrauch von Arbeitszeit und gesellschaftlichem Eigentum nicht ahndeten. In einigen Fällen wuchs sich dies bis zur offiziellen Unterstützung von informellen Praktiken, zum Beispiel durch die Legalisierung privatwirtschaftlicher Aktivitäten, aus. Der informelle Sektor existierte daher nicht gegen den öffentlichen, sondern in einer symbiotischen beziehungsweise parasitären Beziehung zu ihm. Für viele Wirtschaftsbetriebe waren diese Arrangements notwendig, um am Laufen zu bleiben, und Familien konnten dadurch ihren Lebensstandard deutlich erhöhen. Ein für das Regime angenehmer Nebeneffekt war, dass damit die Bürgerinnen und Bürger in ihrer Freizeit mit unpolitischen Aktivitäten beschäftigt waren und gleichzeitig die Illusion einer autonomen Tätigkeit, in der „wir“ „sie“ austricksten, entwickelten. „Duplizität“ und „Komplizentum“ waren also auch dem staatlichen Handeln nicht fremd. Andererseits machte die Informalität das Wirtschaftsleben immer planloser, weshalb die Effizienz von Wirtschaftsreformen, die das sozialistische ökonomische System nicht überwinden, sondern verbessern sollten, zunehmend geringer wurde, da jegliche staatliche Intervention weit ausufernde nicht intendierte Konsequenzen nach sich zog und durch die informellen Praktiken vielfach gebrochen wurde.

Die weite Verbreitung von informellen Beziehungen auf allen Ebenen der Vergesellschaftung gehört daher zu einem der wesentlichen Charakteristika des Realsozialismus. Das Ausmaß von informellen Beziehungen und ideologisch nicht sanktionierten Praktiken sowohl seitens der Bevölkerung als auch der staatlichen Behörden zeigt auch die Unhaltbarkeit des Paradigmas des Totalitarismus. In seiner simplen Form besagt das Totalitarismusmodell, dass in den realsozialistischen Staaten die herrschenden kommunistischen Parteien alle Bereiche des politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Lebens kontrollierten, sei es durch Willfähigkeit der Beherrschten und ideologische Indoktrination oder letztlich durch Terror und Repression. Ein solches Bild erwies sich für die westlichen Staaten im Kalten Krieg als sehr praktisch, um den kommunistischen Gegner zu dämonisieren, ging aber an der Realität vorbei, wie zum Beispiel Katherine Verdery selbst im Rumänien Ceaușescu, das zweifelhafte eines der repressivsten sozialistischen Länder seiner Zeit war, erfahren musste: „I realized all of the sudden

that the Party's claims to total power over Romanian society were subverted every day by thoroughgoing anarchy“ (Verdery 1996: 8).

Auch David Kideckel zeigt in seiner Analyse des Lebens im kollektivierten rumänischen Dorf, dass nicht alle lokalen Ereignisse und Entwicklungen von der nationalen Politik bestimmt wurden und dass die Institutionen des sozialistischen Staates durch die sozialen Beziehungen transformiert wurden (Kideckel 1993: 4f.). Gerald Creed schreibt, dass das sozialistische System in Bulgarien zunehmend chaotisch wurde, je komplexer die Gesellschaft und dadurch auch je ausgedehnter die informellen Arrangements wurden, die der Staat zwar vorgab zu kontrollieren, aber faktisch nicht kontrollieren konnte, da dies seine Kapazitäten überschritt (Creed 1998: 8). Wie John Borneman festhält, läuft die Theorie des Totalitarismus, die das gesamte Leben im Realsozialismus als von Staat und Partei gelenkt betrachtet, daher auf eine Verwechslung eines Idealtyps beziehungsweise der Intentionen der Partei mit den empirischen Realitäten hinaus (Borneman 1992: 163f.).<sup>7</sup> Trotz des immer weiter anwachsenden sozialpolitischen Apparats und der Hoffnungen, welche kommunistische Regime in die Kybernetik als Mittel der gesellschaftlichen Steuerung setzten, richteten sich die Realitäten des Lebens sogar immer weniger nach den Manifestationen des staatlichen Steuerungswillens. So trugen zum Beispiel die Wirtschaftspläne einen immer stärker ritualisierten Charakter, von denen jeder wusste, dass sie die Realität nicht oder nur unzureichend widerspiegeln. John Bornemann schreibt in seiner Analyse des Wandels der Ideologie in der DDR in den achtziger Jahren: „The Plan had primarily religious or communitarian functions, and only secondarily economic ones“ (ebd., 79).

Das bedeutet allerdings nicht, dass solche Rituale völlig wirkungslos gewesen wären, denn sie repräsentierten das Bild der Gemeinschaft, das die Macht als ideales Modell und als Maßstab des angemessenen sozialen Verhaltens auf die Bevölkerung projizierte. Die ritualisierten Darstellungen und Verkörperungen der ideologisch motivierten Zielvorgaben und Realitätswahrnehmungen der herrschenden Partei stellten den Beherrschten ein Raster zur Verfügung, an dem sie ihr eigenes Handeln orientieren konnten, und Begrifflichkeiten, in denen sie von sich selbst sprachen. Aus diesem Grund muss den Intentionen des Regimes Beachtung geschenkt werden, auch wenn die Resultate des sozialistischen Aufbaues ihnen und den zentralen Parteibeschlüssen nicht entsprachen, wie auch Stephen Kotkin betont: „Although it is necessary to look beyond them, such intentions, programs, and policies were responsible for the fields of action within which the behavior of individuals took place“ (Kotkin 1995: 21).

### Soziale Identitäten und Machterhalt

Es wäre demnach falsch, ein dichotomisches Bild des sozialistischen Systems, in dem sich Staat und Gesellschaft diametral gegenüber gestanden hätten, zu zeichnen. Die Beherrschten hatten tatsächlich oft das Gefühl, dass „wir“ (das Volk) gegen „sie“ (die Partei, der Staat) standen, das durch den Mangel an echter



Demokratie, die Politisierung aller Lebensbereiche, die staatliche Kontrolle sowie die Ausübung von Zwang genährt wurde. Damit einher ging die Identifizierung der privaten Sphäre mit Moral, Autonomie und Intimität, während die öffentliche Sphäre als etwas Feindliches und Äußeres wahrgenommen wurde. Die offiziellen Handlungen und Verlautbarungen galten als „falsch“, die eigenen hingegen als „wahr“. Im Diskurs der Dissidenten wurde daraus eine regelrechte Ideologie, die eine klare Trennung zwischen dem offiziellen öffentlichen Raum, in dem es keine Wahrheit geben konnte, und der wahrhaften Gegenöffentlichkeit der Dissidenten herstellte. Václav Havel bezeichnete zum Beispiel das Zeigen ideologischer Konformität in der Öffentlichkeit als „Leben in der Lüge“, während der Dissident in der Wahrheit lebte (Havel 1990). In Analysen des Realsozialismus, die Staat und Öffentlichkeit deutlich von der Sphäre der Privatheit und der Gesellschaft andererseits kontrastieren und scheinbar loyales Verhalten der Bürgerinnen und Bürger als bloße bewusste Demonstration von Konformität interpretieren, schimmert dieser Dissidentendiskurs durch. Die Vorstellung der Duplizität beschreibt das öffentliche Leben als eine Anhäufung von unmoralischen Anpassungsakten sowie von Übertretungen der Regeln und vereinfacht die viel komplexeren Beziehungen zwischen Macht, Ideologie und sozialer Praxis, wie Alexei Yurchak hervor hebt:

„What may get lost in these accounts is a crucial and paradoxical fact that great numbers of people living in socialism genuinely supported its fundamental values and ideals, although their everyday practices may appear ‚duplicitous‘ because they indeed routinely transgressed many norms and rules represented in that system’s official ideology“ (Yurchak 2003: 484).

Anstatt eine binäre Opposition zwischen öffentlichem und privatem Handeln, zwischen Herrschern und Beherrschten, zwischen Ideologie und sozialer Praxis aufzustellen, ist es wichtig, der gelebten Ideologie und Realität des Realsozialismus nachzuspüren. Ideologie und die darauf aufbauenden politischen Interventionen waren nicht einfach etwas Äußerliches, zu dem man sich konform verhalten musste oder gegen das man opponierte, sondern sie strukturierten in vielerlei Hinsicht die Handlungsfelder sowie den Habitus der Menschen des Sozialismus. Alexei Yurchak zeigt in seiner Analyse der Einstellungen von jungen Menschen in der Sowjetunion der siebziger und achtziger Jahre, dass sie sowohl gute Kommunisten sein konnten, das heißt an zentrale Werte des Kommunismus und seinen Triumph glaubten, als auch hohle ideologische Phrasen als solche erkannten und manche Rituale nur mitmachten, um zu zeigen, dass sie gute Sowjetbürger waren. Weder die Artikulation von Ideen, die der offiziellen Ideologie widersprachen, noch Handlungen, die offiziell nicht sanktioniert waren, stellten notwendigerweise Akte des Widerstands gegen das System dar (ebd., 502f.). Auch Chris Hann führt aus, dass die kommunistischen Regime nicht nur aufgrund der sowjetischen Dominanz

so lange an der Macht bleiben konnten, sondern weil wichtige Elemente ihrer ideologischen und moralischen Postulate, wie Gleichheit und Gerechtigkeit, ein hohes Ausmaß an populärer Unterstützung genossen haben, ohne dass dies die Menschen zu glühenden Kommunisten gemacht hätte:

„But in most countries, most of the time, most ‘ordinary people’ simply took the system for granted, accommodated to it and got on with their lives without joining either the Communist Party or a dissident group. In other words they ‘muddled through’, just as people do in other kinds of society“ (Hann 1993: 12).

Dass dieses „Durchwursteln“ die längste Zeit über das System nicht destabilisierte, lag – neben der aktiven Unterdrückung von Opposition – daran, dass der Staat ideologische Tropen anbieten konnte, die zur Herausbildung von Subjektivität und zur Artikulation kohärenter Identitäten taugten. Es ginge zu weit zu behaupten, dass alle oder auch nur die Mehrheit der Menschen ihre Identitäten nur in den Begrifflichkeiten konstruierten, die vom sozialistischen Regime vorgegeben wurden (Petrone 2000: 204f.). Aber dem sozialistischen Staat gelang es durch seine Gesetze, seinen institutionellen Apparat, seine Kontrolle über die Ökonomie und seine permanente ideologische Agitation „Normalbiografien“ vorzugeben, welche die meisten Lebensläufe in ihren Grundzügen formten (vgl. Koleva 2002). Dies führte zur Internalisierung und Habitualisierung zahlreicher ideologischer Vorgaben, die gar nicht mehr als solche erkannt wurden, sondern zu den nicht hinterfragten Grundlagen des Lebens im Sozialismus wurden. Und nicht immer waren es unbedingt die Werte des Kommunismus, die der Herrschaft der Partei eine gewisse ideologische Legitimität verliehen: Der Nationalismus, der in einigen sozialistischen Ländern seit den sechziger Jahren zu einem wichtigen Bestandteil der offiziellen Rhetorik und der staatlichen Politik wurde, verbreitete die Basis der Legitimität und gab der Bevölkerung mehr Möglichkeiten, sich wenigstens partiell mit dem Regime zu identifizieren. Die Hinwendung zum Nationalismus verdeutlichte, dass sich die sozialistischen Regime der Notwendigkeit bewusst waren, eine breite Wertebasis zu schaffen, die von der Bevölkerung in wesentlichen Teilen akzeptiert werden konnte. Der sozialistische Staat kreierte viele Erzählungen, von denen einige von den Menschen bewusst akzeptiert wurden (wie zum Beispiel die Fortschrittsgeschichte) oder unbewusst internalisiert wurden. Sheila Fitzpatrick hält fest: „Most people internalize stories that are common property in a given society at a particular time“ (Fitzpatrick 1999: 8).

Wenn die Menschen „bolschewistisch“ sprachen (*speaking Bolshevik*), wie es Stephen Kotkin formuliert hat (Kotkin 1995: 198), dann hieß das daher nicht, dass sie logen, sondern dass sie in der Sprache sprachen, die sie erlernt hatten und von der sie wussten, dass sie die relevanten Anderen verstanden. Die Bedeutung der Ideologie resultierte gar nicht so sehr aus dem prominenten Platz, den sie in Parteitagreden und Massen-

aufmärschen einnahm, sondern aus ihrer Fähigkeit, sich auch in scheinbar peripheren und belanglosen Bereichen des Lebens fest zu setzen. In ihrer Studie über eine Kolchose in der Burjatischen ASSR, also viele Tausende Kilometer vom Zentrum der sowjetischen Macht entfernt, schreibt Caroline Humphrey:

„Soviet ideology is intended to deal with virtually every aspect of life, and enormous effort is devoted to seeing that there is an ideological instruction for every social phenomenon [...] Thus it is a mistake to see the official ideology simply as counterposed to a distinct sphere called ‘real life’ or ‘everyday life’. For the very reason that ideology is institutionalised it has to be seen as integral with the power structure which is part of ‘everyday life’. This does not mean, of course, that the ideology encompasses all of people’s consciousness, only that it forms part of everyone’s consciousness“ (Humphrey 1983: 7).

## Resümee

Der sozialistische Staat dominierte das Feld der ideologischen Produktion und versuchte, seine ideologischen Vorgaben im Leben seiner Bürgerinnen und Bürger präsent zu machen und genau dadurch diese Leben zu Manifestationen des Erfolgs seiner Ideologie zu machen. Allerdings gelang dies häufig nicht, schon ganz einfach aus dem Grund, dass politische Handlungen in komplexen Gesellschaften nicht intendierte Folgen nach sich zogen und daher die Resultate der praktizierten Ideologie nicht mit ihrem Ausgangspunkt übereinstimmten. Aber den sich daraus ergebenden Praktiken waren bestimmte, sich aus Erwägungen der ideologischen Kohärenz und des politischen Machterhalts ergebende Grenzen gesteckt, die bekanntlich von Staat zu Staat stark variierten (Jugoslawien und Ungarn bildeten wohl den einen Pol, Albanien und Rumänien den anderen). Solange der Staat das Spielfeld und die Spielregeln, in deren Rahmen die Aushandlungsprozesse über das Mögliche und das Unmögliche stattfinden konnten, vorgeben konnte, blieben die Diskrepanzen zwischen Ideologie und Praxis in einem aus der Perspektive des Staates erträglichen Rahmen. Sobald aber eine hinlänglich große Anzahl von Menschen und insbesondere solche im Besitz relevanter Kapitalformen (ökonomisches, symbolisches, soziales oder gar politisches Kapital) sahen, dass der bestehende politische Rahmen die Verwirklichung eines angemessenen Lebens beziehungsweise ihrer Möglichkeiten nicht mehr zuließ, erwies sich die Überlebensfähigkeit der sozialistischen Regime als gering – selbst da, wo sie mit Gewalt dagegen hielten.

Aber die vergleichsweise rasche Implosion der realsozialistischen Ordnung sollte nicht in der Retrospektive dazu führen, sie als eine über ein halbes Jahrhundert nur Dank der Macht der Gewehre und der sowjetischen Dominanz aufrecht erhaltene, aber ansonsten nicht tief in die Gesellschaft reichende aufge-

zwungene Herrschaftsstruktur anzusehen. Wenn auch die Externalisierung der sozialistischen Periode in den öffentlichen post-sozialistischen Identitätsdiskursen sehr populär ist, so zeigt die reale Praxis des Postsozialismus, dass die Zivilisation des Realsozialismus in den sozialen Identitäten und den Mustern der Vergesellschaftung tiefere Wurzeln geschlagen hat, als so manchem Ideologen der neuen Ordnung lieb ist. Ein Blick auf die vielerorts zu beobachtende Elitenkontinuität, die Persistenz „sozialistischer“ Versorgungsstrategien sowie die Wahlerfolge ex-kommunistischer Parteien verdeutlichen, dass die post-sozialistische Situation nicht ohne einen gründlichen Blick auf die soziale und ideologische Praxis des Realsozialismus verstanden werden kann. Die Beiträge in diesem Heft versuchen dies zu leisten, wobei nicht nur sehr unterschiedliche Aspekte des Verhältnisses von Ideologie und Alltag im Realsozialismus thematisiert werden, sondern auch unterschiedliche Disziplinen zu Wort kommen.

## Literatur

- Borneman, John 1992: *Belonging in the Two Berlins. Kin, State, Nation*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bren, Paulina 2002: *Weekend Getaways: The Chata, the Tramp and the Politics of Private Life in Post-1968 Czechoslovakia*. In: David Crowley, Susan E. Reid (Hg.): *Socialist Spaces. Sites of Everyday Life in the Eastern Bloc*. Oxford, New York: Berg, 123–140.
- Brunnbauer, Ulf 2000: „The League of Time“ (Liga Vremja). *Problems of Making a Soviet Working Class in the 1920s*. In: *Russian History/Histoire Russe*, 27(4): 461–495.
- Brunnbauer, Ulf 2005. „The Town of the Youth“. *Dimitrovgrad and Bulgarian Socialism*. In: *Ethnologia Balkanica*, 9 (im Druck).
- Buchli, Victor 2000: *An Archaeology of Socialism*. Oxford, New York: Berg.
- Burawoy, Michael; János Lukács 1992: *The Radiant Past. Ideology and Reality in Hungary’s Road to Capitalism*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Creed, Gerald W. 1998: *Domesticating Revolution. From Socialist Reform to Ambivalent Transition in a Bulgarian Village*. University Park, Pa.: Pennsylvania State University Press.
- Ferge, Zsuzsa 1979: *A Society in the Making. Hungarian Social and Societal Policy 1945–75*. Harmondsworth: Penguin Books.
- Field, Deborah 1998: *Irreconcilable Differences: Divorce and Conceptions of Private Life in the Khrushchev Era*. In: *The Russian Review*, 57(4): 599–613.
- Fitzpatrick, Sheila 1999: *Everyday Stalinism. Ordinary Life in Extraordinary Times: Soviet Russia in the 1930s*. New York, Oxford: Oxford University Press.
- Gal, Susan; Gail Kligman 2000: *The Politics of Gender after Socialism. A Comparative-Historical Essay*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Garcelon, Marc 1997: *The Shadow of the Leviathan: Public and Private in Communist and Post-Communist Society*. In: Jeff Weintraub, Krishan Kumar (Hg.): *Public and Private in Thought and Practice*. Chicago, London: University of Chicago Press, 303–332.
- Gorsen, Peter; Eberhard Knödler-Bunte 1974: *Proletkult*, 2 Bde. Stuttgart, Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Gramsci, Antonio 1967: *Philosophie der Praxis. Eine Auswahl*. Frankfurt am Main: S. Fischer.

Groys, Boris 1988: Gesamtkunstwerk Stalin. Die gespaltene Kultur in der Sowjetunion. München: Hanser.

Hann, Chris M. 1993: Introduction: social anthropology and socialism. In: Derselbe (Hg.): *Socialism. Ideals, Ideologies, and Local Practice*. London, New York: Routledge.

Havel, Václav 1990: Versuch, in der Wahrheit zu leben. München: Rowohlt, Neuaufgabe.

Hoffmann, David L. 2003: *Stalinist Values. The Cultural Norms of Soviet Modernity, 1917–1941*. Ithaca, London.

Humphrey, Caroline 1983: *Karl Marx collective: economy, society, and religion in a Siberian collective farm*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Janus, Boleslaw 2000: Labor's Paradise: Family, Work, and Home in Nowa Huta, Poland, 1950–1960. In: *East European Quarterly*, 33(4): 453–474.

Kharkhordin, Oleg 1997: Reveal and Dissimulate: A Genealogy of Private Life in Soviet Russia. In: Jeff Weintraub, Krishan Kumar (Hg.): *Public and Private in Thought and Practice*. Chicago, London: University of Chicago Press, 333–363.

Kideckel, David 1993: *The Solitude of Collectivism. Romanian Villagers to the Revolution and Beyond*. Ithaca, London: Cornell University Press.

Kligman Gail 1998: *The Politics of Duplicity. Controlling Reproduction in Ceausescu's Romania*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.

Koleva, Daniela 2002: *Biografija i normalnost*. Sofia: Lik.

Konrád, György; Iván Szelényi 1978: *Die Intelligenz auf dem Weg zur Klassenmacht*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Kotkin, Stephen 1995: *Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.

Lebow, Katherine A. 2001: Public Works, Private Lives: Youth Brigades in Nowa Huta in the 1950s. In: *Contemporary European History*, 10(2): 199–219.

Petrone, Karen 2000: *Life Has Become More Joyous, Comrades. Celebrations in the Time of Stalin*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press.

Plaggenborg, Stefan 1996: *Revolutionskultur. Menschenbilder und kulturelle Praxis in Sowjetrußland zwischen Oktoberrevolution und Stalinismus*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.

Sites, Richard 1989: *Revolutionary Dreams: Utopian Vision and Experimental Life in the Russian Revolution*. New York, Oxford: Oxford University Press.

Todorov, Tzvetan (Hg.) 1999: *Voices from the Gulag: life and death in communist Bulgaria*. University Park, PA: Pennsylvania University Press.

Trotzki, Leo 2001: *Fragen des Alltagslebens*. Essen: Arbeiterpresse-Verlag.

Verdery, Katherine 1996: *What was socialism, and What Comes Next?* Princeton: Princeton University Press.

Yurchak, Alexei 2003: Soviet Hegemony of Form: Everything Was Forever, Until It Was No More. In: *Comparative Studies in Society and History*, 45(3), 480–510.

Herrschaft der LDP niemals ernsthaft herausgefordert – ein natürlich etwas an den Haaren herbeigezogener Vergleich, wenn man alle anderen Unterschiede zwischen diesen beiden Systemen berücksichtigt. Aber auch hinkende Vergleiche können ans Ziel gelangen.

<sup>7</sup> Die kommunistischen Parteien waren also erfolgreicher, westliche Beobachter von der realen Existenz ihres Gesellschaftsmodells zu überzeugen als die eigenen Bevölkerungen.

#### Endnoten

<sup>1</sup> Zentrales Staatsarchiv, Sofia (CDA), f. 28, op. 24, a.e. 436, 58–61.

<sup>2</sup> Ebd., 81–84.

<sup>3</sup> Ebd., 77.

<sup>4</sup> Ebd., 83.

<sup>5</sup> In Frz. und Engl. 1924 erschienen, in Russisch 1952.

<sup>6</sup> Es wäre reizvoll, aus dieser Perspektive über die Stabilität der kapitalistischen Ordnung zu reflektieren. Jedenfalls rückt sie das ökonomische Argument für das Scheitern des Realsozialismus in ein anderes Licht, da es nicht um die ökonomische Performance allein ging, sondern wie diese im gesellschaftlichen Bewusstsein gedeutet wurde. Das Japan der neunziger Jahre wäre über die bulgarischen Wachstumsraten der achtziger froh gewesen und dennoch wurde die

## Memory Tracks: state, nation and everyday life in 1970s Budapest

Chris Hann (Halle/Saale)

### I. Introduction

What light can a Western anthropologist shed on the experience of everyday life in a country in which he or she typically stays for one or two years at most? Very often the specific focus of the project is a remote village in the mountains, entirely unlike the conditions which prevail elsewhere in the country. Merely by virtue of being a foreigner, the anthropologist's experience of everyday interaction is radically different from that of the indigenous scholar. The general criticisms originally levelled by Tamás Hofer in the 1960s (Hofer 2005) are relevant also in retrospective considerations of everyday life under socialism. How can the "slash and burn" approach of the short-stay visitor possibly produce results comparable in value to the studies of scholars who have spent their entire lives in one location and truly know a country from the inside? In this particular case, how can an outsider come along and offer some positive comments on the everyday life of the late socialist period in Hungary, without having experienced any of the hardship and dislocation that preceded this golden age?<sup>1</sup>

There is basically no answer to this and the implication is clear: anthropologists are well advised to stay at home! Hofer was prepared to grant the foreign anthropologist some credit when it came to the task of comparative analysis in the manner of the more rigorous sciences; but when it came to *understanding* a society, the "national ethnographer" was self-evidently in a superior position. My answer at the time was to argue that the foreigner need not give way to despair but could instead work out a division of labour with local scholars. Under socialism it was obviously easier for foreigners to document certain characteristics of social life than it was for the locals, who would have endangered themselves and colleagues if they had ventured into certain territory (Hann 1987). But this argument "for" the Western scholar does not get us very far. First, those countries which allowed foreign anthropologists to conduct fieldwork were also likely to be the most liberal in terms of what local scholars were free to publish. Secondly, when it comes to understandings of everyday life, it is not obvious why the accounts of an anthropologist should be taken more seriously than those of other foreigners – journalists, diplomats etc. Indeed, how is one to distinguish between the perspective of the anthropologist and the journalist? I recall that, during the giddy years of *Solidarity's* heyday in 1980–1, I was dissatisfied with Western newspaper coverage that often implied that every corner of Polish society was 100 per cent behind this movement. My experience of everyday life in a remote village at this time gave me quite different insights. Yet when, a few years later, the American anthropologist Janine Wedel published a book called *The Private Poland: an anthropologist's look at everyday life* (1986) I was again dissatisfied, this time because Wedel's

work "merely" detailed her experiences of everyday life and lacked a more precise focus as anthropology.

My own project in Hungary between 1975 and 1977 was a village study and, though focused on contemporary phenomena, did not prioritise "everyday life" as such. I have continued to visit both Budapest and my field site in Tázlár over the years, but I have not tried to keep up with the vast scholarly literature on the socialist era published since 1990. More than twenty-five years after my first fieldwork, I claim no privileged vantage point. Anthropologists' accounts of the socialist era may not add much to the accounts of local scholars, to all the work which has been done by researchers into oral history and by those who have delved into various pertinent archives. The foreigners may, however, sometimes provide an alternative point of view. The anthropologist who looks back on a short period of his/her life spent in an unfamiliar setting is bound to reconstruct the "socialist everyday" differently from those whose entire lives are played out in one country. He or she may be able to provide a corrective to accounts which emphasize the repressive aspects of socialism, a bias which is only to be expected in the early period of the new democracy, in which those previously unable to speak freely could now do so. The foreign anthropologist is no "observing angel", but may be better able to maintain a measure of political detachment, and to give voice to those actors of the *ancien régime* whose voices are seldom heard in post-socialist publications. At any rate that is the intention of this essay. Of course the reader may dismiss the recollections which follow as subjective and tendentious – just as I regard some other people's retrospective accounts as dubious and unrepresentative.

### II. Hungary in Context

I stayed a little longer than most anthropologists who ventured behind the "iron curtain" – altogether three years in Hungary between 1975 and 1980 and two in Poland 1978–81. For some time I was travelling regularly between the two and in a good position to compare them, since the different conditions had a crucial bearing on my own survival strategies. As a foreigner in Poland in 1980–1 it was often difficult to purchase food. I had only a tourist visa and no entitlement to ration coupons. Unlike Hungary, Poland had a system that required Western drivers to pay several times more for fuel than the drivers of vehicles registered in Poland and other Eastern bloc countries. I was able in the latter part of my stay in Poland to have my Soviet-made Žiguli (purchased second hand in Cambridge) re-registered in Budapest, which saved me considerable inconvenience with cans. But this bureaucratic operation did not dispense with the need to use personal contacts to maintain the vehicle in Polish conditions, e.g. to obtain

supplies of anti-freeze. In this respect my experiences as a foreigner in these years of crisis in Poland gave me first-hand experience of the sort of difficulties faced by virtually all citizens in everyday life, difficulties that are described graphically by Wedel.<sup>2</sup>

Poland's combination of economic chaos and political laxity (I was able to stay for almost two years by renewing a tourist visa, conditional only on the exchange of seven dollars per day into *zloty* at the official rate) was unique in the bloc. Of course every country had its distinctive features. The economy functioned better in the German Democratic Republic but it was out of the question that Westerners be allowed to conduct long-term fieldwork there.<sup>3</sup> By contrast, for a relatively short period in the 1970s Romania welcomed a unique concentration of American anthropologists, including Katherine Verdery and the Amherst group led by John W. Cole. All of these scholars undertook empirical research, several in remote parts of the countryside. The large body of work they published contains a rich store of information about the functioning of the Romanian socialist society of the time (for an introduction see the special issue of *Dialectical Anthropology* to which they contributed in 1976). It is worth noting that Verdery's major work in this period was a historical study (1983); she felt unable to write openly about many aspects of contemporary life. On the other hand, Steven Sampson (1984) and David Kideckel (1993) explicitly addressed those aspects of socialist life which were of crucial importance in the everyday lives of most citizens: problems of economic shortage, and the resultant dependencies on informal social networks and "corruption" (analogous to the terrain charted by Wedel in Poland).

Hungary was very different. The country which I discovered in the 1970s was, following the introduction of the "New Economic Mechanism" in 1968, already reaping the benefits of flexible policies which had decentralized decision-taking, opened up a lot of scope to the private sector, and strengthened incentives by allowing market principles to prevail – of course within carefully specified limits.<sup>4</sup> The shops were well stocked and prices (for a Western visitor) were low. Hardly surprising, then, that I have good memories of that first year in Budapest. My scholarship (2,800 forints per month, plus free accommodation) enabled me to live well. I was well aware of the ironies in being able to revel in one of Central Europe's finest bourgeois cities, while enjoying socialist subsidies in every domain, from concert tickets to the recently completed metro line. Certainly I could enjoy a higher standard of living than I had enjoyed as a student in the UK. Strong espresso coffee at two forints or less for a *dupla*, and a sweet fizzy grape juice called *Traubisoda* were among the first tangible delights for my taste buds. I also recall the brilliant posters advertising a product called *Fabulon*, a product I never bought, indeed I still do not know what it was; but the model on the poster was simply ravishing.

In short, this was not at all the grey, drab, shortage economy that most Westerners imagined to prevail in the COMECON bloc. I was of course aware that many aspects of life were far from paradisiacal. Right from the beginning, my friends included persons highly

unsympathetic to the socialist state. Virtually everyone was affected by restrictions on foreign travel which gave them a sense of confinement (*bezártság*) and made me realize how privileged I was in comparison. Yet I heard rather little criticism of the government leaders and their policies. By this time it seemed that most Hungarians saw no point in dreaming about a political upheaval, but had turned instead in profiting from the new economic opportunities opening up in all fields. (A comparison with post-1989 China is instructive.)

I made some effort to move in very different social circles during that first year, which was primarily devoted to learning the language (1975–6). I was able to maintain some of these contacts during the following year while living in the countryside, and to renew them in 1979–80, when I returned to Budapest to work for a year as a language editor at the *New Hungarian Quarterly* (since 1990 plain *Hungarian Quarterly*). I lived for most of that first year in downtown Pest, but over the years I also became acquainted with conditions in the pre-socialist tenements of Angyalföld, the new socialist housing estates of Old Buda, and the villa districts of the Buda hills. I visited the Academy of Sciences and the universities on a regular basis; but my social time was by no means taken up entirely with intellectual company, and I had virtually no contacts to the capital's small group of self-proclaimed dissidents.<sup>5</sup>

### III. Football with friends: idealistic alienation from the state?

So, what did I do in that first year? Given that my number one priority was to learn Hungarian, the obvious policy was to avoid places where communication was always likely to switch into English or some other Western language. Sport was a key element in this strategy for me. I should make it clear that my sporting prowess has never been better than mediocre. In my colleges in Oxford and Cambridge I had played soccer on lush English grass, and outside the football seasons I kept reasonably fit by running. I had no plans to engage in any organized sport in Hungary. I think I had the usual preconceptions about how Eastern Bloc states manipulated and exploited their sporting stars – stereotypes which have been partially confirmed since the demise of socialism, e.g. the proven cases of drug abuse in the German Democratic Republic.<sup>6</sup> What I had not realized was, first, how many ordinary citizens actively followed – almost obsessively – the top sports news internationally; and, second, how many participated in sport at all levels, often without any aspiration to compete. Football and running became two of the chief elements in my everyday life in Budapest (swimming was a third; my abilities are even more limited here and I shall not mention it further; besides, any tourist can visit the city's thermal baths and observe their significance for the local population).

I found my football team thanks to a secretary at the Anthropological Institute of the Academy of Sciences. She introduced me to a group of her friends, who had stayed in close touch after finishing *gimnázium* in

central Pest. Members referred to the group simply as the *társaság* (company). Its composition was diverse: most were students in their early twenties, i.e. my own age, and from intelligentsia families, though some had blue-collar jobs. The son of a well-known and politically controversial poet seemed to show little interest himself in pursuing an intellectual's career and always wanted me to bring him the latest Frank Zappa record when returning from the West. Some were Jewish, but that was never a subject of conversation. It was clear to me from the beginning that the *társaság* was unsympathetic to the socialist state; a few years earlier some individuals had participated in protest meetings on March 15. Nonetheless, the political issues of the day had little impact. My friends distanced themselves from their state in a different way from the new cohorts of socialist entrepreneurs: I would say that they despised it on moral grounds and they believed Western states to be superior in this respect (an idealistic view which I occasionally dared to question).

Above all, we had common interests in popular music and in sport. We did not support any of the big teams in Hungary and I cannot remember ever visiting a football stadium with the *társaság* for a "top game". Instead, we played ourselves – for hours on Sunday mornings on grass on the Margaret Island, and mid-week in a five-a-side league at the Árpád Bridge sports complex. The latter was soccer played on cinders in a cage only a little larger than a tennis court – it was really a quite different sport from what I had played in England. The games were short and fast. We were rather average and my performances in mid-field were somewhere below the average, but the team spirit was marvellous. I spent a lot of time in the company of these friends, including weekends in the Börzsöny Hills and at Lake Balaton. The strength of the ties they had to each other was something I envied (I have never come across a secondary school cohort in Britain which held together in this way).

Of course my participation was initially limited due to my limited language skills. I certainly missed much of the humour. Moreover I did not have to worry about military service as they did, and everyone knew that my life trajectory would take me elsewhere. Yet these kids made the foreign kid feel at home and their kindness and consideration were often overwhelming. The main thing for me was that, almost from the beginning, I could be confident that they were not "performing" for the benefit of the foreigner (a constant problem in the work of Wedel). Members of the *társaság* certainly went out of their way sometimes to sound out my views on particular topics, or to convince me of their point of view on some matter, national or international. But many conversations and the parties I attended unfolded just as they would have in my absence, and I had no influence on lively discussions and the playing out of differences of opinion within the group.

Over the years I have lost touch with all but one member. The *társaság* gradually fragmented as its members married, made careers, and moved away. My memories have also fragmented. The fastest winger in the team had a distant relation in Belgium: I remem-

ber his sadness, after returning from his first visit to a Western country: "it seems that you in Western Europe also have a long way to go to solve your social problems", was the gist of his verdict. (I believe he went on to become a successful banker.) Our most effective striker over-stayed in Britain by a full year after his passport was confiscated by the Hungarian consulate. Friends felt sure that he would face few reprisals for this misdemeanour when he returned to Hungary, since his parents were communists of long standing, but in fact the recriminations were considerable.<sup>7</sup> As far as I know, no one else fell foul of the state in this way, not even those who became actively engaged in the opposition movement in the last decade of socialism.

#### IV. Orienteering: the supportive state?

Football, then, was very important in my early experiences of everyday life under socialism. Neither our Sunday kickabouts on Margaret Island nor our local league could qualify as clubs or formal associations in the sense of contemporary "civil society" theorists. Everything turned around friendship and loyalties between a core of individuals; the precise membership of the *társaság* changed from time to time as new friends were introduced.

Whereas this community might be described as a niche, fully separate from the institutions of the socialist state, my second sporting life differed insofar as it unfolded within the framework of a socialist institution and state policies to widen participation.<sup>8</sup> Like my recruitment to the football *társaság*, it began by chance soon after my arrival in 1975. I was initially allocated a room in a small flat in Zugló (14<sup>th</sup> District), a suburban zone where it was possible to jog in the streets. By following Lumumba Street I could reach an athletics complex where the gates were always open and a 400 metre track was at my disposal. My first visits passed without any communication. One day I was addressed by another runner, who quickly overcame his surprise on finding that I was a foreigner and barely able to talk to him. He told me that I was welcome and encouraged me to come along to regular training sessions. He was a local boy who had not studied beyond grade school. Everyone knew him as Öcsi, literally "younger brother", and very soon that is what I called him as well, even though he was in fact a few years my senior. He was a long-distance runner who specialised in orienteering, and both he and his wife were (unpaid) coaches for the Sports Association of the Postal Workers' Trades Union, to whom this sports complex belonged. I eventually became a full member of this Association (*Egyesület*).<sup>9</sup> Although I did not participate in competitive events (apart from one international marathon in Szeged in July 1977, best forgotten), the countless informal sessions both at the track and in the Buda hills were another important element in my education. Politics was even more completely off the agenda here. I only found out many years later that Öcsi's wife had family links to the upper echelons of the Communist Party.<sup>10</sup>

Orienteers combine physical fitness with enjoying nature and the mental challenge of map-reading at speed in more or less densely wooded countryside. At this time Hungary had in Sarolta Monspart one of the leading international stars in this sport. Her magnetism was one of the reasons for the popularity of the sport in the 1970s (I believe she later made a successful career in television). My friends at the Egyesület were not obsessed about winning; what mattered more to them was a) the opportunities which this sport opened up to visit foreign countries, and b) the opportunity to impress upon young people of all ages the importance of a healthy life-style and of nature conservation. The dedication of Öcsi and his wife Vera to the younger cohorts of their team impressed me deeply. He died tragically in 1992 of a heart attack. Vera still works in Zugló as a full-time employee of the sports department of the district authority. She competes internationally in the veteran category, and her values have not changed at all over the years: she believes in the broad dissemination of sport in the interests of a higher quality of life for the masses, not investment in a tiny sporting elite. Unfortunately she has found that it has become progressively harder to sustain these ideals in the post-socialist years. Through Öcsi and Vera I learned that the socialist encouragement of “sport for all” had positive consequences for the everyday lives of millions. The foreign anthropologist is not alone in looking back on this aspect of socialism with nostalgia.<sup>11</sup>

#### V. Popular music: the triumph of socialist cultural management?

Popular music was another vital field for me and for many of the people I met during that first year in Budapest.<sup>12</sup> The football *társaság*, I soon realised, was exceptional in its knowledge of Western popular music, but even within this field there was tremendous differentiation in Hungary by this time: the clientele of Suzy Quattro was quite different from the following of Pink Floyd and Emerson, Lake, and Palmer. Many Hungarian groups were established in the later 1960s; while some were more or less clearly modelled on an internationally celebrated Western band (the 1970s group Mini were, to my mind, musically every bit as impressive as Britain’s Jethro Tull), others developed their own distinctive style. It was not easy to buy Western music and these records were very expensive; but selected artists were distributed, e.g. I still possess an album of the greatest hits of Jimi Hendrix, imported to Hungary from India. Informal connections were extremely important in this sector: e.g. they helped me to gain access to a splendid Bob Dylan compilation, issued by Supraphon in Prague. Sometimes even locally produced records sold out very quickly, so that even in market-oriented Hungary it was essential to have good contacts in order to obtain the goods.

The 1970s was a golden age for popular music in Hungary. Many young people identified passionately with their favourite singers or band. The quality of groups such as Illés (which mutated into Fonográf), LGT

and Omega was high by any standards. There was also tremendous interest among young people in the subcultures of the West.<sup>13</sup> Many young Hungarians, however, were even more enthusiastic about music with a more distinctive Hungarian colouring. They bought records of folk music, especially music from the Magyar minority in Transylvania, and participated in the city’s emerging “Dancehouse” movement (see Striker 1987; Taylor 2004). I remember listening at a *társaság* party to the first record of the Sebő ensemble, which includes musical renditions of classical and modern Hungarian poetry as well as folk music. I tried not to disappoint my friends and pretended that I, too, could appreciate the emotional depth of the lyrics, but in fact of course my understanding of the poems was highly restricted.

Sometimes cosmopolitan pop and the growing vogue for celebrating Hungarian culture came together in intriguing ways. Zsuzsa Koncz, the country’s outstanding pop vocalist, with some help from the Fonográf musicians, produced a wonderful LP in 1975 which consisted entirely of musical adaptations of Hungarian poetry. Fortunately for the foreign student, the texts were printed on the sleeve. I particularly enjoyed the lines from the album’s title track, a poem by Attila József where Zsuzsa sings

“I drink milk and smoke my pipe,  
I take care of my good name”<sup>14</sup>

I needed the assistance of a personal network to obtain a copy of this record, which had sold out rapidly before my arrival. I never succeeded in obtaining a copy of a famous song by one of Koncz’s collaborators on this album, János Bródy. Based on a well known folk tune “If I were a rose” (*Ha én rózsá volnék*), Bródy’s final lines were as follows:

“If I were a flag  
I would never fly,  
I would get angry  
With every breath of wind.  
I would only be happy  
If they stiffened me,  
So I wouldn’t be the plaything  
Of every breath of wind.”<sup>15</sup>

This was considered provocative and the group was banned from performing it in public. Many people knew the song, of course, but such controversial incidents were unusual and the fuss soon died down. These musicians were able to continue making music unimpeded, and the music was good; few of their lyrics could possibly be given a political interpretation.<sup>16</sup>

Other artists did incorporate sharp social criticism into their music. Tamás Cseh was a socialist troubadour whose record of 1977 “Letter to my Sister” (in partnership with János Másik and the poet Géza Bereményi, who wrote most of the lyrics) was a sensation in its exposure of socialist everyday life, from seedy *presszó* bars to the crass pedagogy of the “World View Club” (*világnézeti klub*), with passing references to abortion committees and alcoholism, broken families and

bribery, and defection to the West. The minstrel spells out the limits of foreign travel for young Hungarians in a track called Cracow Train (*Krakkói vonat*):

“Like the old days, we have a train ticket to Cracow.  
We drink frothy Czech beer in the buffet car,  
Your GDR earrings are dazzling,  
Let’s exchange 65 zloty for (Czechoslovak) crowns ...  
The flame of my Austrian lighter flares up  
– we’re going to Cracow!  
I see the glow at the end of your *Plovdiv* cigarette.  
Lean over across the table, let me see your ring,  
The gleaning stone that I bought you the year before last in Dubrovnik;  
Ah, we had some good times!”<sup>17</sup>

This disc of 1977 was already playing with sentiments of nostalgia (similar ambiguities can be found in post-socialist nostalgia, but I am not sure that the music is as good). On the one hand the singer was bemoaning the lack of freedom to travel, the *bezártság* which was certainly felt by those I played football with. On the other hand he was inviting the listener to empathize with intensely felt, precious memories. No doubt different listeners received a different message. Can the authorization of a record such as this be explained in terms of a sophisticated policy of containment by György Aczél, the Political Committee member responsible for culture? Did such works have had a “safety-vent” function in the society? Later, in the 1980s, punk and other new elements also made their appearance in Hungary. In comparison to neighbouring countries, the popular music scene remained exceptionally lively and creative down to the end of socialism. It seems to me that the radicalism that was tolerated in this domain was perhaps fully as important as the expansion of economic freedoms in hindering the emergence of significant political radicalism.

## VII. Conclusion: State and Nation from Below

The memory tracks I have followed in this paper have taken me back to everyday life under socialism in two recreational spheres, both of which were important for many urban citizens, music and sport. The latter tends to be associated with elite competition and socialist regimes have deservedly acquired a negative reputation in this regard. In Western perceptions, “everyday life” under socialism tends to be associated with problems of economic shortage, not to mention political snooping. Hungary in the 1970s was by no means entirely free of problems, though the common stereotype of this state in this period tends, with good reason, to emphasize “rampant accumulation” in the framework of the reformed socialist economy. In this paper, however, I have drawn attention to niches in which young people were able to relax and develop their own per-

sonalities, relatively free of the worries of material accumulation and of political pressures. When I put on my tracksuit to join the *társaság* for a football game or to rendezvous with Öcsi and his mates at the track, or for a run in the Buda hills, the only document I put in my pocket was my pass for the public transport (still in those days incredibly cheap and efficient), which bore a magyarized version of my name. This was the closest I ever came to throwing off my foreigner’s identity and realising the anthropologist’s dream of “going native”.

I suggest that these anecdotes and personal recollections of an outsider give insights which cast doubt on standard thinking about state and nation in the academic literature, both inside and outside Hungary. Notions that the socialist state was totalitarian are still widespread: but it does not seem to me that 1970s Hungary can possibly be described in such terms. Millions of citizens were able to get on with their lives without needing to take the kind of precautions that were needed by this time in the case of the GDR, with its bloated system of informants. Hungarians had much more scope for embourgeoisement and for keeping the state at a distance. Indeed the niches were so vast that I am inclined to see the diehard agents of the regime as occupying the real niche – repressive islands in a sea of great cultural as well as economic creativity. It stretches credibility to maintain that György Aczél and his staff were in complete manipulative control of cultural production: rather, a creative tension was at work; this had a dynamic of its own, not reducible to the laws of a totalitarian state.

The misapprehensions concerning nation are perhaps less obvious, but here too the perceptions of the non-native may be a useful corrective. Some of my friends in the country today look back on socialism as an era in which the socialist authorities sought to repress pride in being Hungarian (*Magyarság*). I think this is a myth: certainly it is not how I saw matters. I have mentioned the Dancehouse movement and the music associated with it. This was encouraged by the authorities and linked, often explicitly, to the cause of the Hungarian minority in Transylvania. My boss when I worked at the *New Hungarian Quarterly* had close links to the highest levels of the Party and he never missed an opportunity to ridicule the latest policies of Ceaușescu’s regime. This was standard practice throughout the country, from Academy mathematicians whose weekend conversation was routinely shaped by the latest issue of the literary journal *És (Élet és Irodalom)*, to the *gimnázium* class whose members were always pleased when their teacher for “*Világnézetünk Alapjai*” (“The Bases of Our World View”) skipped the prescribed ideological indoctrination in order to pour scorn on the latest restrictive measures of the Romanian socialists affecting Hungarian visitors to Transylvania.

National emotions also came through strongly in the realm of sport. Even though Hungary was no longer a major force in the most important sport, namely football, there was pride in the success of athletes in fields as diverse as gymnastics, javelin throwing and water polo. The success of one outstanding individual, the Olympic champion pentathlete András Balczó, was



documented in a film by Ferenc Kósa that highlighted the religious foundations of his moral integrity; the film (*Küldetés*, "Mission") was critical of "the system" in elite sport and, by implication, in national politics as a whole.

In short, it seems to me that the seeds of the sentiments that proliferated in the public sphere of the 1990s were definitely sown under socialism. Towards the end they were already strongly present in the public sphere, e.g. when the Fonográf musicians wrote and performed a highly successful "rock opera" to celebrate the founder of the Hungarian state King Stephen (Hann 1990). Even those who did not identify closely with this celebration of the nation were, I think, inevitably pressed by the quality of cultural products in this period into a heightened awareness of their *Magyar* identity. This was the most fundamental asymmetry between me and all those I encountered. They knew all about the music that had meant something to me, with my British background. Indeed they often knew the Western artists better than I did. But I knew nothing of the Hungarian artists and of what riches there were to be discovered in every domain. I did not care for all the popular music of that era; but some of the songs of Tamás Cseh, Zsuzsa Koncz, Illés/Fonográf, LGT and even more commercial stars of that period can still move me. To that extent, at least, an ignorant and naïve outsider has become a nostalgic insider. More importantly, this music, including the radical realist songs of Cseh and Bereményi, with only tenuous affinity to traditional *Magyar* music, now figure in the modern Hungarian musical canon.

#### References

- Brownell, Susan 1995: *Training the Body for China*. Sports in the moral order of the People's Republic. Chicago: University of Chicago Press.
- Földes, Éva; László Kun; László Kutassi (eds.) 1982: *A Magyar testnevelés és sport története*. Budapest: Sport.
- Gál, Susan 1991: Bartók's Funeral: representations of Europe in Hungarian political rhetoric. In: *American Ethnologist*, 18: 440–458.
- Hankiss, Elemér 1990: *East European Alternatives*. Oxford: Clarendon.
- Hann, Chris 1987: The politics of anthropology in Eastern Europe. In: Anthony Jackson (ed.): *Anthropology at Home* (= ASA Monographs, Bd. 25). London: Tavistock, 139–53.
- Hann, Chris 1990: Socialism and King Stephen's right hand. In: *Religion in Communist Lands*, 18(1): 4–24.
- Hofer, Tamás 2005: Comparative Notes on the Professional Personalities of Two Disciplines. In: Chris Hann, Mihály Sárkány, Peter Skalnik (eds.): *Studying Peoples in the People's Democracies; socialist era anthropology in East-Central Europe*. Münster: LIT.
- Kideckel, David A. 1993: *The Solitude of Collectivism*. Romanian villagers to the revolution and beyond. Ithaca: Cornell University Press.
- Lomax, Bill 1976: *Hungary 1956*. London: Allison and Busby.
- Mohrmann, Ute 2005: *Volkskunde in the German Democratic Republic on the Eve of Its Dissolution*. In: Chris Hann, Mihály Sárkány, Peter Skalnik (eds.): *Studying Peoples in the People's Democracies; socialist era anthropology in East-Central Europe*. Münster: LIT.
- Sampson, Steven L. 1984: *National Integration through Socialist Planning*. An anthropological study of a Romanian new town. Boulder, Col: East European Monographs.
- Striker, Sándor 1987: The Dancehouse – Folklorism in Hungary in the 1970s. In: Joseph Katus, János Tóth (eds.): *Forum*, vol. 1 (= Papers from the Hungarian-Dutch Cultural Symposium). Budapest: Institute of Culture; Leiden: Department of Anthropology, 100–131.
- Taylor, Mary 2004: *Nineteenth- and Twentieth-Century Historical and Institutional Precedents of the Hungarian Dance-House Movement*. In: *Fulbright Student Conference Papers*. Budapest: Hungarian-American Commission for Educational Exchange, 95–103.
- Verdery, Katherine 1983: *Transylvanian Villagers*. Three centuries of political, economic and ethnic change. Berkeley: The University of California Press.
- Wedel, Janine R. 1986: *The Private Poland: an anthropologist's look at everyday life*. New York: Facts on File.
- Wedel, Janine R. (ed.) 1992: *The Unplanned Society*. Poland during and after communism. New York: Columbia University Press.
- Wedel, Janine R. 1999: *Collision and Collusion*. The strange case of Western aid to Eastern Europe, 1989–1998. New York: St. Martin's Press.

#### Endnotes

<sup>1</sup> Although I rely almost entirely on my personal recollections in this paper, they have been prodded, and in a very few instances supplemented, by recent conversations with Ildikó Bellér and correspondence with Sándor Striker, to whom I express my warm thanks.

<sup>2</sup> In retrospect I must therefore give more credit to Wedel than I was willing to at the time. In later work she has probed the functioning of informal mechanisms in more academic analyses (1992, 1999); but her more personal account of 1986 remains a good read.

<sup>3</sup> Realistic accounts of everyday life were difficult enough for native *Volkskundler*, whose enthusiasm for the new approaches of *Alltagsgeschichte* was mainly deployed in historical studies (Mohrmann 2005).

<sup>4</sup> I first visited Hungary as a student tourist in 1972, travelling on an 'inter-rail' ticket. In 1974 I returned to take part in a Summer University in Economics, organized by the Karl Marx University of Economics; I extended my stay privately for some weeks and made my first visits to the countryside. In October 1975 I began my serious engagement as British Council Exchange Scholar (renewed for a second year, 1976–7).

<sup>5</sup> In this respect, one of my predecessors as a British Council Scholar had set a good precedent. I was told when I arrived that the sociologist Bill Lomax had apparently spent most of his time enjoying the capital's wine-bars. I think both British and Hungarian sides were taken by surprise when Lomax published the results of his painstaking researches into the role of the Worker Councils in the 1956 revolution (Lomax 1976).

<sup>6</sup> For a fascinating study of sports in the "moral order" of socialist China, written by an American anthropologist who was also a first class athlete in the US, see Brownell 1995.

<sup>7</sup> This friend was able to return to London in the late 1990s as his country's cultural attaché.

<sup>8</sup> See Földes, Kun, and Kutassi (1982) for a full history of sport and "body culture" (*testkultúra*) in Hungary from feudalism down to the socialist popularisation of mass sports (*a sport tömegesítése*).

<sup>9</sup> This Association was not recognized by sociologists such as Elemér Hankiss (1990) as a civil society organization because it was officially run by a trades union, in practice an arm of the state. Yet I met very few postal workers in the years I ran with these friends; their social backgrounds were extremely diverse.

<sup>10</sup> Politics did intrude in a very unpleasant way several years after this friendship began when Öcsi lost his job in the photographic laboratory of the Ministry of the Interior, apparently on account of his contacts with me. He was soon able to find another suitable job, but this incident troubled me greatly – indeed it still does trouble me. But I am nonetheless reluctant to draw far-reaching conclusions about the nature of the Hungarian regime. I believe that the same could well have happened with a Hungarian in Britain at this time; or with an Arab in either Hungary or Britain nowadays, in the age of global terrorism.

<sup>11</sup> Nowadays I am living in Halle in the former German Democratic Republic and occasionally hear or read similar wistful comments. Some GDR athletes paid a high price for that regime's pursuit of sporting excellence; but it seems to me that, here too, this is only one side of the coin. Today's public authorities often lack the funding to maintain the sporting facilities built in GDR times, and these served broader swathes of the population than participate in sport in most Western countries. In a local newspaper I read recently that the proportion of Halle children who do *not* learn to swim has risen substantially since 1990. There is widespread concern nationally with obesity among children, and it seems clear that in the former GDR this is due at least in part to a decline in the provision of healthy food through a school canteen and in sporting activity at school.

<sup>12</sup> Downtown Pest, where I lived for the first half of 1976, also had much to offer fans of classical music. About half way between my room and the central University buildings was the Soviet cultural centre, where it was possible to buy Melodija records at prices which were a fraction of Western prices – and the quality of the recordings left nothing to be desired. I still enjoy listening to Richter, the Oistrachs and Rostropovič playing Beethoven, Brahms, and other classical composers of the bourgeois tradition. A few hundred metres away in the other direction I had the choice of Supraphon records in the Czechoslovak cultural centre and the Eterna label in the centre of the German Democratic Republic. Of course Hungarian Qualiton records were available everywhere. In these years the label's prestige project was a complete edition of the music of Béla Bartók – a composer whose music is saturated with his Hungarian national identity, and who never showed the slightest sympathy for socialist programmes.

<sup>13</sup> The authorities could hardly control this, though they did seek to influence it, e.g. in authorizing a musical based on a work by Tibor Déry, "Imaginary Report on an American Pop Festival", in which this author, who was far from a dogmatic socialist, expressed criticisms of the emerging hippy subcultures. I never saw the musical, but the music is marvellous (songs by Anna Adamis, music by Gábor Presser and LGT) and I think the effect on Hungarian audiences was probably the opposite of that intended by the authorities, namely to enhance the attraction of the foreign subculture.

<sup>14</sup> "Tejet iszok és pipázok, Jóhíremre jól vigyázok" (from *Kertész Leszek*).

<sup>15</sup> "Ha én zászló volnék, Sohasem lobognék. Mindenféle szélnek haragosa volnék. Akkor lennék boldog, Ha kifeszítenének És nem lennék játéka Mindenféle szélnek."

<sup>16</sup> These guys are still popular today, long after the end of socialism. Politically they took up quite different positions, some linking up with the nationalist right.

<sup>17</sup> "Úgy mint régen újra Krakkóba szól a vonatjegyünk. Habzó cseh sört iszunk az étkezőkocsiban... NDK fülbevalód szórja fényeit. Váltunk át koronára 65 zlotyt... Osztrák öngyújtóm lángja fellobban, Krakkó felé megyünk. Látom... Plovdiv cigarettám végén fénylő paraszat... Nyúlj át az abrosz fölött, lássam gyűrűdet, azt a szemkápráztató követ. Tavalyelőtt Dubrovnikban vettem még neked. Lám csak, hát voltak nekünk élményeink."

It is surely no accident that Romania does not figure among the countries indicated here. Together with the Soviet Union, this was the neighbouring state to which it was very hard for Hungarians to forget any positive associations.

## Yugoslav Socialism and its Aftermath as Viewed Through the Lens of Personal Experiences in the Balkans, 1953–2004

Joel Halpern (Amherst)

### Introduction

In this brief essay I plan initially to focus on how Yugoslav government policies affected my research. At the same time, through this approach, I wish to explore the much more important question as to the ways in which the Yugoslav variety of socialism, as developed in a centralized communist and ideologically bound state, affected the everyday lives of the people in that country. The time frame I am considering is some four decades beginning with the early 1950s. The events recounted here from memory are not intended as the established view of the past, but rather as selected reflections on happenings now long past.

As I came to know it, the Yugoslav communist system was far from as brutal as in Albania, where there was, for example, an attempt to abolish religious institutions. Nor was it as dogmatic as in Bulgaria, which had a dominant orientation, based on its unswerving allegiance to the Soviet Union. Nevertheless, the Yugoslav system was, in essence, based on an autocratic organization of power and privilege using the Stalinist idea of democratic centralism. Thus, in my view, ultimate power always resided with the police and the army as directed by the Party. (Milovan Djilas, of course, first publicly discussed these ideas in the early 1950s, first in a series of articles and, subsequently, in several books which he had significant time to create during his multiple jail terms imposed by his wartime colleague Tito.)

This did not mean necessarily that Yugoslav government policy as developed by the Communist Party was always uniformly interpreted and implemented in this historically and ethnically diverse country. Early in my work I was impressed, for example, by the diverse manifestations of state policy I encountered at the Foreign and Interior Ministries and their local manifestations in my daily experiences in places as different as universities and villages. In this perspective I only suggest that, while there were to me seemingly different worlds of the public face of the government and the reality of local manifestations, there was, on the one hand, the official world of constructing “new” political forms of political organization as in constitutional revisions and the formal experimenting with social policy as in Workers’ Self Management. But, on the other hand, in all the years that Tito and his associates were in power there never was anything resembling a free public opinion – to say nothing of steps toward a truly democratic system where competing ideas, ideologies and programs were linked to a meaningful electoral process. Even the manifestations and consequences of official policies always had a strong regional difference. Thus while the formal political policies were essentially the same in Slovenia and Kosovo, the manifestations were vastly different.

Writing from North America in the year 2005, four years after the experiences of 9/11 in New York City and Washington, D.C., the American invasion of Iraq, the war in Afghanistan, the Madrid bombings, and other violence encounters one cannot, of course, be complacent and distanced in our analysis of the failures of Yugoslav socialism. In the United States with the subsequent creation of a new governmental Department of Homeland Security after 9/11 it is obviously necessary to not be simply moralistic about differences, as they existed between “West” and “East” in the latter part of the 20th century. That said Western democracies do not act in the same ways as totalitarian states – witness the status of radical Muslims and Muslim communities in Western Europe and in the U.S. after 9/11 and in Europe after the Madrid bombings and the public killing in the Netherlands, etc., witness the restrictions on the actions of security forces. Most important, the inadequacies and brutalities of socialism in Yugoslavia are minor compared to the violent conflicts, large scale killings, and widespread destruction that characterized the struggles of the 1990s in Croatia, Bosnia, and Kosovo as the Yugoslav state disintegrated. But there can be little question that the “democratic centralism” of socialist Yugoslavia played a significant role in setting the stage for these tragedies.

I mention these matters because in the 1950s in Yugoslavia the security forces of the Interior Ministry, then known by their initials as UDBA, were omnipresent in everyone’s lives even though their actions were less severe than in Stalin’s time in the Soviet Union. In Western Europe, of course, the shadow of the Nazi past was much present in the 1950s. America too had its security manias in this time of the manic U.S. Senator McCarthy whose tentacles reached into the U.S. diplomatic community in Belgrade when his henchmen came looking for “Communist books” in the U.S. Information Service Library in Belgrade. Fortunately their provinciality and stupidity confined their passions. They were, however, a challenge nevertheless.

### The Establishment of Yugoslav Socialism

Yugoslav socialism clearly came into existence as a result of the victorious partisan struggle in World War II against the Nazi invaders along with the destruction of the pre-existing Yugoslav state. Of course, there was simultaneously a brutal and very bloody internal civil war in which there were victors and the vanquished. The partisan victors created the “new” Yugoslavia as a socialist, Communist state. Using as their sense of legitimacy and absolute justification and rationale for all state action their defeat of the invaders, they memo-

rialized their victory endlessly throughout the country. These monuments were exclusively for the victors. The vanquished opponents in the civil war were banished from history. Their names were on no monuments, nor were their views given any voice in the torrent of publications memorializing the NOB, the People's Liberation War. It surely is an irony of history that when in the 1990s the Serbian army gunners surrounded Sarajevo and purposely targeted the National Library, the priceless Ottoman era manuscripts were destroyed while somehow the literature of socialist Yugoslavia survived because of its location in the library. Also destroyed by the Serbian gunner was the museum of Gavrilo Princip, the assassin of the Archduke Ferdinand.

Tito's image was omnipresent – there were the expected portraits in public offices and front pieces in schoolbooks. But there was a whole iconography of Tito in various media – in bronze busts, wood carvings, and portraits – the benign father for children, the fearless warrior for the military, the statesman for the foreign ministry, the devout apprentice for the workers, the thoughtful leader as an inspiration for the intellectuals. Fittingly much of this imagery now resides on a humorous Web site.

To make the system work it was, of course, necessary, first, to suppress all potential political opposition that might endanger the system. This necessitated the execution of primary opponents and the imprisonment of those who were deemed less of a threat. His former close associate Milovan Djilas has given a useful view of this process in its initial stages since he was complicit in the securing of power. Thus the slogan "Brotherhood and Unity," continued to be officially espoused long after it had lost its essential meaning. This suppression of conflict both actual and potential between national groups was one reason that the system ultimately disintegrated so rapidly and so completely amidst the mass killings of the 1990s.

This comment, of course, begs the question as to why some former communist states like Czechoslovakia were able to peacefully split into national components without violence. A portion of that explanation certainly lies in the historic conflicts between Rome and Byzantium, between Orthodoxy, as manifested in churches linked to a national heritage, and the universality of the Catholic Church. To this must, of course, be added the significance of the presence of Islam in Europe, a question hardly resolved in Europe today in countries outside of the Balkans.

The events of the 1990s and the subsequent breakup of Yugoslavia and the emergence of new states did, however, create a new time frame, which bracketed the existence of Yugoslav socialism. In all my experiences in what was Yugoslavia from the 1950s through the 1980s, life courses of people of my generation were always bracketed by the time frame, "*pre i poslje rata*" (before and after the War, i.e. World War II). Now, of course, there are whole sets of new meanings attached to this expression, the before and after obviously referring to the wars of the 1990s. The well-known events after World War II do, however, provide an indispensable background for my personal exploration of the impacts of Yugoslav socialism.

### Yugoslavia as Research Area

The thrust of this essay is an attempt, by means of an abbreviated memoir, to explore how Yugoslav socialism impacted everyday life in the former Yugoslavia. My observations derive from my periods of intermittent residence from the early fifties into the 1980s. Initially I resided for approximately a year in the Serbian village of Orašac, but also spent considerable time in Belgrade and also traveled widely in all of the then Republics. Subsequent stays in the succeeding decades varied from summers to multiple residences of six months to a year or more. In the 1990s and the first decade of the 21st century visits were of shorter duration but did involve travel in war zones.

It cannot be too strongly stressed that when we (my wife and I) first arrived in Yugoslavia in the summer of 1953 it was the height of the Cold War. Given my age (I was born in 1929) I was then barely 24. Although I had had a bicycle tour of Western Europe in 1949 and had traveled extensively in North America, this was my first visit to a Communist country. Also I had no overt family ties to Europe as my ancestors had all migrated to America by the beginning of the 20th century. But in education I was very much a product of this Cold War. In the late 1940s, while an undergraduate majoring in history at the University of Michigan, I had become interested in Eastern Europe and what was then the Soviet Union. As a graduate student while I was engaged in the Ph.D. program in anthropology at Columbia University; I also took courses at the Russian Institute at Columbia. These courses dealt with Russia and the Soviet Union – its economy, legal system, history, and literature. I had a somewhat unique and challenging education in a mix of courses that I designed for myself. In a given semester I would have courses in human evolution, physical anthropology, and at the Russian Institute, Marxian economics; similarly there was anthropological theory and the international relations of the Soviet Union; or Russian literature and kinship systems etc. It is a wonder I survived with a coherent outlook and that my graduate career was not destroyed.

Overall, there were consequences of this being then the height of the Cold War. As noted in the United States, this was the period of the rabid red baiting by Senator Joe McCarthy. He ultimately died in disgrace, but not before he had inflicted much damage on American society. He also caused great difficulties for many Americans who were loyal citizens. Some years ago, I explored the Columbia University Archives and found ample evidence as to how this period affected my professors, who were among the most prominent in the study of Soviet and East European affairs in the United States. Many were engaged in extensive consultation with their personal lawyers should they ever be brought before a congressional committee of inquiry!

At the time, I was very much involved in my studies and not politically active. But this is not to say that I was totally unaware of the world around me. For one thing Columbia University was in New York City with its long history of political radicalism. Of course, the headquarters of the American Communist Party were in New York City. More directly intruding on my

scholarly preoccupations was the fact that practitioners of the politics of the Old Left (i.e. from the 1930s) were still very much in evidence around Columbia.

I clearly remember befriending an older man, for me then he was a fascinating anthropological linguist. He had been an instructor in anthropology at the nearby City College of N.Y. (now part of the City University of New York). I was not sophisticated enough to realize that our conversations on linguistics and related anthropological topics had an instrumental focus. One day we went for a long walk and he broached to me the idea that I might be interested in joining the C.P. USA. I knew that he had recently been dismissed from his untenured position at City College because of his Party affiliation. This was, of course, a daring invitation given the tenor of the times. I do not remember being fearful of exploring this course of action, but was simply disinterested. (He subsequently resumed his career at the University in Mexico City).

These events took place in 1952 and McCarthy's downfall was then some years off. It should be noted that in addition to intellectual activity there was one academically related individual who was brought to trial as a Soviet agent and convicted. This was the case with one anthropologist, who was an academic associate of one of my professors, Margaret Mead. He wrote about East Central Europe but he had a research position and not a university appointment. Finally, one of my anthropology professors was dismissed from Columbia. Her specialty was African studies. I do not know if she was an actual member of the Communist Party, but she publicly charged that the U.S. forces in Korean were using germ warfare as a tactical weapon (a claim then made by the North Koreans, Chinese, and Soviets). She was subsequently dismissed from the Columbia faculty for these actions. (Like the anthropologist who taught at City College she also subsequently but later resumed her career teaching at a smaller and less well-known University in the New York metropolitan area and had a reasonably successful career).

Anthropology in the 1950s was then much oriented toward the notion of fieldwork in non-Western cultures as a way to validate one's professional status. But given the then nature of the Soviet Union and its attitude toward foreigners generally and Americans in particular there was no chance for me at that time to undertake fieldwork in that country or, with much effectiveness, elsewhere in Eastern Europe. But Yugoslavia was different. Yugoslavia, of course, had had in 1948 an ideological break with the Soviet Union revolving, in part, about the ability of an Eastern European communist state to pursue an independent path to socialism (communism). This led to a severing of communist party relations between Yugoslavia and the USSR in 1958.

Although as of 1953 Yugoslavia was still an orthodox communist state, its break with the Soviet Union made it a desired setting for U.S. policy makers to expand American influence. Thus at the time of my initial visit there in 1953–54 there were very extensive United States civilian and military assistance programs by the U.S., then operating in Yugoslavia. Subsequently by the 1960s the extent of American food and economic

aid to Yugoslavia had become enormous. During that decade the accumulation of local currency by the American embassy had become enormous, for all food aid as well as other aid was paid for in local currency. During that time, I was told by personnel at the American embassy that their bank account held about 10 percent of the value of all Yugoslav currency in circulation, an obviously intolerable situation. As a result the major part of this bank account went for public works projects like the Dalmatian coastal highway. But there were also, relatively, huge amounts of funds for academic research by U.S. and Yugoslav scholars working jointly as well as almost unlimited amounts for American libraries to buy copies of all books printed in Yugoslavia (this was the case even though funds set aside for this purpose were less than 1 percent of the total value of U.S. assistance.). But all these developments were in the 1960s, then very much in the future. It should be carefully noted that I have gone into all this detail because a significant portion of my researches in Yugoslavia in the early 1960s was supported by these funds.

My professor of international relations at Columbia, Philip Mosely, had, in addition to his academic role as a founder of East European Studies in the U.S., been very much involved in U.S.–U.S.S.R. relations. He also had been an advisor at key conferences between the U.S., the U.K., and the U.S.S.R. He had participated in conferences at the foreign minister level during the war in Moscow. In the immediate post-war period he had attended the Potsdam conference between Truman and Stalin and Churchill (and later Atlee) as an advisor to the American delegation. In sum, he had extensive experience in negotiating with the Soviets during and prior to the period.

With respect to Slovenia Mosely had also been one of the principal U.S. representatives at the treaty negotiations, which eventually ended the Trieste conflict between Yugoslavia and Italy. This dispute was finally concluded only in the 1950s when we were already in Yugoslavia. But from my personal point of view, most significant was the curious fact that in the immediate prewar period, in the late 1930s, he had been encouraged by an American research foundation, the Social Science Research Council (New York) to undertake social science field research in the Balkans. As a result Mosely engaged in extensive field researches on the extended family unit, the *zadruga*, within Yugoslavia but also in neighboring Balkan countries as well.

In the course of that research he met Milenko Filipović who became one of the leading Yugoslav ethnologists, particularly with respect to the study of Serbian areas. In 1952, when I was ready to do field research for my doctorate he introduced me to Professor Filipović who was then in the United States under a Rockefeller Foundation grant. He had received a fellowship from this organization on the eve of World War II, but did not accept it because he chose to remain in his homeland even though conflict was then clearly inevitable. After the war Mosely helped Filipović renew his grant. My fate was then decided. I was to do my research in Serbia under Filipović's sponsorship.

## Arrival to Yugoslavia

We took a Yugoslav freighter from New York and landed in Dubrovnik in June of 1953. Our first introduction to the system was in our contact with University students in Belgrade with whom we exchanged English for Serbian lessons. At that time visiting foreign students, especially those who wished to undertake research in rural areas, were something of a rarity, so we had to make our own way through the system. A series of small events set the stage for our initial understanding of part of the dynamics of Yugoslav socialist society.

I also detail all this background to illustrate the fact that my selection of Yugoslavia as a research area was very much embedded in the political context of the time. However, for my research I had to use my personal family resources since no financial assistance was forthcoming. Thus in this respect, despite the context of the times, my initial research in Yugoslavia was independent of any organizational impetus. In June 1953, when we first arrived in Yugoslavia, despite the large existing American aid program and the earlier break with Stalin, that state was still very much an orthodox communist system operating in a relatively poor and marginal country with a significant part of its economy peasant based. The massive program of industrialization had not yet really begun and the large-scale migrations to the cities were still getting under way.

The significant achievements of Yugoslav socialism in building a modern industrial economy were in prospect, but communist state power was already consolidated. An aspect of the confirmation of state power entailed the techniques for the purposeful manipulation of public opinion to support the implementation of state policies. Such manipulation, which had its limitations, was played out in many ways. A local example of that purposeful manipulation took place in the early part of our initial stay. Viewed from an early 21st century perspective the long-lasting significance of the events described below can be seen as, at best, marginal to the historical record. However, from a personal perspective, they were overwhelmingly significant to me and nearly ended my work in Yugoslavia.

By the fall of 1953, we had settled in the central Serbian village of Orašac, south of Belgrade, where I had begun my doctoral research focusing on a community study approach. One day the village council president invited us to accompany him and some other local officials to a “meeting” (rally) in the nearby rail and market town of Mladenovac. It also then had a few nascent industries. Something presumably important had happened and we did not know quite what. Our household lacked a functioning radio and they did not get a daily newspaper (this was, of course, in the days before TV had begun to make its appearance in rural Serbia).

We left the village the next day at dawn to arrive in time for the rally. There were no private automobiles in the village then so we went by horse carriage (fiacre) of the kind I had seen only used in the village for weddings. The site of the gathering was a huge, open field adjoining the rail junction. As we approached the

site I noticed long lines of boxcars which I later learned had been used to transport peasants and workers to the rally from various places in Serbia. While the relatively short ride was a bit uncomfortable given the state of the springs of the carriage the discomfort did not seem to exceed that of riding on a crowded urban bus at rush hour with windows closed. It was not until a decade later that the Yugoslav economy had matured to the extent that buses could be used.

In any case, people were arriving in a large stream, pouring out of the boxcars and onto the open fields. We kept close to our village friends but I also had a camera and ventured a photo of some of the placards. At that point a senior police official came by and suggested that my wife and I accompany him to headquarters. There he asked for our passports and proceeded to enlighten us about the crisis and the reason for the rally. He began by inquiring if I knew that the Americans were responsible for excluding Yugoslavia from their claimed territories in the region of Trieste? Our village friends had, of course, mentioned nothing about this, only indicating that we might enjoy a visit to a “meeting” which we naturally assumed would be combined with a large local market. It seemed apparent that the official was quoting from the most recent edition of the communist party newspaper (*Borba*), which was invariably found in good supply in all the official offices we visited.

I did recall that my Columbia professor had been the American representative on that boundary commission but, of course, I said nothing. Following the lecture he suggested that we would need protection from the genuine outrage of the workers and peasants who were attending the rally. I did not protest his decision but only expressed my appreciation. Neither my film nor camera was confiscated. I put my camera away and we were assigned two officers who proceeded to follow us around for the rest of the afternoon. They were apparently good friends since they held hands, as good friends do in parts of Eastern Europe and the Middle East. They seemed self-absorbed and the day passed without further incident. The planned part of the gathering commenced with the eventual arrival of the minister of the interior, Aleksandar Ranković, who delivered a speech of “outrage” to programmed cheers. We had heard in Belgrade that he was famous for his tailored suits, but we did not get close enough to check this out. On the way back our village hosts said nothing about our encounter with the police, but since we were in the village under official auspices with a formal letter of introduction there was no outward evidence of their concern.

## Encounters with Socialism

After some fifty years this incident would seem to have merited little more than a mention as a small detail of our stay. But that did not turn out to be the case. It has often been remarked that youth is stupid and certainly young apprentice anthropologists are no exception to this rule. After this encounter I was determined to return to Belgrade immediately. In retrospect

my time would have been much better invested in pursuing my ongoing fieldwork. But there was no stopping me. The next morning we boarded the narrow gauge train in a neighboring village and then transferred to a standard gauge train at Mladenovac for our trip to Belgrade. We made the trip of approximately 100 km in just under six hours because we managed to catch an express train to Belgrade at our transfer point.

Although determinedly curious about the context of the rally about Trieste, once in Belgrade I was so self possessed and pleased to return to our urban apartment that it never occurred to me that there was any danger to my person and to vary my usual urban routes. Therefore I first visited some of my favorite bookstores to browse for research materials and then walked over to the U.S. library anticipating getting the embassy news bulletin and reading recent American papers to see what they were reporting of these events. Of course, I might have first checked the local press.

The American library was located in downtown Belgrade near the Serbian Academy of Sciences and the University. As I crossed the lot adjoining the library (made vacant by German bombing during World War II) I suddenly felt a pinprick and then another and a mob surrounded me. I broke free and started to run. As I entered the main street fronting on the Student Square I noticed a woman being herded by a jeering mob. On her back was a sign reading in Serbian: "One who takes the American embassy bulletin." Just about that time a waiter called out to me from a nearby restaurant to get the sign off my back. I rounded the corner and in panic headed back to the U.S. information library collapsing at the feet of an American journalist. As I got up the journalist Helen Thomas (who later was the senior correspondent at the White House becoming a fixture there for decades) proceeded to interview me. She explained that her story would be front page news in the U.S. the following day but that my name would not be used. (Present readers will find this part of my story quaint, as there once was a time when an American student being beaten up by a "foreign mob" would have been a major news story.)

At that time at the height of communist red baiting led by McCarthy there really was a market for nasty articles about all aspects of communism. Only a few weeks before, two assistants of that American senator had visited Belgrade and "inspected" the American library for "subversive communist" literature. (The American diplomat who guided them around "helped" them reach the conclusion that such evidence was lacking.) The fact that Yugoslavia was a functioning communist state, then in an alliance of mutual convenience with the United States, apparently escaped these "guardians" of American virtue. After the interview with the journalist two American diplomats escorted me to my apartment. On our walk there they told me stories about how they had closed down the American consulate in Shanghai in 1948 after the victory of the Chinese communists. Unintentionally, they nicely set the stage for what was to follow. They left me at the door apparently unaware that we had been followed. As I stepped inside a group of Yugoslav police in plain

clothes, masquerading as "outraged citizens" began to beat me. I first shouted to them in Serbian and then as the beating intensified I switched to English. The instructions issued to the organized demonstrators and widely disseminated were that foreigners were not to be harmed. They then left, apparently convinced that I was indeed a foreigner.

I do not remember great pain and my injuries were not serious but they had significantly bloodied me. Later I was given refuge in the nearby apartment of a friend from the American embassy. I could hear the organized demonstrators on nearby Marshal Tito Street shouting the by now familiar refrain - "We will give our lives but not Trieste." Later, when I made a visit to the embassy, I was told that they would protest on my behalf but that this would be the end of my work in Yugoslavia. I chose not to complain. Later, at a cocktail party I met an American colonel with the U.S. Military Assistance Group to Yugoslavia, they had a large building in the center of Belgrade. He told me that prior to the demonstrations a colleague on the Yugoslav army's general staff told him that there would be no demonstrations in front of the building housing the U.S. military. There were none.

Certainly this tale of minor events long ago has few surprising aspects. Neither the duplicity of the Yugoslav state, or for that matter, the many faces of the American government are surprising. Nor, it should be added, was the total indifference of the local population unexpected. Finally, it should be noted that despite the cries of the organized demonstrators then marching through downtown Belgrade, the whole matter was subsequently settled relatively quietly through diplomatic negotiation. Yugoslavia gave up claims to certain areas near Trieste. The fate of the city itself had, however, never been in question, it always remained under Italian jurisdiction.

But there is another factor involved and that is and was the extreme national and historical divisions within the territories that composed the Yugoslav state. Slovenes were and are, of course, concerned about their borders with Italy and their other neighboring states and the people of Slovene nationality who live there. Clearly, these concerns were not shared with people in Serbia, just as more recently Slovenes early on uninvolved themselves in the wars accompanying the disintegration of Yugoslavia. One could go through a long list of such regionally manifested concerns. The communist slogans of the past, including that of "Brotherhood and Unity," were clearly an illusion from the beginning.

My bloody head massage was clearly minor, but what about the situation of the poor woman whom I had seen being paraded before the organized mob? Obviously the international press had not bothered to report her situation. Her situation appears to me to relate to a visit I paid to the police station in Arandelovac, the market town for the village in which I was working. I mistakenly opened the wrong door and saw an older peasant being beaten. Or, on the first day of our arrival in the village, my wife and I were seated in the village café awaiting arrangements about our housing. A local woman had heard about our arrival. She came

to the café and told us about her brother in Chicago. She demanded of us as to why, when there are so many nice places in Yugoslavia, had we come to this poor and backward village, which she soon hoped to leave. Subsequently, we learned that she was absent from the village for some months. When she returned, we never had the opportunity to speak to her again, nor for her sake were we anxious to do so. This incident must, of course, be seen in a broader reality. We later learned that her brother had been killed in a robbery of his Chicago restaurant.

Much more important to our research was an event associated with the local elementary school. I had thought that it would be nice to sponsor an essay contest in which the children could write about the village and their aspirations for the future. I even offered some modest prizes. The director of the school and the teachers cooperated and I received a significant number of essays. Very fortunately neither the school principal nor the teachers made any effort to read the pupils' work prior to turning over the papers to me. I took the school essays to Belgrade and went over them carefully. Most of the student essays were about the glories of Serbian history, the modernization of the village, and the partisan heroes. Some of them obviously based on the school textbooks, but a few were obviously original and described the actualities of village life. But one essay was different. In the words of the pupil the partisans were not liberators but destroyers for they had burned part of the village. I determined to leave this essay out of my ethnographic account. The student described how her family's home had been burned and provided a color illustration. What to do with the student's material? It seemed obvious to me it could cause trouble for the parents and for the child as well. It would also have made life difficult for the teachers and school principal who had helped me. I destroyed the essay and drawing and to this day I remember burning it. I tossed the ashes in the toilet bowl and flushed away the remnants. I was glad to protect the student but I was also ashamed of my censorship. I had accommodated myself to the system through this self-censorship.

### **A Socialist Consumer Society**

**B**ut what exactly was the system to which people were accommodating? In this essay I cannot do more than give a brief explanation. First, it is important to observe that enormous changes were under way throughout Eastern and Southern Europe during the second half of the 20th century quite apart from the dominant ideological system in a particular country. Overall, there were the ongoing processes of industrialization and urbanization and with it technological modernization. This was taking place at a rapid rate not only in Yugoslavia but also in all the non-Communist countries that bordered on Yugoslavia such as Italy and Greece.

For us the early 1950s provided a kind of baseline against which to measure future change. Communism, of course, put something of a special face on these

changes, but the long-term transformations made that centralist ideology increasingly irrelevant. A small but significant indicator of the changes was the changes in the types of garbage that the society produced. We observed in the village in the early 1950s how virtually nothing was thrown away including used tin cans. These were turned into receptacles and even cooking utensils of various kinds.

There was also real poverty in this period. People were accustomed to wearing patched old clothes, especially in the villages. I well recall the minimum tableware we had then in the village. There were badly made aluminum forks and spoons that broke and bent easily. These contrasted with the sturdy homemade wooden spoons when there was a greater degree of isolation and self-sufficiency in the village economy. I recall asking myself as to how it was possible for a people who could not even produce useable basic household items such as cutlery to have defeated such a technologically superior foe. We were reminded of this every evening at dinner time when mixed in with the poor quality aluminum tableware were the remnants of a German soldier's field kit which included a stainless steel knife and fork. Therein, of course, lies the primary justification for, and the ultimate legitimization of the regime.

The Communist partisans had won both against their civil war opponents, the remnants of the royalist government in Serbia, as well as, at the same time, the struggle against the Nazi invaders and their fascist associates in Croatia. The other justification for the regime was that its socialist form of government would bring an equitable form of modernization. But the initial changes resulting from these processes of change, although widely shared, also brought with them a hierarchical, entrenched bureaucracy with a monopoly on the methods of innovation that were always imposed from above. From the outset people were primarily not inspired but coerced. This happened despite the enthusiasm of some youthful cadre who contributed unskilled labor to road and railroad construction. There was also the constant drumbeat of propaganda about social ownership, and worker participation in a so-called shared self-management system along with every few years a new constitution touting these and other new forms of political participation.

I began by focusing on garbage, or rather the lack of it. Peasant villagers and urban workers began to experience the throwaway culture of plastic beginning in the 1960s. It is certainly true that life did improve in a material way for most everyone. But this achievement did not bring lasting satisfaction. This occurred despite the fact that Tito successfully transitioned from wartime leader to acceptable father figure. In the fifties there were then no plastic items to speak of, just as newspaper was used more often than the less available toilet paper, and acceptable hand soap was not easily obtainable. It was a time when women on boarding a bus would carefully arrange their skirts before sitting down so as not to put much stress on the fabric. Burlap sacks and crude paper bags were used to carry home the few items purchased from the limited inventory in the state stores. Within a decade, however, the throwaway



plastic culture began in earnest. The 1960s saw the cautious beginning of this mass consumption culture along with the innovation of the supermarket and TV. Now there was a mass of cheap items on the market designed for immediate use and not for long-term retention. Did the transitions in consumer goods, mass marketing, mass consumption in a way relate to transitions in the political culture that was also concerned with novelty, innovation, and mass appeal? Yesterday's versions of both were certainly discarded rather than recycled in the decades to come. These matters can more easily be measured in the villages, the countryside, than in the towns. For in the latter there was trash collection that, of course, was unknown in the village. Thus village homes began to accumulate less perishable detritus in their surroundings. Rotten vegetables, spoiled meat, old wooden implements could all be counted on to slowly return to the soil but not plastic.

The appearance of the private automobile in the socialist state was also a transforming force. With its increasing use came greater mobility not only within Yugoslavia but across international borders. The Tito regime did little to restrict free movement. It was in the sixties that there began the mass migrations of Yugoslav workers to a then labor short Western Europe. Their remittances were certainly economically useful to the regime. Just as the family had been useful to the state in allowing it not to be too concerned about social support services when these could be, at least partially, taken care of in the context of agricultural based households.

Thus in households where both parents worked in state enterprises, a relative, often a grandma (*baba*), could be counted on to provide for the necessary child care. Folk sayings were coined to celebrate the fact that parents had to make sure about the presence of a *baba* before they had a child. In retrospect the frozen ideology of the Party prevented the growth of a vibrant domestic economy. Thus the massive remittances of those who worked abroad were not invested in the domestic economy but rather in private household construction that strengthened family ties and regional affiliations. From the 1960s to the 1980s the housing stock of rural Yugoslavia was transformed. A uniformity of reinforced concrete, stucco, tile, and brick replaced the historically entrenched rural variation based on local resources. These structures were of enormous symbolic significance to the individual and his family. But while one can easily appreciate this aspect, their economic wastefulness was also readily apparent. For often the worker, and frequently his family as well, remained abroad and much of this newly constructed housing was underused.

At the same time for those who stayed behind there were massive symbolic government investments made in an attempt to appease growing national regional interests. Thus to parallel the private sector's overly robust housing stock in rural areas, which were exporting part of their work force, there was the felt political need for every republic to have its very own uneconomical major industrial enterprise such as a steel

mill or auto plant. Meanwhile the quality of items such as auto production became an international joke. This was the case with the Yugoslav licensed Fiat. Its shoddy construction hastened its achievement of junk status both on the international market and domestically.

By the late 1970s and early 1980s, worn-out cars were beginning to clutter up rural byways. This at the same time that the first generation of manufactured wood and electric stoves and small refrigerators also began to wear out. At least in central Serbia, no effective garbage collection functioned, so behind individual homesteads the piles of discarded stoves, TVs, and refrigerators began to pile up. This development raises interesting questions for the ecologically oriented concerning rural water supplies, e.g. do the freon and other chemicals as in the florescent tubes get into the ground water? As a further example, how is the used crankcase fluid from cars and tractors disposed of? The pride of a Yugoslav worker driving his new Mercedes to his home village for the first time was a frequent sight in the 1970s and 1980s and individually owned rural repair shops began to appear.

These problems are, of course, not unique to the former Yugoslavia. Countries such as the United States are well advanced in the ways in which its industries have created numerous examples of widespread pollution of water supplies. But, of course, it is necessary to view this matter in some perspective. Ecological devastation in Yugoslavia and its health consequences seem to pale in comparison to places like the former Soviet Union and the massive transformation of landscapes in areas such as Central Asia. The irony of the mystique of the eventual return of the migrant worker and his family to their home village to enjoy their newly built home in bucolic surroundings was, to a significant degree, contradicted by the increasing pollution of the countryside.

### Spy or Serbian Peasant?

Let this all seem too distant, too objectifying it seems appropriate to describe how my personal image came front and center, briefly, and in a not so minor way, on Serbian TV and in the public press. Beginning in the 1960s, on several occasions in the public press in both Belgrade and Sarajevo I was denounced as a CIA agent. Other American researchers were also identified in this way. But since I had done fieldwork in Yugoslavia for a longer time and researched most intensively in rural areas I was a natural target. This was because the security authorities, even in their more relaxed phases, want to control access to those areas that they could not easily supervise. After each article appeared, I made a point of writing to the Yugoslav ambassador in Washington that the charges were untrue and were libelous. In the fullness of time I always received a reply saying that I would be welcome to return to Yugoslavia to continue my researches and that there would be no problem about a visa. It was quite clear that the Foreign Ministry and the Ministry of the Interior were not operating in concert, a not unfamiliar situation in the U.S.

Then in 1986, through the good offices of a colleague at Belgrade University I was introduced to a Serbian TV personality. He made a specialty on his program of discovering odd things in remote places. Clearly, my long-term ethnographic fieldwork in a Serbian village qualified. His TV program had a folksy ambience, even its title was people friendly, "By the Way (*Uzged budi receno*)". In no time at all my wife and I plus a film crew were ensconced in "our" village. They remained on site for several weeks and the production of an hour-long film resulted. Unlike American TV there were not many outtakes. That summer my wife and I lived out Andy Warhol's dictum that everyone would be famous for fifteen minutes. The program was broadcast not only in Serbia but nation-wide throughout what was then Yugoslavia. Thus when we left the village that summer after the filming we were recognized most everywhere even as we tried to vacation in Dalmatia. There were "serious" consequences – waiters recognized us in a restaurant and insisted on feeding us "real peasant food." At that time we were more than middle-aged and our diet tended to be strong in vegetables and occasional chicken and fish. But here our plates were being piled high with greasy, roasted meat!

But our "fame" was to last for more than 15 minutes. And there were other consequences. First, the American embassy's glossy propaganda magazine, intended primarily for the intelligentsia, featured a long article about our work with many color photos from our time in Serbia. Among the photos was one of the two of us taken in Orašac in 1954 of "the Halperns in peasant dress". Actually the idea derived from another American couple that visited us in the village and we followed their example. Our hosts were most cooperative even if some of the costumes were no longer worn, especially pertinent to women's folk dress, and being saved for burial. It should be added that back then our village family was most curious about our clothes and had tried them on when we had been away. Thus from some points of view, this was a fair exchange. The photos were then put away for more than 30 years and only surfaced again in their use in the film. At the time we thought that would introduce an element of humor that was in consonance with the theme of the production. In any case, the editors of the embassy magazine gave this photo very prominent play in their article and combined it with a long caption about our personal history.

Surprise! Four years later we revisited Serbia in 1990 and one of our Belgrade friends showed us a copy of an article that had recently appeared in a Serbian weekly. I quickly looked at the article. It was all about spying in Yugoslavia and was actually a revisit with a book written by a British embassy press attaché in the late 1940s, who subsequently became a wellknown British novelist. It had the catching title "White Eagle Over Serbia". The theme of the novel was a tale of rural based espionage in Macedonia. But no matter, photos from Serbia would give it just the right peasant flavor. As the journalist involved subsequently told a colleague of ours, he saw the photos in the American embassy magazine. They seemed appropriate and he used them without, of course, payment of royalties. I was listed as the pho-

tographer of my own photo (a not impossible feat) and there were several of my other photos of Orašac there as well. The photo spread also included pictures of another photographer. A truly well-known art photographer, German by origin, but recently deceased, a Hollywood publicist name Helmut Newton. His most famous work, I later learned, was a massive actual coffee table sized volume entitled "The Nude and the Refrigerator".

Our photo in peasant dress was captioned "True Serbian peasants – a barrier against communism" (see photo caption). Alongside were other of my photos which had appeared in the Embassy magazine.

*Zdrav seljački element: brana za komunističku diktaturu (Snimio Joel M. Halpern)*



These were of a poor but picturesque old couple posing in front of their house, bunches of grapes hanging from the rafters. Another one was of teenage twins who were making decorations for light fixtures to celebrate the introduction of electricity to their home in Orašac, as well as other shots of life in the village. Helmut Newton's photos focused on the activities of "British Agents in Belgrade", no refrigerators here, just "congenial" soft porn. One agent was "investigating" the crotch of a large, bare breasted model. Another shot featured an obviously dissolute, but curious intellectual looking up from his book at the bare bottom of a local lady, if that is quite the appropriate term.

Earlier I had spoken of the introduction of plastic discards as the nature of garbage production changed in a modernizing society. Orašac in 1953–4 had been an experience with a still vibrant oral tradition in which elder males would perform epic poetry and women would create individualized mourning chants to memorialize the deceased. But contemporary Serbian TV with its massive programming features an almost infinity of little remembered moments and our 15 minutes of fame according to the Warhol dictum had long since expired. That is the journalist who stole the photos from the American embassy magazine must have assumed that his readers would not remember the TV film about “The Halperns in Orašac”, and even less the photo of them posing in peasant dress. It is fitting that now at 76 I can look back on a truly “memorable” career, one in which I “evolved” from a youthful and ignorant stranger to a CIA agent, to my final apotheosis as a “true” Serbian peasant boldly preserving Serbian society from the contamination of communism. Perhaps that had been my goal from the beginning? And, how appropriate for an anthropologist, to be concerned with preserving the “soul” of a nation. I scarcely suspected I had had that much talent. But, after all, were one to take these comments seriously one would need to repeat these experiences again, from the beginning. But I must confess I like playing with these pseudo-theatrical elements by way of “attempting an approach to these comic proportions inherent in the human dependencies. The impression I have from the third party with whom I communicated about the mailer was that the “journalist” was simply “earning” his living by consciously creating a scene of momentary sexual interest with overtones of nationalism and espionage – a potent brew but suitable to line one’s garbage can the following morning. The reader will surely agree that I had more than the fifteen minutes of fame to which I was entitled. Perhaps the best that can be said for such matters is that there was no tragedy or deadly violence involved.

### **The End of Yugoslav Socialism and of Yugoslavia**

It is certainly true that a modern state in terms of infrastructure and economy, however incomplete, was created during the years of socialism in Yugoslavia. (I have documented the processes involved in many of my publications.) But it was a hollow structure that its inhabitants were only too ready and even eager to rip apart even if this was done in a very bloody way. There are images in my mind and in the photos I took of the drastic consequences of war in Yugoslavia. These images were from my visits in the early 1990s, especially to Bosnia and Croatia. The massive destruction of urban areas was all too visible, particularly in Bosnia as well as in some towns in Croatia. Particularly vivid for me was my winter 1996 visit to Sarajevo and Mostar. Fighting was just ending and the scars of war were very recent and real. But it was not only the destroyed factories, the blown up villages and the burned out blocks of modern apartment houses – it was the new graveyards. Then

they were everywhere – in Sarajevo’s Olympic soccer field, in the city’s parks, in the small gardens in front of the surviving apartment houses – most were not the graves of young soldiers but of old men and women and the children.

Even in the next decade, the potential for future conflict has not been eliminated from what was once Yugoslavia, especially in Kosovo but also in Macedonia. In the spring of 2004 I visited communities that I had previously studied in southern Macedonia in 1962, both Muslim Albanian and Orthodox. The words that I heard were not those of peaceful coexistence. Although I do think that the current Macedonian leadership of both groups is anxious to find an equitable solution, the perceived injustices of others still fester. Trust to build a fully viable society is lacking.

Complex matters have been painted with a broad brush in this essay. Yugoslav socialism was not a fascist state built on death camps and ethnic hatred, nor was the ideology of socialism built on conquest and inequality. Yet by its authoritarian rule it helped to facilitate much of what followed its demise. But one cannot say that Yugoslav socialism was simply a hollow structure, although the deceptions of the state were abundantly evident. Further, it is not possible to assert that a regime that lasted almost half a century, or something over two generations, did not enjoy a degree of legitimacy. After all there was the crucial role the partisans played in defeating the German invaders and there was the reality of modernization without drastic and crushing class inequalities. One only has to now look at the modernization process in much of the developing world today to see the consequences of unrestrained, socially irresponsible capitalism. Some have noted that the Yugoslav state did enjoy at least a degree of real legitimacy, not only because of modernization, but also because many people subscribed to the basic ideological tenets of socialism. Certainly the state was able to insert at least some of its ideological tropes into the life-courses of its citizens. But was there ever a real commitment on the part of rural peoples, who were initially the majority of the population, to worker participation and socialist development? Or, conversely, did the peasants and the new groupings of peasant-workers have only a very instrumental relationship toward this socialist/Yugoslav state? Thus did they just enjoy the growing material achievements during the 1960’s and 1970’s and when the economy turned sour and could not satisfy the growing consumer demand in the 1980s were they then most ready to part with the Yugoslav state? What role did consumerism have in de-legitimizing the socialist state? Was there, in fact, a generational gap in the attitudes towards the Yugoslav state? Was the older generation which had experienced poverty and war more keen supporters of socialist normality? In terms of the younger generation, did they increasingly see the Yugoslav state and its socialist framework as obstacles to their wish to make full use of their abilities? Certainly the lack of free elections and the monopolization of state power by the Party prevented these questions from ever being raised effectively in a public forum.

It is uncertain whether these vital questions

have definitive answers, and certainly they cannot be answered in a brief introspective essay. But perhaps some very general reflections are a place to begin. It is first necessary to explore the relationships between personal identity, national affirmation, and ideological association. It is a commonplace to now observe the limited view of some intellectuals who sought to affirm before World War I that the workers in Germany on one side and France and England on the other would not willingly murder each others in brutal trench warfare because they shared a common class interest. Even to recall this thought at the beginning of the 21st century seems, at best, quaint. One World War later when German troops were nearing the gates of Moscow and Leningrad Stalin did not issue an appeal to save the Soviet system, but rather he temporarily revived the Orthodox church and appealed to Russians in terms of their national and religious interests. Clearly the collapse of socialist Yugoslavia cannot be isolated from the breakup of the Soviet Union. But the question is certainly not a simple one of comparing Russian nationalism to Serbian nationalism. Or, on another level, is it one of trying to assess the commonalities, if any, of Slovenes and Albanians, on the one hand, or Ukrainians and Uzbeks in the Soviet setting. Perhaps, more directly it is appropriate to consider, why did the Czechs and Slovaks end their state in peaceful separation? At the same time, nearby, for those once known as the Yugoslavs, their common state ended with a tragic and bloody finale, in every sense of the word, a horrible mess.

I think on this point, and in keeping with the spirits of this essay, I would like to end with some personal reflections 31 years apart. Both of these reflections center on Bosnia. First, in 1964 I did research in the multiethnic town of Maglaj and its surrounding rural area. In this region Moslems, Serbs, and Catholics then lived in close proximity both in the town of Maglaj and in the surrounding villages. A walk through the marketplace would see these groups actively trading with one another while in Maglaj factories they worked in the same enterprise. How did this seemingly established co-existence turn into warfare and massive destruction? Platitudes about ancient hatreds do not suffice to explain the evidence of death and destruction I saw in Sarajevo and, even more directly, in Mostar and its surrounding area in 1995. I emphasize the latter city because, unlike Sarajevo, the Serbs were not directly involved in the final fatal years. While places like Srebrenica and Sarajevo demonstrate the brutality of Serb forces, in Mostar the fight was between Croats and Moslem militaries. The Serbs have been eliminated from the region earlier in the fighting.

What conclusions can I draw? It seems to me as my career enters its final phase I wish I had not followed the herd and been so wrapped up in the illusions of modernization and urbanization as some kind of fixed point of achievement in the human condition in the Balkans and elsewhere. Modernization was, in this sense, a profound illusion and post-modern ideas a fantasy. Neither will see us into the future. Contemplating the ruins of Mostar in 1995, can one say that this was Tito's heritage? Perhaps, because a political entity that

has a president for life has, by definition, no future, no way of effectively resolving conflicts as exemplified by a favorite slogan of his time, "Brotherhood and Unity". Pairing that with Socialist Yugoslavia one can easily see how the pairing is programmed to mutual self-destruct. One can even imaginatively diagram the process.

As any visitor to parts of former Yugoslavia today can testify – the whole country was not blown up in the internal wars, only selected places as in Croatia, Bosnia and Kosovo, some of which have now been repaired. But in most of the country, especially in the rural areas, the countryside was transformed by massive building of private homes. This new housing was, in effect, both a monument to a fading familism by those who lived abroad or in cities (they are rarely occupied fully on a round the year basis). Yet this housing absorbed resources that were never invested in productive activities. Unfortunately this process continues in what were the poorest areas of Yugoslavia. This use of personal funds for private purposes represents a profound aversion to public interests. New research questions need to be asked that involve individual motivations and how institutional structures than can adjudicate conflict can come into being. Another question that cries out for some considered reflection has to do with the ability of human societies to destroy that which they had so painfully created for ideological purposes. The ruins of villages and towns in Croatia, Bosnia, and Kosovo and the mass loss of civilian life in the 1990s and overlapping even into the 21st century were not created by foreign invaders but by inhabitants who had formerly lived peacefully together. The uninhibited destruction of private and public structures along with large-scale murder of the defenseless cannot be attributed only to the Serbs. Decades of construction were obliterated and the mutual destruction of historical monuments involved all of the dominant ethnic groups. Why? We need to examine carefully motivations for destruction and killing at the same time as we consider how construction was accomplished and reconstruction is planned and implemented and populations nourished.

## Welch ein Galimathias! Die Auseinandersetzungen in den regionalen und lokalen Organisationen der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei nach dem XX. Parteitag der KPdSU

Pavel Kolář (Potsdam)

### 1956 in der Tschechoslowakei

Das Jahr 1956 wird in der Zeitgeschichtsforschung allgemein als eine Periode der tiefsten Erschütterungen der staatssozialistischen Systeme Ostmitteleuropas angesehen (vgl. Lemberg 1993; Hahn 1996).<sup>1</sup> In Polen und Ungarn brachen umwälzende Krisen aus, welche die dortige Parteiherrschaft in ihrer Existenz fundamental bedrohten. Hinter diesen Vorgängen stand jeweils ein Bündel von Krisenphänomenen, die auf verschiedene Weise Wirtschaft, Gesellschaft und Politik betrafen und populäre Massenbewegungen hervorriefen. Während jedoch in der historiografischen Verarbeitung dieser Ereignisse vor allem politische und wirtschaftliche Faktoren im Vordergrund standen, wurden alltags- und erfahrungsgeschichtliche Aspekte nur selten untersucht. Im Großen und Ganzen wurden die Krisen in Polen und Ungarn vor allem als Folgen zentralpolitischer Fehlgriffe und sozialpolitischer Defizite der Diktaturen gedeutet.

In der Tschechoslowakei verlief das für diese zwei Nachbarländer so turbulente Jahr 1956 bekanntlich ohne analoge Umwälzungen. In der tschechischen Zeitgeschichtsforschung wird hierfür gewöhnlich als Erklärung angeführt, dass die verhältnismäßig günstige soziale und wirtschaftliche Lage sowie die durch die Säuberungen der Jahre 1949–1951 gesicherte Homogenität der Parteibasis (Maňák 2003) für den relativ ruhigen Verlauf der Krisenperiode gesorgt haben (z.B. Pfaff 1988; Kaplan 1996). Der tschechische Historiker Karel Kaplan, der sich mit der Frage der „Krise des kommunistischen Regimes“ in der Tschechoslowakei am intensivsten befasste, führt die Stabilität der tschechoslowakischen Gesellschaft auf die „Lösung des sozialen Grundproblems – die Gesellschaft ernähren und kleiden“ zurück (Kaplan 1993).<sup>2</sup> Allerdings bleiben solche Feststellungen allzu allgemein und basieren nicht auf einer hinreichenden empirischen Beweisführung. Was hier vor allem fehlt, ist eine Annäherung an das Problem der gesamtgesellschaftlichen Krise aus der Perspektive „von unten“ (Mathews 1998).<sup>3</sup> Mit anderen Worten: eine alltags- und erfahrungsgeschichtliche Verfeinerung makrohistorischer Großprozesse scheint notwendig zu sein. Allzu bequem hat sich in der Forschung die Vorstellung von der „stillgelegten Gesellschaft“ in der Tschechoslowakei durchgesetzt, laut welcher das Soziale vom Politischen (sprich vom „Machtapparat“) verdrängt worden sei.<sup>4</sup>

Es war die französische Historikerin Muriel Blaive (Blaive 2001)<sup>5</sup>, die im Unterschied zu den meisten früheren Arbeiten einen dezidiert gesellschaftsgeschichtlichen Ansatz gewählt hat, um das „Nicht-Geschehen“ in der Tschechoslowakei im Jahr 1956 zu erklären. Sie bestreitet die sozial- und wirtschaftshisto-

risch fundierte Stabilitätsthese zwar nicht, fügt jedoch auch „weiche Faktoren“ hinzu wie etwa die Reichweite und Auswirkung der Propaganda, das Fortbestehen des Nationaldiskurses oder das Gespenst des deutschen Revanchismus. Damit handelt es sich um Erscheinungen, die zum einen sowohl die Parteilite als auch den „einfachen Menschen“ betrafen, und die zum anderen ohne Anwendung erfahrungs- und erinnerungshistorischer Zugangsweisen nicht zu untersuchen sind. Blaives Versuch einer „Geschichte des Jahres 1956 von unten“ bleibt allerdings in den Ansätzen stecken, nicht zuletzt deswegen, weil sich die Autorin ausschließlich auf Quellen zentraler Provenienz stützt, um die „Stimmung“ der Bevölkerung zu erfassen.<sup>6</sup> Zu den Fragen, die in ihrer Untersuchung zwar berührt werden, nicht aber vertiefend untersucht werden konnten, gehören unter anderem die internen Auseinandersetzungen in der Mitgliedschaft der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPTsch) rund um die Ergebnisse des XX. Parteitages der KPdSU und die Kritik am Personenkult. Damit ist hier nicht die inzwischen gut bekannte Reaktion der Parteiführung gemeint, sondern vielmehr die Entwicklungen auf der mittleren und unteren Parteiebene (den Bezirken, *kraje*, und Kreisen, *okresy*), die als die notorische „Schnittstelle“ zwischen Lebenswelt und Parteiherrschaft für die Stabilität und Legitimitätssicherung des staatssozialistischen Systems von zentraler Bedeutung war. Denn die Parteiarbeiter auf der mittleren und unteren Ebene standen vor der schwierigen und oft kaum zu lösenden Doppelaufgabe, einerseits den zentralen Herrschaftsanspruch der Partei im regionalen und lokalen Raum umzusetzen, andererseits die vor Ort artikulierten spezifischen Interessen und Bedürfnisse zufrieden zu stellen.<sup>7</sup> Es liegt daher auf der Hand, dass sich ohne eine Einbeziehung dieser Herrschaftsebene die Binnenstabilität der KPTsch im Jahr 1956 kaum erklären lässt. Gerade die Parteifunktionäre auf der mittleren Ebene sahen sich in den Wochen nach dem XX. Parteitag der KPdSU mit einer doppelten Schwierigkeit konfrontiert, indem sie einerseits die (ihnen selbst noch unklaren) Ergebnisse des XX. Parteitages der Basis zu vermitteln hatten, aber andererseits die Ersten waren, an die sich eine direkte Kritik von unten richtete. Die Grundausrichtung der Basisdiskussionen konnte zwar anhand der von den Zentralorganen der Partei stammenden Quellen *grosso modo* erschlossen werden (Kaplan 1996: 34–37), eine bislang noch nicht vorgenommene „dichte Beschreibung“ der lokalen Entwicklungen kann jedoch die subtileren Zusammenhänge erkennen lassen: Was genau und vor allem wie etwas in den Sitzungen gesagt wurde, kann man nur anhand von Untersuchungen kleinräumiger Verhältnisse erfahren. Eine solche Fokussierung allein kann helfen, die reduktionistische Trennung zwischen

„Regime“ und „Gesellschaft“ zu überwinden und stattdessen ein viel differenzierteres Bild der „Krise“ zu gewinnen.

Hier sollen anhand von drei Bezirken in der Tschechoslowakei die Vielfalt und Eigendynamik der Auseinandersetzungen um den XX. KPdSU-Parteitag unter den regionalen und lokalen KPTsch-Funktionären und Mitarbeitern des Apparats aufgezeigt werden; damit leistet der Artikel einen Beitrag zur Frage der parteilichen Binnenöffentlichkeit und Legitimitätssicherung während des Jahres 1956. Lassen sich in den Parteiorganisationen unmittelbar nach dem XX. Parteitag quasi-autonome Prozesse auffinden, die dem allumfassenden politischen Steuerungsanspruch des Zentrums entgingen? Inwieweit bildete sich gar eine kritische „Binnenöffentlichkeit“ heraus, die gegen die bisher gültige Diskursordnung verstieß? Wie entwickelten sich Form und Inhalt der Diskussionen? Kann die Artikulation von Kritik und Unzufriedenheit auf tradierte mentale Strukturen zurückgeführt werden? Wie wurde die Umdeutung der stalinistischen Meistererzählung wahrgenommen, inwieweit wurden neue historische Identifikationsangebote formuliert? Dabei geht es nicht in erster Linie darum, explizite politische Forderungen zu suchen (obwohl sie selbstverständlich auch beachtet werden) – wie z.B. welche Regionen eher „reformistischer“ und welche eher „konservativer“ eingestellt waren. Vielmehr kommt es mir darauf an, die Umgestaltung der parteiinternen Diskursordnung und die Öffnung eines Diskussionsrahmens aufzuzeigen.

Für die Untersuchung ausgewählt wurden die Bezirke Ústí nad Labem (Aussig) sowie Liberec (Reichenberg) in Nordböhmen und der Bezirk Ostrava (Ostrau) in Nordmähren-Schlesien. Als hoch industrialisierte Gebiete spielten sie eine Schlüsselrolle für die wirtschaftspolitischen Ziele der KPTsch nach 1948. Die ihnen vom Prager Machtzentrum gewidmete Aufmerksamkeit stieg infolge der Arbeiterunruhen im Jahr 1953 weiter an, von denen alle Industriebezirke in den böhmischen Ländern betroffen wurden (Heumos 2005). Während jedoch der Ostrauer Bezirk als eine traditionsreiche Arbeiterregion galt, aus dem sich parteitreue (vornehmlich stalinistische) Kader rekrutierten (vgl. Bakala 1993; Jirásek 1993, 1997), waren die beiden nordböhmischen Bezirke, deren soziale und ethnische Struktur infolge der Aussiedlung der deutschen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg einen fundamentalen Wandel erfahren hatte (Von Arburg 2003), eher Einsatzgebiete beziehungsweise Gebiete mit einer hohen Kaderfluktuation. Die in allen drei Bezirken und ihren Kreisen günstige Quellenüberlieferung – die vollständig erhaltenen Protokolle der Plenarsitzungen und Konferenzen der jeweiligen KPTsch-Organen sowie das reichhaltige Aktenmaterial der Büros der Bezirks- und Kreisausschüsse<sup>8</sup> – ermöglicht einen aufschlussreichen Einblick in die parteiinternen Diskussionen und Kontroversen, die aus den öffentlichen Darstellungen durchaus getilgt wurden.<sup>9</sup>

Die Geschichte des Umgangs der KPTsch mit dem XX. KPdSU-Parteitag und der Kritik des Personenkults lässt sich, zumindest aus der Perspektive „von oben“, zum folgenden Narrativ verdichten: Die

ursprüngliche Anfangsstrategie der Parteiführung, den Kern der Kritik (vor allem bezüglich des Personenkults) zu verschweigen beziehungsweise zu verschleiern und stattdessen die wirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund zu stellen, schlug fehl, als entgegen allen Erwartungen auf den Anfang März 1956 veranstalteten Parteiversammlungen scharfe Kritik am Vorgehen der Parteispitze geübt wurde. Deshalb brach die Parteiführung ihr Schweigen über die heikelsten Fragen Ende März in einem Grundsatzreferat des Generalsekretärs Novotný, das anschließend in den Bezirken und Kreisen diskutiert wurde. In dieser zweiten Diskussionsrunde in den Parteiaktivs entstand eine weitere Welle von Unzufriedenheit und Vertrauensverlust, diesmal einschließlich der Forderungen nach Einberufung eines außerordentlichen Parteitages und gezielter Kritik an einzelnen Politbüromitgliedern. Das Politbüro reagierte im Mai 1956 mit Beendigung der Parteidiskussion sowie mit harten Maßnahmen gegenüber den Kritikern, vor allem den Befürwortern des außerordentlichen Parteitages. Zugleich versuchte man erneut, den Schwerpunkt der Diskussionen von politischen auf wirtschaftliche Fragen zu verlagern, indem die „Richtlinien zum zweiten Fünfjahresplan“ veröffentlicht wurden; eine Strategie, die sich im Grunde als erfolgreich erwies. Das endgültige Machtwort fiel auf der „gesamtstaatlichen Konferenz“ im Juni 1956: Der scharfe Kurs gegen die „Querulanten“ und „Parteifeinde“ wurde bestätigt und die wirtschaftspolitische Agenda wiederholt akzentuiert; das Motiv „Personenkult“ wurde in den Hintergrund gedrängt.

### Lokale Reaktionen

Wie ändert sich aber dieses Großgemälde, wenn man die Vogelperspektive verlässt und dem Prozess der begrenzten „Wiedergeburt des Politischen“ (Winfried Thaa) in mittel- und kleinräumigen Verhältnissen nachgeht? Wenn man den Horizont lokaler Akteure, die in den politikgeschichtlichen Narrativen eher als Objekte des Großgeschehens auftreten, einbezieht, ohne sich dabei der romantischen Illusion einer autonomen, herrschaftsfreien Lebenswelt hinzugeben? Allgemein ist festzuhalten, dass die Debatten auf der Bezirks- und Kreisebene nach dem XX. Parteitag – wie es auch vorher üblich gewesen war – die thematische und begriffliche Struktur der Schlüsseltexte und Richtlinien des Zentralkomitees nachzeichneten; dennoch erhielt die kritische Grundausrichtung der rezipierten „Meistererzählungen“ durch die Versetzung in unterschiedliche örtliche Zusammenhänge eine besondere Eigendynamik, die imstande war, durch Anpassung, Umdeutung und Subversion die bisher geltende Diskursordnung zu sprengen. Allein die Tatsache, dass in den Parteiausschüssen zum ersten Mal ein offener, teils sehr kritischer Meinungsaustausch stattfand, wurde von den Parteifunktionären offenbar mit Erstaunen wahrgenommen, denn in den Bewertungen der Sitzungen wurden gerade die „Ungewöhnlichkeit“ und „Präzedenzlosigkeit“ betont. Die Diskussionen wurden etwa als „ungewöhnlich offen“, „kritisch und neugierig“ „fruchtbar und reichhaltig“ oder „stürmisch wie in der

Ersten Republik“ usw. bezeichnet. Ohne die langfristige Bedeutung der Ereignisse voraussehen zu können, charakterisierte man die Parteidiskussionen im Anschluss an den XX. Parteitag als eine „absolute Veränderung im Leben unserer Grundparteiorganisationen“ oder „weitreichende Veränderungen im Parteileben“.<sup>10</sup> Dass die Situation im Frühling 1956 offensichtlich einen Durchbruch in der Diskussionskultur der regionalen Parteiversammlungen bedeutete, belegt sowohl die ungewöhnlich hohe Zahl der Diskussionsteilnehmer (die Protokollbände werden im Vergleich zu den vorherigen Jahren erheblich umfangreicher!) als auch vor allem die Tatsache, dass die meisten Ausschussmitglieder erst nach dem XX. Parteitag zum ersten Mal im Plenum einen Diskussionsbeitrag lieferten; die außerordentliche Situation nach dem XX. Parteitag gab offensichtlich einen Anlass zur Überwindung der Hemmungen.

Allerdings wäre es unzutreffend, die vorherige Nichtbeteiligung an der Diskussion lediglich als Folge der „Angst“ vor Sanktionen zu deuten. Bei einem genaueren Blick auf die Akten der Plenarsitzungen lassen sich diverse Rednerhierarchien erkennen, die nicht unbedingt die Trennlinie zwischen den Büromitgliedern und den Hinterbänklern nachzeichneten. So weigerten sich einige Ausschussmitglieder zu sprechen, weil sie etwa von ihrer eigenen „ungenügenden theoretischen Bildung“ überzeugt waren oder – wie eine Aussiger Parteifunktionärin erklärte –, weil

„früher nur die Sekretäre oder Funktionäre, die eine Schulung durchgemacht hatten, diskutierten. Deshalb haben wir nicht diskutiert, weil wir glaubten, wenn wir etwas falsch gesagt hätten, hätten die Genossen über uns gelacht, und dann haben wir Lampenfieber bekommen.“<sup>11</sup>

Oft wurde nachdrücklich darauf hingewiesen, dass die Plenarsitzungen erst nach dem XX. Parteitag zu „wirklichen Diskussionen“ geworden seien, während es vorher nach den Referaten üblicherweise keine Fragen an die leitenden Funktionäre gegeben habe. Dies ermöglichte die offene Artikulation eines arglosen Wahrheitsglaubens, der die Diskussionen ungeachtet der Themen prägte. Die Aussiger Parteifunktionärin, die ihren Diskussionsbeitrag hauptsächlich den Schwierigkeiten bei der Verteilung von Süßspeisen im Bezirk widmete, schloss ihre Rede mit einem Plädoyer für aufrichtiges Reden ab:

„Den Menschen soll man die Wahrheit sagen. Heute habe ich zum ersten Mal diskutiert. Ich weiß nicht, ob es richtig war, aber ich sagte es so, wie ich es nur konnte, und glaubt mir, ich habe von ganzem Herzen gesprochen.“<sup>12</sup>

Es schien den Parteifunktionären unvorstellbar, dass eine so offene Diskussion ein Jahr früher möglich gewesen wäre,<sup>13</sup> und dies betraf nicht nur die wichtigsten politischen Fragen, sondern auch die sozialen und wirtschaftlichen Probleme von der Kollektivierung der Landwirtschaft hin bis zur Versorgung mit Lebensmit-

tern, die auf den Parteiversammlungen seit Mai 1956 immer wichtiger wurden. Im Folgenden werden einige Momente und Motive herausgegriffen, die in den Parteidiskussionen eine bedeutende Rolle spielten und die eine mögliche Modifizierung der bislang herrschenden Diskursordnung herbeiführen konnten.

### A) Emotionalisierung

Zunächst ist als eine Abweichung von den bislang geltenden Diskussionsgewohnheiten der Parteiversammlungen die starke Emotionalisierung der Reaktionen auf die – durch das Referat Novotnýs vermittelte – Kritik an Stalins Personenkult zu betrachten. Diese Emotionalisierung kam sowohl in den Diskussionsbeiträgen der Sitzungsteilnehmer als auch indirekt in ihren Berichten über den Verlauf der Diskussionen in den Basisorganisationen vor, welche die Bestürzung der Basismitglieder nach der Bekanntgabe der Kritik an Stalin dokumentierten. Die ersten Reaktionen auf die KPdSU-Parteitagbeschlüsse wurden in den Berichten als „Schock“ beschrieben, der es unmöglich machte, über die unheimlichen Tatsachen überhaupt zu sprechen. Ein Parteifunktionär aus Liberec berichtete, der vorgelesene Bericht habe auf die Parteimitglieder „depressiv gewirkt, es war schwierig zu diskutieren“.<sup>14</sup> Laut den Berichten war die Reaktion der Basismitglieder sowohl „Leiden“ („Nicht wenige Parteimitglieder haben mit unverhohlenem Leiden die Art und Weise wahrgenommen, wie der XX. Parteitag die Frage des Genossen Stalin und der ganzen Partei behandelte“<sup>15</sup>) als auch – weniger häufig – Widerwille („Als Genosse Kolář uns den Bericht des Zentralkomitees über die Beschlüsse des XX. Parteitages vorgetragen hat, haben manche Passagen tatsächlich Ekel erregt“<sup>16</sup>). Dabei wurden bei der Darstellung emotionalisierter Reaktionen auch geschlechterspezifische herausgestellt: So waren es nach den Berichten insbesondere die Kommunistinnen, bei denen sich eine hohe Empfindlichkeit gegenüber der Kritik an Stalin zeigen sollte. Im Ostrauer Stadtparteiausschuss, so ein Bericht, mussten die Genossinnen während des Vorlesens des Referats den Saal verlassen, „weil es ihr Herz nicht vertragen könne“.<sup>17</sup> Dadurch bekam das Bild der Kommunistin als unerschrockene, an der Seite der Männer stehende Aufbauarbeiterin deutliche Risse.

Es blieb jedoch keineswegs bei bloßen Feststellungen des schwierigen Seelenzustandes, in dem sich die Parteifunktionäre und -funktionärinnen befanden. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen der parteiinternen Diskussionen traten keineswegs nur als passive Mitleidende auf, sondern bezogen die unerfreulichen weltgeschichtlichen Vorgänge auf ihr eigenes Leben, ihren Glauben und ihre Taten. Was sich hier abspielte, war eine öffentliche, tiefe Verzweiflung, die allerdings mit der ritualisierten stalinistischen „Selbstkritik“ nicht gleichzusetzen ist, die ja im Grunde als eine durch höhere Parteiinstanzen inszenierte Parteiöffentlichkeit und als Raum für Denunziationskampagnen fungierte (zur „Selbstkritik“ in der stalinistischen Sowjetunion vgl. Erren 2002). Keine klaren „Schuldgeständnisse“,

sondern Äußerungen von Enttäuschung, Verunsicherung und Verwirrung dominierten in den selbstbezogenen Diskussionsbeiträgen der Sitzungsteilnehmer. Am schwierigsten hatten es die Propagandisten und Ideologen, die ihre ganzen bisherigen Leistungen angegriffen, wenn nicht vernichtet sahen, wie etwa ein Ostrauer Apparatsmitarbeiter:

„Ich gestehe Euch, dass ich nicht der Einzige war, der gestern nur schwer einschlief, und es war nicht deswegen, weil ich sonst wenig Sorgen hätte, sondern deswegen, weil ich mich an eine ganze Reihe meiner Referate erinnerte, die ich als Propagandist vortrug, als ich über die Fragen des XIX. Parteitages sprach, über Stalin, über die Fragen des Weges zum Sozialismus und der Entwicklung der Welt überhaupt.“<sup>18</sup>

Bemerkenswert an dem zitierten Beispiel ist – und daran wird der grundsätzliche Unterschied zu den stalinistischen Selbstkritik-Ritualen deutlich –, dass hier die Verantwortung entpersonalisiert und im Grunde einer höheren Ebene, der Partei, zugeschrieben wird. Denn der Propagandist fuhr fort:

„Ich gehöre der jüngeren Generation an, die sehr stark durch Stalins Werke beeinflusst ist. Ab und zu sind wir auf Probleme gestoßen, die wir mit aller Kraft verteidigt haben. Ich glaube, dass wir schon einmal eine solche Verwirrung erlebt haben, es war während der Slánský-Affäre. Damals sagte Genosse Gottwald, dass man der Partei glauben muss. Unser Vertrauen in die Partei als solche und in das Zentralkomitee war uneingeschränkt.“<sup>19</sup>

Neben der ungewöhnlichen Emotionalisierung und Selbstbezogenheit bestand die potentielle Störung der bislang herrschenden Diskursordnung auch in der Artikulation des Orientierungsverlustes und der Verwirrung, die nach der Kenntnissnahme der bestürzenden Tatsachen erfolgte. Herrschte einst ein unerschütterlicher Glaube an die Partei und die Stärke ihrer Führung vor, war nunmehr plötzlich von „Verwirrung im Kopf“ und „totalem Chaos“ die Rede – mit solchen Wendungen begannen die meisten Diskussionsteilnehmer ihre Beiträge in den Plenarsitzungen Anfang April. Als eine beliebte Beschreibung scheint dabei der Ausdruck *Galimathias* – verworrenes Gerede – gedient zu haben, der im Allgemeinen sowohl für die Unbegreiflichkeit der Vorgänge in der großen Politik als auch etwa für die Unklarheiten in der Zusammensetzung des Schweinefutters verwendet wurde.<sup>20</sup> Was die Parteimitglieder jedoch „Galimathias“ nannten, hieß in der offiziellen Parteisprache „ideologische Unklarheiten“, die es aus der Sicht des Zentrums zu bekämpfen galt, wenn auch nicht mehr mit Hilfe von Repressionen, sondern durch langwierige Überzeugungsarbeit. Auch die meisten Diskussionsteilnehmer begriffen ihren momentanen Orientierungsverlust schließlich als überwindbar. Ein Ostrauer Bezirksausschussmitglied schilderte seine eigene Verwirrung lediglich als ein vorübergehendes

Moment der Schwäche, die er mit eigenen Kräften zu bewältigen glaubte:

„Nach dem gestrigen Referat kam ich mir wie verprügelt vor. Diesen Persönlichkeitskult habe ich nie gepflegt, aber gestern wurde er in mir endgültig zerschlagen. Das Gedankenchaos, das in meinem Kopf entstand, muss ich irgendwie bewältigen, ich muss eine Lösung finden.“<sup>21</sup>

Trotz der präzedenzlosen Verunsicherung glaubten die meisten Redner, sich auf die „Weisheit der Partei“ verlassen zu können, habe es doch nie ein Problem, wie groß auch immer, gegeben, das die Partei nicht habe lösen können.<sup>22</sup> Oder sie bestätigten die Autorität der Parteiführung, wie eine Ostrauer Funktionärin, die erklärte, dass sie sich zwar bezüglich des Personenkults nicht im Klaren sei, doch sie würde sich mit der Erklärung des Genossen Chruschtschow zufrieden geben.<sup>23</sup>

## B) Bindung an Stalin

Angesichts der ideologisch-emotionalen Ordnung des Stalinismus ist es kein Wunder, dass sich die emotionalen Ausbrüche insbesondere an Stalins Person richteten. Obgleich sich der tschechoslowakische Stalinismus emotional stärker auf kollektive Großzusammenhänge bezog wie zum Beispiel die Beziehung der Tschechen und Slowaken zur Sowjetunion und vor allem zur Roten Armee (Stichwort „Dankbarkeit“), spielte doch die Person Stalins im kommunistischen Emotionshaushalt eine bedeutende Rolle – das bewies nicht zuletzt das berühmte Stalindenkmal in Prag, wo Stalin an die Spitze einer tatkräftigen Menschenmenge platziert wurde.<sup>24</sup> In der Tat kamen auch in den Parteidiskussionen ganz unverhohlen „authentische“ Manifestationen fester stalinistischer Überzeugungen und emotionaler Bindungen an Stalin zu Tage, insbesondere in Bezug auf dessen Verdienste im Zweiten Weltkrieg: Stalin wird hier vor allem als „Befreier“ gegen ungerechte Kritik in Schutz genommen. Dies ist nichts anderes als eine genuin „stalinistische“, ablehnende Reaktion auf die Umdeutung der jüngsten Vergangenheit. Diejenigen, die mit der neuen Bewertung Stalins nicht einverstanden waren, machten sogar vor Angriffen gegen die Autorität der Parteiführung nicht Halt. Ein Ostrauer Parteifunktionär stand dem erbitterten Vorwurf seitens eines alten Parteigenossen ratlos gegenüber:

„Letzte Woche hat mich Genosse Dušek, ein alter Parteigenosse aus der Ersten Republik, aufgehalten, und gesagt: ‚Ihr habt’s mit Stalin schön eingerichtet, aber mir wird ihn niemand aus dem Herzen herausreißen. Ich habe gehört, dass Stalins Porträt am 1. Mai nicht mehr getragen wird, aber ich werde vor dem Sekretariat stehen und rufen, wo habt ihr Stalin gelassen.‘ Ich habe ihm gesagt, er solle aufpassen, damit er nicht auf die antiparteiliche Linie gelange. Aber so schroff können wir nicht vorgehen.“<sup>25</sup>



Die zentral getroffene Entscheidung, am Ersten Mai keine Stalin-Bilder mehr zu tragen, stieß auf vielerlei Kritik an der Parteibasis. Dieser Widerstand speiste sich vor allem aus dem schon erwähnten Glauben an Stalins Verdienste um den Sieg im Zweiten Weltkrieg, also aus dem Bild von Stalin als Befreier. Nichtsdestoweniger forderten auch manche derer, welche ansonsten die Kritik an Systemmängeln akzeptierten, dass Stalin als ein wichtiges Symbol vor Kritik geschont werden sollte. Jedenfalls kam in der Bewertung Stalins eine tiefe Verunsicherung zum Vorschein:

„In der Diskussion zu Hause hat mir meine Frau gesagt, sie sollten Stalin in Ruhe lassen. Unter Stalin wurde der Krieg gewonnen und wir sollen ihn jetzt vergessen? Ich habe Verschiedenes erlebt, aber ich sage Euch, gestern ging es mir nicht gut, die Nacht habe ich durchwacht und mich immer wieder daran erinnert, dass das die Wirklichkeit ist.“<sup>26</sup>

Die meisten Kommunisten – insbesondere im Ostrauer Bezirk – waren einfach nicht bereit, die heilige Kuh zu schlachten, so tief war Stalin in „den Herzen verwurzelt“. Diese Überzeugungen wurden auch von denjenigen, welche die Notwendigkeit der Abkehr vom Personenkult einsahen, nicht angegriffen; man wollte „rück-sichtvoll“ mit dem Glauben der einfachen Parteimitglieder umgehen und rechnete mit einem langwierigen Umbau des Glaubenssystems durch Diskussionen sowie Überzeugungsarbeit, denn „nur ein Zyniker kann sofort von der Schuld Stalins überzeugt werden“.<sup>27</sup> Diese emotionale Einfärbung der Entstalinisierung entspringt der starken Bedeutung der Emotionen in den Integrations- und Legitimationsmechanismen des Stalinismus. Oft wurde das Verhältnis zu Stalin in Familienmetaphern gekleidet, die Stalin als Vater und Beschützer darstellten (Apor 2004; Behrends 2004). Die angeführten Reaktionen der tschechischen Kommunisten verdeutlichen die tiefe Verinnerlichung der emotionalen Bindungen an den Stalinkult und die damit bedingten Schwierigkeiten einer „Entstalinisierung“, hier wortwörtlich gemeint als Abschiednehmen von Stalin wie von einem aus dem Leben geschiedenen Familienmitglied. Die emotionalisierten Auftritte der Parteifunktionäre mögen eher Stalin-freundlich (Misstrauen gegenüber der Anklage) oder Stalin-kritisch (Bestürzung über die Verbrechen) beziehungsweise zugunsten der ZK-Beschlüsse oder eher ablehnend gewesen sein – es ist jedenfalls sicher, dass es sich hierin um eine Entfesselung von Gefühlen handelte, die von den bisherigen Diskussionsnormen tief greifend abwich. Dies war kaum im Interesse der Parteiführung, als sie die parteiinterne Diskussion zögernd eröffnete: Der gelenkte, inszenierte Pathos des früheren Stalinkults wurde durch einen unkontrollierbaren Strom der Emotionen verdrängt.

### C) Kritik an der Parteiführung

Zu schwerwiegenden „Grenzüberschreitungen“ kam es oft dann, wenn über die Entstehungsbedingungen des Personenkults rätsoniert wurde, da sich dann die Frage nach Schuld und Verantwortung auf die gesamte

Parteiführung bezog. Die eigensinnigen Deutungen des Stalinismus – es bestand noch keine präzise „Richtlinie“ in dieser Hinsicht – legten das alte ideologische Rätsel um das Verhältnis zwischen Individuum und Kollektiv in der Geschichte und damit auch die Frage der breiteren Verantwortung für den Personenkult auf den Tisch. In den Diskussionen im April 1956 überwogen in allen drei Bezirken – am meisten aber in Nordmähren – mit Klarheit jene Stimmen, die im Grunde als „stalinistisch“ bezeichnet werden könnten; d.h. sie waren inhaltlich-ideologisch konservativ, aber angesichts der veränderten Situation *de facto* „oppositionell“. Die harte Kritik an Stalin durch Chruscev und den XX. Parteitag wurde von vielen Rednern schlechthin nicht akzeptiert. Es tauchten gar Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Berichtes des ZK der KPdSU auf. Zwei argumentative Grundfiguren gewannen dabei in diesen kritischen Äußerungen die Oberhand: Erstens wurde der Wahrheitsgehalt des Personenkults und der Verbrechen Stalins an sich angezweifelt und die ganze Anklage als eine *ex post* fabrizierte Denunziation beziehungsweise als Ergebnis von Machtkämpfen in der KPdSU-Führung und persönlicher Ziele Chruscevs desavouiert. Hierbei handelte es sich um eine vorher unvorstellbare Kritik – wenn auch aus konservativen Reihen – an der allerheiligsten Instanz, nämlich dem ZK der KPdSU und seinem Generalsekretär. Im Stadtparteiausschuss Ostrau hieß es dazu:

„Einige Genossen haben die Frage des Persönlichkeitskults sofort akzeptiert. Ich muss aber nicht gleich alles hinunterschlucken, was gesagt wird. Wo wurden die Materialien gefunden, anhand derer heutzutage geurteilt wird, bei Stalin oder Berija?“<sup>28</sup>

Eine zweite Position bezweifelte zwar den Tatsachenbestand der Stalinschen Verbrechen nicht, lehnte jedoch eine einseitige Reduzierung des Personenkults auf Stalin ab und reihte das ganze Zentralkomitee unter dem Stichwort „Mangel an Selbstkritik“ unter die Verantwortlichen ein. Dadurch wurde Stalin gewissermaßen exkulpiert und die Ursachen des Personenkults wurden vielmehr auf seine servile, heuchlerische Umgebung zurückgeführt, die von „Lobhudlern“ (*pochlebníci*) beherrscht worden sei:

„Ich glaube, dass der Persönlichkeitskult nicht entstehen konnte ohne persönliche Verdienste des betreffenden Genossen und ohne Lobhudler, die ihn umgaben. Es gab eine ganze Reihe von Lobhudlern, die Stalin irreführten. Der Persönlichkeitskult ist nicht nur da oben, er ist tief in unserem Leben verwurzelt.“<sup>29</sup>

Diese Vorstellung deckte sich teilweise mit der offiziellen Interpretation des Personenkults, die eine „Personalisierung des Personenkults“ zu vermeiden suchte und stattdessen das „System“ anprangerte. Diese Strategie der Parteiführung ist jedoch nicht vollständig gelungen, da die Parteimitarbeiter die Frage des Personenkults überwiegend in persönlichen Kategorien lasen: Der Stalinkult habe nur dadurch entstehen können, weil ihn Bulganin, Mikojan und andere „Lobhud-

ler“ geschaffen hatten. Die Selbstkritik des ZK wurde als „unkonkret“ angemahnt – man wollte Namen hören. Um die Widersprüchlichkeit der offiziellen Parteibeschlüsse zu zeigen, wurden in den Sitzungen sogar die Reden von Mikojan auf dem XIX. und dem XX. Parteitag verglichen<sup>30</sup> oder ein ganzes Referat von Kirov über Stalin vorgelesen, das die „Lobhudlerei“ vergegenwärtigen sollte.<sup>31</sup>

Solche Personalisierungsstrategien, egal ob sie in ihrer politischen Ausrichtung eher „stalinistisch“ oder eher „reformistisch“ waren, beschränkten sich keineswegs nur auf die KPdSU und die sowjetischen Führer, sondern wurden auch zur Kritik an der KPTsch-Führung reichlich benutzt. Dem Vorwurf des Personenkults wurde sogar der bisher als „bescheiden“ geltende Klement Gottwald ausgesetzt, den die Parteiführung – trotz einiger Zugeständnisse in Novotnýs ZK-Referat Ende März (Blaive 2001: 62) – um jeden Preis retten wollte. Dennoch wurde dieser differenzierende Standpunkt in den Regionen nicht immer geteilt. In Ostrau wurden die „Oden an den Genossen Gottwald“ des Kulturministers Kopecký, der sogar als „zweiter Goebbels“ bezeichnet wurde<sup>32</sup>, kritisiert, gemeinsam mit „Oden an Prag“, womit die Kritik am Personenkult mit der Kritik am „Pragozentrismus“ verbunden wurde.<sup>33</sup> Blieb jedoch die Kritik an Gottwalds Personenkult eher vereinzelt, so geriet die Entlassung des Verteidigungsministers und Schwiegersonns Gottwalds Alexej Čepička aufgrund der „Pfleger des Personenkults“ Ende April 1956 (vgl. Blaive 2001: 121–125) zu einem wirklichen parteiinternen „Skandal“ (zum „Skandal“ in der sozialistischen Diktatur vgl. Sabrow 2004). Kaum ein Diskussionsbeitrag in den regionalen Plenarsitzungen Ende April 1956 ließ sich die Gelegenheit entgehen, Čepičkas Personenkult ebenso wie die damit verbundenen „fundamentalen Missstände“ in der tschechoslowakischen Volksarmee – einem „Staat im Staate“ – anzusprechen. Es ist hier nicht nur von Belang, dass scharfe Kritik an einem – wenn auch entlassenen – Politbüromitglied geübt wurde: Noch wichtiger scheint, dass dem ZK massenhaft vorgeworfen wurde, die tatsächlichen Gründe für Čepičkas Entlassung verschleiert und die Propagandisten in den Regionen „ideologisch unausgerüstet“ den kritischen Fragen der Basismitglieder ausgesetzt zu haben. Gerade die Deutung, vom ZK auf dem ideologischen Schlachtfeld verlassen worden zu sein, ließ viel kritisches Potenzial in den Parteiausschüssen entstehen.

Noch virulenter wurden die Diskussionen über den Personenkult dort, wo sie auf die Angelegenheiten des eigenen Bezirks, Kreises oder der Stadt übertragen wurden, egal ob sie die Probleme des Parteilebens, der Justiz, der Wirtschaft oder der Lebensmittelversorgung betrafen. In der Tat bildeten die regionalspezifischen Aspekte der Stalinismuskritik („Personenkult in unseren Verhältnissen vor Ort“) einen bedeutenden Bestandteil der parteiinternen Diskussionen in den untersuchten Parteiorganisationen, nachdem die Grundbegriffe der Stalinismuskritik wie „unbescheidenes Verhalten“ beziehungsweise „Überheblichkeit gegenüber der Partei“, „Abgetrenntheit des Parteiapparats vom Leben“, „Unterdrückung der Kritik“ beziehungsweise „Mangel an Selbstkritik“, „Bürokratismus“ usw. auch in den regionalen und lokalen Verhältnissen heimisch

wurden. Einige Erste Sekretäre, Vorsitzende der Nationalausschüsse, Betriebsdirektoren sowie leitende Funktionäre der Gewerkschaften und Massenorganisationen gerieten, aus welchen Gründen auch immer, in den Verdacht des Personenkults: Der Liberecer Erste Sekretär Plechatý wegen seiner Jagdpassion, der Vorsitzende des Ostrauer Nationalausschusses Kotas deswegen, weil das städtische Stadion nach ihm benannt wurde, oder der Erste Sekretär des nordböhmischen Kreises Chomutov (Komotau) Škaloud wegen Überheblichkeit gegenüber den Parteigenossen (zum Bild der Ersten Sekretäre am Beispiel der SED siehe Rowell 2002 und Mestrup 2003). Der letztgenannte gestand zwar Fehler ein („ich war grob zu den Menschen“), führte allerdings seinen eigenen Personenkult auf seine frühere Berufstätigkeit als Feuerwehrhauptmann zurück.<sup>34</sup> Andererseits wurde aber auch das „Suchen nach dem Personenkult um jeden Preis“ kritisch wahrgenommen; es wurden Übertreibungen angeprangert, etwa wenn jede Anrede „Genosse Vorsitzender“ oder jedes Beifallklatschen gleich als Ausdruck des Personenkults disqualifiziert wurden.<sup>35</sup> Innerparteilich konzentrierte sich die Kritik hauptsächlich auf die „Abtrennung der Funktionäre und des Apparats“ von der Mitgliederbasis („sie kommen nicht unter die Leute“), auf die Konkurrenzkämpfe zwischen Apparat und gewählten Organen sowie auf die „Überheblichkeit der Büromitglieder“ gegenüber den restlichen Mitgliedern der Ausschüsse, die aus der Sicht der Kritiker zur bloßen „Abstimmungsmaschinerie“ degradiert worden waren.

Aus der Vielfalt der in den Regionen getadelten Missstände sticht die Kritik an der Arbeit der Justiz- und Sicherheitsorgane deutlich hervor. Eine vom ZK eingeleitete behutsame Kritik an der Arbeit der Sicherheits- und Justizorgane drohte in den örtlichen Kontexten in persönliche Angriffe und Abrechnungen zu entgleiten. Die in den Sitzungen auftretenden lokalen Sicherheitschefs, Richter und Staatsanwälte gerieten in zum Teil sehr harte Kritik von „zivilen“ Parteimitgliedern („Schweinethoden der Sicherheit“<sup>36</sup> usw.). Die Kritik an den Sicherheitsorganen und der Justiz speiste sich nicht zuletzt aus der traditionellen Vorstellung von einer klaren Abgrenzung zwischen der „sauberen“ Partei und den verdorbenen, korrupten und zum Teil noch durch „Überreste des Kapitalismus“ belasteten Staatsorganen. Von dort kam auch die Überzeugung, ein echter Kommunist – die „sozialistische Moral“ und „sozialistische Gesetzlichkeit“ stets im Kopf – könne nie physische Gewalt ausüben:

„Manche Genossen sagen, es sei nicht möglich, dass sich ein Kommunist zur Anwendung physischer Gewalt hergeben kann. Das sei unvereinbar mit dem Denken des Kommunisten, weil wir auch den Klassenfeind anständig und gesetzmäßig behandeln sollen. Es gibt Leute, welche die sozialistische Gesetzlichkeit sogar ihrer Ehefrau verweigern. Wenn die Frau ihn kritisiert, dass er dauernd in der Kneipe sitzt, dann verprügelt er sie dafür, und da ist es dann kein Wunder, dass manche Sicherheitsorgane den Klassenfeind so behandeln.“<sup>37</sup>

## D) „Unmoralische“ Parteifunktionäre

Der letzte hier behandelte Aspekt der innerparteilichen Kritik betrifft das „bürgerliche“ und „unmoralische Leben“ der Parteifunktionäre. Jenseits der floskelhaften Hinweise auf die „Fehler der Kaderpolitik“ richtete sich der kritische Diskurs sowohl gegen die lokalen Funktionäre als auch gegen die Prager Parteiführung. Aus der Parteispitze richtete sich die Kritik vor allem gegen den bereits erwähnten Verteidigungsminister Čepička, bei dem „moralische Missstände“ festgestellt wurden, die zum allgemeinen Kritikmuster des „Personenkults“ werden sollten. So wurde Čepička für seine Unbescheidenheit und das Protegieren von Familienmitgliedern („Čepičkas Ehefrau ist angeblich zur Geburt ihres Kindes in die Schweiz gegangen“<sup>38</sup>) sowie auch – ein besonders schwerwiegender Vorwurf – für seine „bürgerliche Lebensweise“ verurteilt. Der Vorwurf der „bürgerlichen Lebensweise“ sollte sich dann von den höheren Parteietagen in die Bezirke und Kreise verbreiten.<sup>39</sup> Ein junger Referent wurde der Überheblichkeit bezichtigt schon deswegen, weil er zur Parteiversammlung mit dem Auto kam.<sup>40</sup> Bei solcher Kritik scheint sich vor allem bei aus der Arbeiterschaft stammenden Parteifunktionären ein traditionelles Wahrnehmungsmuster wieder belebt zu haben, das zwischen „wir unten“ und „die da oben“ scharf unterschied.<sup>41</sup> So konnte beispielsweise die aus der traditionellen Arbeiterbewegung stammende, abwertende Bezeichnung „Arbeiteraristokratie“ auch für die Kritik der Gegenwartsverhältnisse verwendet werden. Aus dieser Sicht – ob in der Ersten Republik oder im Sozialismus – entfremdeten sich die Funktionäre der Arbeitermasse und übernahmen zunehmend die Lebensweise des Bürgertums:

„Wir bilden uns eine Arbeiteraristokratie aus, nicht nur aus Bergarbeitern, sondern auch aus der Intelligenz. Und diesen reicht nicht mal ein Auto, sondern sie halten sich neben der Ehefrau noch zwei, drei Geliebte. Sie wissen nicht, was sie mit ihrem Geld machen sollen. Unsere Kaderpolitik ermöglicht ihnen eine bürgerliche Lebensweise und dadurch sind sie im Stande, die sozialistische Moral zu zerrütten.“<sup>42</sup>

Als „Überreste des kapitalistischen Regimes“ wurden auch die notorischen Trinkgelage leitender Funktionäre, ihre Vorliebe für Jagd und leichte Mädchen sowie ihre hohe Promiskuität in den Diskussionen angeprangert – das letztgenannte öfter von weiblichen Ausschussmitgliedern. Von der Stärke gerade der kritischen Wahrnehmung der Neigung zum Alkohol der Parteifunktionäre zeugte auch die Tatsache, dass der Vorwurf des Alkoholkonsums nicht einmal den Mitgliedern der allerhöchsten Parteiführung erspart blieb. Indem man die angeblichen Trinkgelage im Politbüro als „Sensation“ zu bestreiten suchte, hat man sie erst zum „Skandal“ avancieren lassen – etwa als ein Ostrauer Bezirksausschussmitglied feststellte, dass „Genosse Zapotocký nicht trinkt, und auch wenn er wollte, kann er nicht, weil er ein ärztliches Alkoholverbot hat“.<sup>43</sup>

## Resümee

Die gelegentlich sehr stürmischen Debatten über den XX. KPdSU-Parteitag in den KPTsch-Organen wurden im Mai durch das Politbüro offiziell für beendet erklärt. Zu dieser Zeit zeichnete sich im Umgang mit dem XX. Parteitag eine entscheidende Wende ab. Binnen drei Monaten hatte sich die Rhetorik über den Personenkult in den Bezirks- und Kreisausschüssen grundsätzlich verändert: War die Diskussion im April 1956 maßgeblich durch die Vorstellung geprägt, dass „wir alle mit dem Personenkult vollkommen durchtränkt sind“, sprach man im Juli des gleichen Jahres euphemistisch über die „Kritik des Personenkults im Zusammenhang mit einigen Fehlern des Genossen Stalin“.<sup>44</sup> Mit Hilfe der auf der Gesamtstaatlichen Konferenz im Juni 1956 eingeführten Kombination von materieller Repression und autoritärer Diskurssteuerung gelang es der Parteiführung, die entfesselten Diskurs wieder einzufangen und die zentrifugalen Tendenzen in den Regionen zu neutralisieren und auszugrenzen. Dies scheint der wichtigste Wendepunkt zu sein, der die Entwicklung in der KPTsch auf einen von der polnischen und der ungarischen Partei unterschiedlichen Weg brachte. Einen mächtigen Impuls zur weiteren Homogenisierung bot dann der ungarische Aufstand, der zur Verstärkung des Diskurses über die „geschlossene und vereinigte Partei“ (*pevná a jednotná strana*) erfolgreich ausgenutzt wurde. In den Diskussionen der Plenarsitzungen während der zwei folgenden Jahre dominierten eindeutig ökonomische Fragen sowie Beratungen über die „Verbesserung der ideologischen Arbeit“ im Zeichen der doppelten Abgrenzung von „Revisionismus“ und „Dogmatismus“ (vgl. Kopeček 2003). Von einer vollständigen Gleichschaltung der Plenarsitzungen kann aber auch zu dieser Zeit kaum die Rede sein, da zumindest die kritischen Diskussionen über die Defizite der lokalen Parteipolitik und der Wirtschaft sowie über die mangelhafte Ideologearbeit weiterliefen. Im Ostrauer Bezirk gab es eine weitere Diskussionswelle im Herbst 1956 im Zusammenhang mit den Ereignissen des „polnischen Oktobers“, die einen starken Einfluss auf die im Ostrauer Bezirk lebende polnische Minderheit ausübten und deshalb der regionalen KPTsch-Führung schwere Sorgen bereiteten. Tatsächlich waren die Plenarsitzungen Ende 1956 weitgehend durch lebhafte Diskussionen über die „Nationalitätenfrage“ (*národnostní otázka*) beziehungsweise über das Verhältnis zwischen Sozialismus und Nationalität geprägt (vgl. Siwek 2001).

Abschließend lässt sich die – durch künftige Forschungen zu überprüfende – Hypothese formulieren, dass trotz der Festigung der Positionen der konservativen Kräfte innerhalb der KPTsch im Laufe der ersten Hälfte des Jahres 1956 das halböffentliche Parteileben der regionalen und lokalen KPTsch-Organen eine grundsätzliche Veränderung durchmachte. Trotz der Eliminierung der radikalkritischen Stimmen sowie des Parteiausschlusses einiger Kritiker bedeutete die zeitweise Öffnung des „Diskursgefängnisses“, die hier geschildert wurde, eine wichtige Voraussetzung des späteren „zweiten“, diesmal aber konsequenten Tauwetters in der KPTsch in den sechziger Jahren. Die

Folgen des Jahres 1956 für die Weiterentwicklung der sozialistischen Diktatur in der Tschechoslowakei lassen sich nicht auf die Bestätigung der alten Clique an der Macht mit einigen partiellen Zugeständnissen im Bereich der Wirtschaft und Sicherheit reduzieren. Ebenso ist zu den Ergebnissen des Jahres 1956 die Modifizierung der Diskussionskultur in den Parteiorganisationen zu zählen: Sie bedeutete eine Öffnung und, indem mehr Parteimitglieder denn je in die Diskussion einbezogen wurden, auch eine beschränkte Demokratisierung. Das Jahr 1956 brachte einen unumkehrbaren Zusammenbruch der vorher auf den Parteiversammlungen herrschenden sprachlichen Rigidität, den Beginn einer schrittweisen Auflösung des starren „*speaking Bolshevik*“ (Stephen Kotkin) innerhalb der KPTsch. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, dass die im Frühling 1956 entstandene, kurzlebige Parteiöffentlichkeit paradoxerweise zum großen Teil durch harte Stalinisten geschaffen wurde. Anstatt sich mit voreiligen Schlussfolgerungen über eine vermeintliche „Gleichschaltung“ der Partei zufrieden zu geben, scheint es sinnvoller, vor dem Hintergrund nachweislich vorhandener parteiinterner Auseinandersetzungen die unübersichtlichen Interaktionsprozesse zwischen Dynamisierung und Stabilisierung der KPTsch in der Zeit nach 1956 näher zu durchleuchten.

#### Literatur

- Apor, Balázs; Jan C. Behrends; Polly Jones; E. A. Rees (Hg.) 2004: The Leader Cult in Communist Dictatorships. Stalin and the Eastern Bloc. Houndmills, Basingstoke, New York: Palgrave Macmillan.
- Bakala, Jaroslav; Karel Jiřík (Hg.) 1993: Dějiny Ostravy. Ostrava: nakladatelství Sfinga.
- Behrends, Jan C. 2004: Exporting the Leader: The Stalin Cult in Poland and East Germany (1944/5–1956). In: Balázs Apor u.a. (Hg.): The Leader Cult in Communist Dictatorships. Stalin and the Eastern Bloc. Houndmills, Basingstoke, New York: Palgrave Macmillan, 161–178.
- Blaive, Muriel 2001: Promarněná příležitost: Československo a rok 1956. Praha: Prostor.
- Brenner, Christiane; Peter Heumos (Hg.) 2005: Sozialgeschichtliche Kommunismusforschung. Tschechoslowakei, Polen, Ungarn und DDR 1948–1968. München: R. Oldenbourg Verlag.
- Erren, Lorenz 2003: Zum Ursprung einiger Besonderheiten der sowjetischen Parteiöffentlichkeit. Der stalinistische Untertan und die „Selbstkritik“ in den dreißigen Jahren. In: Gábor T. Rittersporn, Malte Rolf, Jan C. Behrends (Hg.): Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs: zwischen partei-staatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten. Frankfurt am Main, New York: P. Lang, 131–163.
- Escudé, Florian 2003: Le fonctionnaire et la machine bureaucratique. Contrôle biographique et construction des carrières dans l'appareil régional du SHG. In: Genèse, 53: 93–112.
- Hahn, Hans Henning; Heinrich Olschowsky (Hg.) 1996: Das Jahr 1956 in Ostmitteleuropa. Berlin: Akademie Verlag.
- Hahnová, Eva 2003: Anatomie československé strnulosti v roce 1956. In: Soudobé dějiny, 10(1–2): 122–125.
- Heumos, Peter 2004: Stalinismus in der Tschechoslowakei. Forschungslage und sozialgeschichtliche Anmerkungen am Beispiel der Industriearbeiterschaft. In: Journal of Modern European History, 2(1): 82–109.
- Heumos, Peter 2005: Zum industriellen Konflikt in der Tschechoslowakei 1945–1968. In: Hübner u.a. 2005, 473–497.
- Hübner, Peter; Christoph Kleßmann; Klaus Tenfelde (Hg.) 2005: Arbeiter im Staatssozialismus. Ideologischer Anspruch und soziale Wirklichkeit. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Jessen, Ralph, 1995: Die Gesellschaft im Staatssozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte der DDR. In: Geschichte und Gesellschaft, 21: 96–110.
- Jirásek, Zdeněk 1993: Rok 1956 a Ostravsko. In: Časopis slezského zemského musea. Série B. Vědy historické, 42(2): 169–177.
- Jirásek, Zdeněk 1997: K průběhu roku 1956 v ostravském kraji. In: Časopis slezského zemského musea. Série B. Vědy historické, 46(1): 85–93.
- Kaplan, Karel 1992a: Československo v letech 1953–1966, Bd. 3. Společenská krize a kořeny reformy. Praha: Státní pedagogické nakladatelství.
- Kaplan, Karel 1992b: Kádrová nomenklatura KSČ 1948–1956. Praha: Ústav pro soudobé dějiny AV ČR.
- Kaplan, Karel 1993: Sociální souvislosti krizí komunistického režimu v letech 1953–1957 a 1968–1975. Praha: Ústav pro soudobé dějiny AV ČR.
- Kaplan, Karel 1996: Die Ereignisse des Jahres 1956 in der Tschechoslowakei. In: Hahn 1996, 30–45.
- Kopeček, Michal 2003: Obraz vnitřního nepřítele – revizionismus na stránkách Otáček míru a socialismu v letech 1958–1969. In: Zdeněk Kárník, Michal Kopeček (Hg.): Bolševismus, komunismus a radikální socialismus v Československu, Bd. 1. Praha: Dokořán, 225–252.
- Lemberg, Hans 1993 (Hg.): Zwischen „Taufwetter“ und neuem Frost. Ostmitteleuropa 1956–1970. Marburg/Lahn: J. G. Herder-Institut.
- Lindenberger, Thomas 1999: Die Diktatur der Grenzen. Zur Einleitung. In: Thomas Lindenberger (Hg.): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 13–44.
- Mathews, John P. C. 1998: Majales: The Abortive Student Revolt in Czechoslovakia in 1956. Washington: Woodrow Wilson International Center for Scholars.
- Libionka, Dariusz 2001: Funkcjonowanie na codzień stalinowskiego aparatu partyjnego na Lubelszczyźnie. In: Polska 1944/45–1989. Studia i materiały. Bd. 5. Życie codzienne w Polsce 1945–1955.
- Maňák, Jiří 2003: Proměna dělnické strany v organizaci moci. Problematika dělnického charakteru KSČ v letech 1948–1953 ve světle stranické statistiky. In: Zdeněk Kárník, Michal Kopeček (Hg.): Bolševismus, komunismus a radikální socialismus v Československu, Bd. 1. Praha: Dokořán, 157–199.
- Meuschel, Sigrid 1993: Überlegungen zu einer Herrschafts- und Gesellschaftsgeschichte der DDR. In: Geschichte und Gesellschaft, 19: 5–14.
- Mestrup, Heinz 2000: Die SHG. Ideologischer Anspruch, Herrschaftspraxis und Konflikte im Bezirk Erfurt 1971–1989. Rudolfstadt, Jena: Hain-Verlag.
- Mestrup, Heinz 2003: Die Ersten und Zweiten Sekretäre der SHG. Ein Beitrag zu Handlungsspielräumen von Funktionären in der DDR. In: Deutschland Archiv, 36: 950–964.
- Pfaff, Ivan 1993: Die Auswirkungen des XX. Parteitages der KPdsu auf die Tschechoslowakei. In: Lemberg 1993, 22–24.
- Rowell, Jay 2002: Le pouvoir périphérique et le „centralisme démocratique“ en RDA. In: Revue d'histoire moderne et contemporaine, 49: 102–124.
- Sabrow, Martin (Hg.) 2004: Skandal und Diktatur. Formen öffentlicher Empörung im NS-Staat und in der DDR. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Siwek, Tadeusz 2001: Polská národnostní menšina v Československu 1945–1954. Praha: Ústav pro soudobé dějiny AV ČR.
- Von Arburg, Adrian 2003: Tak či onak: nucené přesídlení v komplexním pojetí poválečné sídelní politiky v českých zemích. In: Soudobé dějiny, 10(3): 253–292.
- Endnoten
- <sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine vorbereitende Studie im Rahmen meines Forschungsprojektes „Sozialistische Meistererzählungen im lokalen Raum“, das ich am Zentrum für Zeithistorische Studien (ZZF) in Potsdam durchführe. Für kritische Hinweise danke ich meinen Kolleginnen und Kollegen von der Projektgruppe „Kultur des Politischen“ am ZZF sowie Sarah Lemmen und Michal Pullmann.
- <sup>2</sup> Kaplan führt dennoch auch andere Faktoren an: „Die Verbesserung der sozialen Lage, erste Korrekturen der Politik und der Einfluss politischer Kampagnen (Preissenkungen, Parlaments- und Nationalausschusswahlen, Kampagnen gegen die Aufrüstung der Bundesrepublik, das Turnfest ‚Spartakiada‘) verbreiteten in der Bevölkerung die Hoffnung auf die (versprochene) Weiterentwicklung in der eingeschlagenen Richtung und milderten die Welle der Unzufriedenheit und Kritik, die nach der Währungsreform aufbrauste“ (Kaplan 1993:

23). Allerdings stellt Kaplan die Auswirkung dieser „Faktoren“ fest, ohne sie *in concreto* aufzuzeigen. Feststellungen wie „Unter der Intelligenz, den Privatbauern und Gewerbeleuten verstärkte sich vorübergehend die soziale Unsicherheit“ werden kaum mit konkreten Beispielen unterfüttert.

<sup>3</sup> Mathews (1998) verbleibt in seiner Darstellung des Studentenfestes „Majales“ im Frühling 1956 auf deskriptiver Ebene. Erst vor kurzem erschienen zwei Sammelbände, in denen alltagsgeschichtliche Perspektiven stärker zum Ausdruck kommen (Brenner 2005; Hübner 2005).

<sup>4</sup> Diese Meinung vertritt auch Karel Kaplan: „Während dieser kurzen Zeit [1948–1953, P. K.] hatten sich die Bedingungen in allen Lebensbereichen von Grund auf verändert. Auf politischer Ebene beherrschte der kommunistische Machtapparat die gesamte Gesellschaft; er hatte alle Quellen möglichen Widerstands liquidiert und die bürgerliche Gesellschaft ausgeschaltet; die kommunistische Partei war zum tragenden Gerüst der totalitären Herrschaft geworden“ (Kaplan 1996: 31). Peter Heumos hat indessen eine enorme soziale Dynamik in den frühen fünfziger Jahren am Beispiel der tschechischen Arbeiterschaft feststellen können (Heumos 2004). Zu der Diskussion über die „entdifferenzierte“ bzw. „stillgelegte Gesellschaft“ in der Sozialgeschichte der DDR siehe Meuschel (1993) und die Kritik dazu von Jessen (1994) und Lindenberg (1999).

<sup>5</sup> Siehe auch die Rezension von Eva Hahn (Hahnová 2003).

<sup>6</sup> Blaive zieht hauptsächlich die Berichte des Zentralkomitees der KPTsch, des Außenministeriums und der ausländischen Botschaften heran.

<sup>7</sup> Für die Erforschung dieser Übergangssphären aus alltagsgeschichtlicher Sicht plädiert Lindenberg (1999). Zur KPTsch-Kadernomenklatur siehe den Überblick von Kaplan (Kaplan 1992b). Auch in anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks befindet sich die sozial- und alltagsgeschichtliche Erforschung der kommunistischen Parteien erst in den Ansätzen. Für die SED siehe Mestrup (2000), Rowell (2002), Escudí (2003), für die polnische PZPR Libionka (2001).

<sup>8</sup> Die Bezeichnungen Bezirks- und Kreisrausschuss (*krajský výbor, okresní výbor*) entsprechen den Bezirks- bzw. Kreisleitungen in der SED.

<sup>9</sup> Die Durchsicht der Bezirksparteizeitungen *Průboj* (Ústí nad Labem), *Cesta míru* (Liberec) und *Nová Svoboda* (Ostrava) vom Frühling 1956 zeigt, dass es – trotz der allgemeinen kritischen Öffnung – nach wie vor weitgehende Unterschiede zwischen dem parteiinternen und dem öffentlichen Diskurs gab. Ansätze zur Kritik fanden sich lediglich in der Rubrik „*Ze života strany*“ (Aus dem Parteileben).

<sup>10</sup> Zemský archiv v Opavě (Landesarchiv Opava/Troppau), Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 29.4.1956, Bl. 28, Referat Kolář.

<sup>11</sup> Státní oblastní archiv Litoměřice (Staatliches Gebietsarchiv Litoměřice/Leitmeritz), Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ústí nad Labem, Karton 7, Plenarsitzung vom 28.4.1956, Bl. 33, Diskussionsbeitrag Houžvička, und Bl. 53, Diskussionsbeitrag Květoňová.

<sup>12</sup> Ebd., Bl. 54, Diskussionsbeitrag Květoňová.

<sup>13</sup> Státní okresní archiv Liberec (Staatliches Kreisarchiv Liberec/Reichenberg), Bestand KPTsch-Kreisrausschuss Liberec, Karton 6, Plenarsitzung vom 14.5.1956, Diskussionsbeiträge Táborský und Jung.

<sup>14</sup> Státní oblastní archiv Litoměřice, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Liberec, Karton 54, Sitzung des Ausschussbüros vom 24.5.1956.

<sup>15</sup> Zemský archiv v Opavě, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 29.4.1956, Bl. 28, Referat Kolář.

<sup>16</sup> Ebd., Plenarsitzung vom 3.–4.4.1956, Bl. 15, Diskussionsbeitrag Měkyna.

<sup>17</sup> Archiv města Ostravy (Stadtarchiv Ostrava/Ostrau), Bestand KPTsch-Stadtrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 5.5.1956, Referat in der Plenarsitzung.

<sup>18</sup> Zemský archiv v Opavě, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 3.–4.4.1956, Bl. 7, Diskussionsbeitrag Filipi.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Státní okresní archiv Liberec, Bestand KPTsch-Kreisrausschuss Liberec, Karton 6, Plenarsitzung vom 7.4.1956, Diskussionsbeitrag Pícek.

<sup>21</sup> Zemský archiv v Opavě, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 3.–4.4.1956, Bl. 4, Diskussionsbeitrag Lampa.

<sup>22</sup> Archiv města Ostravy, Bestand KPTsch-Stadtrausschuss Ostrava,

Plenarsitzung vom 5.4.1956, Diskussionsbeitrag Kučaj.

<sup>23</sup> Ebd., Diskussionsbeitrag Němcová.

<sup>24</sup> In der subversiven Alltagssprache der Prager als die berühmte *fronta na maso* (Warteschlange vor der Fleischtheke) getauft, was auf die Probleme bei der Lebensmittelversorgung in den fünfziger Jahren anspielte.

<sup>25</sup> Zemský archiv v Opavě, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom PKV Ostrava 3.–4.4.1956, Bl. 43, Diskussionsbeitrag Poláček.

<sup>26</sup> Ebd., Bl. 50, Diskussionsbeitrag Ploskonka.

<sup>27</sup> Ebd., Bl. 42, Diskussionsbeitrag Poláček.

<sup>28</sup> Archiv města Ostravy, Bestand KPTsch-Stadtrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 5.4.1956, Diskussionsbeitrag Penkala.

<sup>29</sup> Ebd., Diskussionsbeitrag Manišovský.

<sup>30</sup> Zemský archiv v Opavě, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 3.–4.4.1956, Bl. 8, Diskussionsbeitrag Filipi.

<sup>31</sup> Archiv města Ostravy, Bestand KPTsch-Stadtrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 5.4.1956, Diskussionsbeitrag Mladěnka.

<sup>32</sup> Zemský archiv v Opavě, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 3.–4.4.1956, Bl. 34, Diskussionsbeitrag Kudělásek.

<sup>33</sup> Ebd., Bl. 25, Diskussionsbeitrag Pánek.

<sup>34</sup> Státní oblastní archiv Litoměřice, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ústí nad Labem, Karton 7, Plenarsitzung vom 28.4.1956, Bl. 40, Diskussionsbeitrag Škaloud.

<sup>35</sup> Státní okresní archiv Liberec, Bestand KPTsch-Kreisrausschuss Liberec, Karton 6, Plenarsitzung vom 14.5.1956, Diskussionsbeitrag Vaňa.

<sup>36</sup> Státní oblastní archiv Litoměřice, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ústí nad Labem, Karton 7, Plenarsitzung vom 28.4.1956, Bl. 47, Diskussionsbeitrag Klepš.

<sup>37</sup> Zemský archiv v Opavě, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 3.–4.4.1956, Bl. 32, Diskussionsbeitrag Bednář.

<sup>38</sup> Ebd., Plenarsitzung vom 29.4.1956, Bl. 72, Diskussionsbeitrag Kudělásek.

<sup>39</sup> Ebd., Bl. 69, Diskussionsbeitrag Lampa.

<sup>40</sup> Státní oblastní archiv Litoměřice, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ústí nad Labem, Karton 7, Plenarsitzung vom 28.4.1956, Bl. 53, Diskussionsbeitrag Květoňová.

<sup>41</sup> Ähnlich stellt Peter Heumos eine Wiederaufnahme gewerkschaftlicher Tradition bei den tschechischen Industriearbeitern in den fünfziger Jahren fest (Heumos 2004: 99–102).

<sup>42</sup> Zemský archiv v Opavě, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Ostrava, Plenarsitzung vom 14.–15.12.1956, Bl. 123, Diskussionsbeitrag Lampa.

<sup>43</sup> Ebd., Plenarsitzung vom 29.4.1956, Bl. 84, Diskussionsbeitrag Ďuriš.

<sup>44</sup> Státní oblastní archiv Litoměřice, Bestand KPTsch-Bezirksrausschuss Liberec, Karton 9, Plenarsitzung vom 24.7.1956, Diskussionsbeitrag des ausscheidenden Ersten Sekretärs des Bezirksrausschusses Liberec Plechatý.

## Urban Socialism and Everyday Life in Sztálinváros

Sándor Horváth (Budapest)

Social and regional inequalities have always been and still constitute the central issues of town planning and of regional and settlement policies. The official ideology of Eastern Bloc countries in that respect proclaimed egalitarian principles, which presupposed the eradication of underdevelopment of underprivileged social groups. The official discourse on town planning and regional development promoted the same goals. The new socialist towns were to represent the official images of cities of the future, “where there will be no poverty, beggars, and periphery” (Sándor 1951: 23). However, the principles proclaimed by ideology on the one hand and the unofficial as well as the Western image of Hungarian urban development during socialism on the other hand contradicted each other daily. Segregation, urban poverty, and poor housing conditions caught the eye of anyone who analysed socialist urbanisation processes in Hungary.

Sociologist Iván Szelényi's model of urban social in-

*The first street (mid-1950s)*



equalities in socialism became one of the best known concepts on socialist urbanisation, based mainly on research made in new housing areas. It becomes evident from Szelényi's work that urban segregation took place also in non-market or pseudo-market conditions which were created by the command economy and the socialist state. The main reason for this phenomenon was “that the different institutions [...] need a different structure of workforce, and that is why the housing districts allocated near to such kind of ‘symbiotic complexes’ will have potentially different social structures” (Szelényi 1990: 99–102; see also Szelényi 1983).

Segregation, poverty, and urban inequalities characterised not only Budapest, but also small and middle-sized Hungarian towns.<sup>1</sup> Though officially these tendencies were never fully admitted, the changes in Hungarian urban planning, in the treatment of regional differences, and in settlement policies clearly indicated that planners and politicians were conscious of these challenges and from decade to decade devised new policies to address these issues.

### Planning everyday life: socialist cities from above

The first important regulation for socialist town planning, the “National Building Act” (*Országos Építészeti Szabályzat*), appeared in Hungary in 1947. Most parts of this act tried to regulate the chaotic post-war rebuilding process of towns (approximately 18 percent of residential areas had been destroyed during World War II). At this time the most significant objective was to build new, planned towns instead of restoring the old, “provisionally built” settlements. This was related to the need for a new kind of workforce by the newly introduced planning periods for industrialisation. Corresponding to this objective, the haphazard building of houses outside towns and villages was banned by the government in 1949 in order “to increase the level of communal life” (Sós 1959: 15).

The first socialist regional planning institute (*Területrendezési Intézet, Institute for Regional Organisation*) was established in 1948, but most of the plans drafted by this institute were never put into practice because settlement policy and town planning during this period (1948–1956) were subordinated to economic policy (Germuska 2002). The Three-Year Plan (1947–1949) and the first Five-Year Plan (1950–1955) had much more influence on urban planning than the institutes created for this purpose. The Institute for Regional Organisation was dissolved in 1952, and most of its responsibilities were transferred to the Regional Planning Department of the National Planning Office (Belényi 1996: 102–3), which indicates that urban planning was a function of economic planning. Most plans for the settlement policy between 1949 and 1956 were drafted by the National Planning Office (*Országos Tervhivatal*) and by the Committee for National Economy (*Népgazdasági Tanács*), but these plans were never published. These secretive plans clearly reveal the idea of urban planning of the leaders of the socialist command economy. Most of the plans are full of ideological concepts, e.g. that the most important goals of urban planning are “to promote the leading position of the working class” and “to provide for the planned socialist industrialisation which would be the basis of the new settlement policy” (Hajdú 1989).

One of the most important intentions of the state was to restrict the economic autonomy of local authorities in order to subordinate local settlement policy and urban planning to national economic policy. This process started immediately after World War II, when the budget provisioned for reconstruction was centralised. The state restricted first of all the budgets of agricultural towns (*mezővárosok*)<sup>2</sup>, mainly in the ‘Alföld’, the region of the great plains (Belényi 1996: 74). The adaptation of the centralised Soviet council-system (*tanácsrendszer*) in 1950 made local authorities wholly dependent on central directives, and they lost their relative financial autonomy (their budget was fixed at the Ministry of the Interior).<sup>3</sup>

National settlement policy between 1947–53 supported mainly old and new industrial towns. The main problem of agricultural towns was that until the 1960s no new factories were built there, which accordingly limited the budget allocated to them by the central government. Migration processes during this period therefore were clearly directed from the agricultural towns of the Alföld area to Budapest and the subsidized industrial towns, the ‘socialist cities’, among them Sztálinváros, the first socialist city in Hungary (Belényi 1996: 162).<sup>4</sup>

During this period regional planning and settlement policy consisted in improving the infrastructure of old and newly established industrial towns that became centres of their regions. Although the propaganda proclaimed that regional policy was to level town-countryside differences and decrease the contrast between underdeveloped and developed regions, in reality most of the funds from regional development programmes went to the (heavy) industrial sector. Accordingly, the beneficiaries of socialist settlement and investment policies were the industrial regions (Germuska/Pál 2001: 77).<sup>5</sup>

Therefore, most of the urban plans of this period were dealing with “socialist towns”, which were not only a symbol of the socialist system but also the manifestations of its new urban planning programmes. In regime propaganda, these towns symbolized the ideas of planners and architectures in which technology and nature no longer contradicted each other, in which the urban and the rural no longer confronted each other as strangers, and in which factory and home were not separated by long distances and would thus save the workers time and energy. The main goal of the architectural appearance of these towns was to demonstrate the socialist principles and to show the people “the socialist modes of behaviour”. According to the concepts of city planners the spatial structure of these new, “socialist” towns had to be clear and transparent in order to facilitate the control of the everyday activities of people living in them. City centre and main street had special importance in socialist towns: they were the places where people would parade, primarily on May Day, which in propaganda was represented as the main holiday of the working class. One of the most important functions of socialist cities was to turn their inhabitants into “socialist people”. The planning instruments of this training process were: (1) the urban spaces and places, which would be designed in order to raise the level of “collective spirit” and “communal life”; (2) public buildings, such as offices, cinemas, theatres, restaurants, and “houses of culture”; and (3) the form of the houses, which were mostly devoid of “fussy decorations” (Weiner 1959, Horváth 2002).

Socialist urban planning defined itself in contrast to “capitalist urban planning” at that time. The official model for Hungarian planners was Soviet urban planning, which had tried to demonstrate that socialist town planning was more egalitarian and functioned better than capitalist one. “The joyless monsters of skyscrapers in New York and in Chicago symbolise the slavery of soulless and mechanical ‘business’ [...]. The

skyscrapers of Moscow serve the whole city: Their monumental and graceful forms fix the new architectural scale of the capital” (Arkin 1953: 64). Every new town, every new district, and every new building had to be a symbol of “socialist society”, and they were planned and criticised from an ideological point of view. The most significant period of adaptation of Soviet urban planning and settlement policy was between 1952–53 when, following Soviet practice, a rayon-system was planned for Hungary in order to replace traditional regional networks (*megye*) by economic districts (*rayons*). However, due to the policy changes under the government of Imre Nagy, this plan was not realised (Belényi 1996: 102–7).

### Answers to the housing crisis

In 1949, there were about 1.8 million residential houses and buildings in Hungary. 98.3 percent of them were one-storied buildings (in the old districts of Budapest the percentage was 73.6 percent), and 84.3 percent of them contained only one apartment. The dominant house-type was the detached (family) house, not only in villages but also in urban areas, and even in Budapest. 98 percent of houses and apartments were private ones. Urban apartments (mainly in urban blocks of flats) were nationalised in 1952.<sup>6</sup> Approximately six million people (60 percent of the total population) lived in single-room apartments (on average, 3.41 shared one room), and 421.000 people lived in three-rooms apartments. Only 10.1 percent of the apartments had a bathroom (in Budapest: 35 percent, in other towns: 7–13 percent).<sup>7</sup>

The shortage of flats was one of the most serious problems of the period (mainly in industrial areas), and the planning institutes<sup>8</sup> tried to solve this problem by standardised mass-production of apartments. The first plans for the standardised blocks of flats (so called *típuslakóház*) were drawn in 1947, and the building of these “new-type houses” began in 1948 (Prakfalvy 1998; Gádoros 1946). In 1947–8 there also were plans for standardised individual (family) houses as “the best types of houses for families with many children”, but because of their costs they were never realised (Gádoros 1948: 13). The same architect who had propagated the individual (family) houses in 1948 wrote about this type of houses only a year later that they “are not only expensive, because of the building costs, but the inhabitants of the detached family houses are inclined to fall out of communal life or to become individuals under the protection of their fences” (Gádoros 1949). The reason for building standardised apartment blocks was mainly a financial one, but there existed ideological implications as well. This phenomenon characterised the whole urban planning process in Hungary in the socialist period, not only in the early fifties but also in the sixties and the seventies. Urban planning and the centralised allocation system of flats were subordinated to economic policy, but in the official discourse they served ideological purposes, too.

The 1948 prototype of standardised flats included a living room, a small bedroom (because modern

people use this room only for sleeping), a small kitchen, a small antechamber, a bathroom and a toilet. Such a flat measured about 50 sq. m. Due to financial pressures these flats had to be “modernised”, so the kitchen (“modern” and “socialist” people would not cook at home) and the antechamber got smaller, and toilet and bathroom were put together. As a result the little bedroom could be enlarged again and the flats would be called “two-room apartments” in 1949. After 1949 this type of “two-room apartments” became the prototype of standardised apartments. The population was required to learn new words related to housing such as “half-room”, “sleeping cabin” (*hálófülke*) instead of bedroom, “eating cabin” (*étkezőfülke*) instead of dining room, “hipbath” or “*Sitzbad*” instead of bath-tube (Ifj. Kismarty-Lechner 1947: 5–13).

However, people emerging from their ruined flats and not having enjoyed warm running water were generally content with their new homes, as the results of an official local survey, conducted in some of the new housing estates of Budapest, indicated in 1949. The tenants of the standardised flats only had problems with the big windows, and they disliked the central heating because it was much more expensive than the old system of individual heating (Preisich 1949). Some of these new buildings were called “Buildings of Ace-Workers” because most of the flats went to the “ace-workers” and “stachanovists” of the mass-production. In contrast to the official survey the tenants of these houses were not really satisfied with their new apartments because of the high costs at the end of the year, when they had to pay the bills for the allegedly “economical” central heating. They applied for permission to replace the central heating with their old stoves, usually gas- and coal-stoves.<sup>9</sup> When permission was granted by the authorities, almost 90 percent of them wanted to move to other, more affordable apartments. The caretakers (*házmester*) of the new apartment blocs, who had become the second-eyes of the authorities by controlling the everyday life of the tenants, regularly wrote about the “unrest” because of the high costs of these flats.<sup>10</sup> The only way to end the grumbling was to lower the costs of apartments, which was done in 1950, mostly for propagandistic reasons.<sup>11</sup>

After Stalin’s death and with the new policy of Imre Nagy’s government, national settlement policy underwent a light modification in 1953. The most important change was that underdeveloped agricultural regions would get much more attention. In 1954 many industrial investments were stopped, but because of the confusion and the short notice of these new policies, the new ideas would never be realised. But after 1953 the state never again showed such a liking of “socialist towns” as before. Budapest, however, could keep its leading position in terms of allocated investments. This continuity in urban policy making can be illustrated by a quote from Mátyás Rákosi. As General Secretary of the Communist Party (MDP) he tried to explain at the end of 1954 why Budapest must have more apartments than rural towns: “It is not the same, if 1.700 thousands [sic] of rural people or 1.700 thousands of the inhabitants of Budapest are grumbling about bad housing conditions.”<sup>12</sup>

Although Budapest and the industrial towns had a special function in urban planning and settlement policy, the major part of investments went to industry as such and not to urban infrastructure or residential areas. Between 1949 and 1953 the average number of newly built flats in Budapest comprised only 800 annually. The economic policy of Imre Nagy’s government, however, was much more oriented towards consumption, and planning for some of the new small housing estates began already in 1954. Due to this new policy, 7.820 new apartments were constructed in Budapest in the years 1954–5.<sup>13</sup> The government tried to solve the housing shortage also by supporting the building of individual family houses, which were built as private houses (Gábor/Győri: 121). The policy of increasing the number of flats served as a general strategy for reducing social and urban inequalities not only during this short time period but also during the whole Kádár era.

### Everyday Sztálinváros: Vignettes of the First Socialist City in Hungary from Below

Political and social elites have long used the establishment and planning of cities as a means of highlighting their power and advancing their own programme of social transformation. Sztálinváros was not simply brought into being by the socialist state in order to realize concrete goals related to the development of Hungary’s armaments’ industry or other social policy measures, but to demonstrate the strength of the country’s new rulers. Rulers have dreamed for time immemorial as to how to create cities from scratch, and how to create civilization out of wilderness. Even so, Sztálinváros did not, or only in a very restricted sense, meet the criteria of a city in the eyes of its contemporaries. In order to ensure that its residents began to consider the settlement in which they lived as a city, the social definition of a city as such had to be changed. In this process a decisive role was played by official discourse which privileged the representation of the construction of the city as the struggle between the urban and the non-urban and, referring to older analogies, as the struggle between the civilized and the savage.

The construction of the city, some 70 kilometres south of Budapest, began in the spring of 1950. On November 7th, 1951, the town was awarded the name of Stalin. With the exception of a short period in autumn 1956 when it was called Dunapentele, it retained the name Sztálinváros until November 25th, 1961. At that time the city, which had been built from nothing during the previous decade, reached a population of over 30.000 inhabitants. The name was finally changed, after the XXII. Congress of the Soviet Communist Party in October 1961 had initiated a new campaign of de-Stalinization, which spread also to the other socialist countries. As a part of this campaign Stalingrad in the Soviet Union was re-named Volgograd, Hungary’s Sztálinváros became Dunaújváros, and East Germany’s Stalinstadt was re-named Eisenhüttenstadt.

The vitality of the town was represented by the age structure of its inhabitants: Stalintown was an



industrial town of the “youth” and as the propaganda suggested, the town was built according to the wishes of the people who lived in it. The images of heroic workers and a “classless society” were also common images to present the “socialist way of life” of workers that prevailed in the “socialist town” (Weiner 1963; Palotai/Palotai 1951; Ember 1953). In memoirs and police reports, though, there is also another “story” to be told about this “socialist city”: Stalintown was a town of “juvenile delinquency”, where more pubs and prostitutes were to be found than in the whole county (Tapolczai 1977: 41; Földes 1984: 197–8; Miskolczi 1980: 13–30; Interview with Ferenc Lombos).<sup>14</sup> Pub scandals were often mentioned in connection with the appearance of a gang of working class boys (*jampecek*). This group represented “juvenile delinquency” and “hooliganism” in the local newspaper and in the official discourse.

What does *jampec* mean and where does it come from? The first recorded mention dates from 1928; according to the historical-etymological dictionary of the Hungarian language, it means an idle, good-for-nothing youth who dresses and behaves in a conspicuous fashion.<sup>15</sup> The figure of a *jampec* is associated primarily with fashion. Before the Second World War it denoted mainly the dandies from wealthy families, who were known for their extravagant lifestyle and enthusiasm for ‘modern’ things (dance, crime stories, motorcycles, and Kodak cameras) as well as their conspicuous dance styles and multitude of successive lovers. There exists a sarcastic song from 1933 which described the *jampec* in these terms, beginning with “Oh world of old / Oh bygone failure [*kampec*] / I’m the fine, sturdy / Local *jampec* / I’m a modern youth / Malign me who dares / I make big demands / Fight me, blockhead”.<sup>16</sup> The figure of the *jampec* in common parlance also meant a worldly, independent, extravagant lifestyle, and therefore was able to serve as an attractive role model for skilled young workers, who earned decent wages after the Second World War.

It is clear from numerous accounts that clothing was the main distinguishing mark. A *jampec* would wear a black or brightly coloured shirt, a patterned tie or red spotted scarf, a jacket with padded shoulders, drainpipe trousers, striped socks, coloured, rubber-soled shoes, and a cowboy-style hat. A girl would wear a tight skirt and floppy jacket and a ponytail. Later, it was the *jampecs* who pioneered jeans, the article of clothing that ostensibly abolished the distinctions between classes and sexes. These various parts of clothing alone would give someone the appearance of a *jampec*, there was no need to invest in the full gear. The dress of the young men was even more striking because such male fashion as brighter clothes in more expensive fabrics had traditionally been confined to subcultures ever since the mid-19th century. Work and career had become the main measure of value in the men’s world, while the appearance and dress of women came to symbolize family prosperity (Craik 1995). In the case of women, it was a mark of rebellion to dress in a more puritan way, to don garments associated with groups further down the social scale, or to wear men’s clothes. *Jampec* clothing as a status symbol lent an urban charac-

ter to working-class youth, who obtained it on the black market. Along came the excitement of group affiliation and the association with Western values. “They looked suspiciously on us when we walked in, not as show-offs. But we had our *jampi* [nickname of *jampec*] shoes, thick soles, rubber welts. They still didn’t... I didn’t wear them to work. They were for weekends. We went off in our *jampi* shoes to loaf around with friends. Big leather jackets, the lot... There were dealers in the South Town, three of them. I don’t know their names, *Frici*, or something like that, they brought in the stuff. I think from Yugoslavia or the South Country... It was a big thing that you could buy it on the side, in instalments. You had to have connections to get hold of it, because they were bringing it in... People envied each other for where they’d bought this stuff. They’d stare at a good pair of drainpipes... And there were the young people at work, they didn’t buy on instalments, they borrowed the gear from somewhere. Then I tried to buy a simple flannel shirt, right in fashion then. Drainpipes, thick-soled and real sponge-rubber shoes, *Gojzer* [waterproofing suede, similar to suede Gibson-style shoes with thick crepe soles of the teddy boys]. The shoes were very hardwearing, unfortunately I can’t show them to you.” So a man explained who had worked on a skilled job in Sztálinváros in the 1950s. Incidentally, the stereotypes of the period prompted him to point out that he had never been a *jampec* or anything of the kind.<sup>17</sup>

The expressive *jampec* clothes were combined with other habits regarded as conspicuous, such as “wild dancing” and use of frequent “Pest” expressions in speech. Another characteristic was a propensity to tell “impudent” jokes. The uniformity of dress and hairstyle, dance patterns, and spoken language all served to distinguish these youths from others in the city. Changes in hairstyle and clothes would tell passers-by in the street that this group was off to enjoy themselves and defied the constraints of workplace, party, or state.

Condemnation of the *jampec* included condemning Western consumer patterns. The *jampec* were not alone in that, of course. British teddy boys, mods or rockers were targets for the press, partly because of their habits as consumers. But the dress or music characteristic of a Western lifestyle was still more of a challenge to the socialist state. An important function of the officially projected *jampec* image was to present, by condemning deviant values, the official expectations how young people should behave (this did not mean that those young people whom the press identified because of their physical appearance or way of life to be *jampec*, did not exist). Propagandists were keen to introduce the power of socialism into their depiction of the activities of young people. Socialism would be projected as a force supported by “the young” and as “the future”. Other propaganda stock images included those of “heroic builders” and “classless society”. The image of the *jampec*, in this context, featured in the official propaganda and the press as a means of distinguishing in detail those patterns of behaviour which young people were expected to reject. The *jampec* way of life was depicted as conflicting with the officially expected norms and was part of a blanket condemnation of all

Western influence, because the *jampec* could not have resulted from planned economy and socialist education. The campaign against the *jampec* was simultaneously a struggle against individualism and for collectivism and socialist justice, as opposed to representations of capitalism in the official discourse. So the main importance of the *jampec* phenomenon to official discourse in the 1950s was to demonstrate the distinction between the desired “socialist” behavioural patterns and the undesirable “capitalist” ones. That is why the *jampec* phenomenon figured so prominently in the newspaper of the first socialist town.

The cultural conflict involved in urbanization can be shown by the story of the best-known pub of Stalintown, “*Késdobáló*” (“The Knife-Thrower”). The story of this pub represented the most important conflict between “urban” and “rural” lifestyles, which played a very significant role in official discourse. The pub was opened when the town was founded in 1950. The visitors of the pub were mainly semi-skilled workers and bricklayers. As the occupational structure of the town changed, many articles about scandals in the pub were published in the local press. The pub started to become the symbol of “non-urban” and “non-socialist” life and its customers were described as “villains” and “villagers”. By the end of 1954 the municipal authorities closed the pub in order to facilitate the spread of a “socialist way of life” throughout the “town of socialist workers”.

Pubs had a special importance in the public sphere of Stalintown. There the immigrants created a distinctive social institution of their own which symbolised not only the rejection of some of the essentials of the officially prescribed lifestyle, but also the acceptance of alternative public modes of sociability and solidarity (Horváth 2000b; 2004: 158–72). “The Knife-Thrower” was located at one of the major transportation junctions in the city – the Peace Square (*Béke tér*). It began as a “bar” in one of the barracks. By 1953 the local newspaper had become interested in events there that demonstrated that the pub and its regular clients had become undesirable in the eyes of the general public of the town. The report described a pub that was full of drunken patrons, while shouting and tuneless singing disturbed the peace in the area. Those who entered the pub, according to the newspaper, were threatened with the danger that they would be beaten by one of the drunkards frequenting the pub, or that they even might be stabbed. The dangerous nature of the pub was increased by the proximity of the bus station, as a consequence of which, the local newspaper concluded, the bar had become a favoured location for fights between people travelling through the town.<sup>18</sup> The author of the article was most offended by the fact that visitors to the pub harassed passers-by, giving the whole district a notorious reputation.

The past of the “Knife-Thrower” went right back to the “heroic period” of the early construction of the city. In 1950 Peace Square had been nothing more than cornfields. When the first construction workers arrived, on one side of what later became the square, the first barracks were built. These were the first build-

ings in Sztálinváros, and it was in this district that the first offices and facilities for accommodation were built. In 1953 the “Knife-Thrower” was housed in one of these early barracks: “... time has to some extent worn out the buildings, and it is not a real surprise that the workers went into this smoky and filthy place only for a glass of something with poor expectations.”<sup>19</sup> The buildings that would later form the Peace Square generated the impression that this would become the future city centre. Many believed “that the heart of the construction site beats here”. The first general store also opened there (Miskolczi 1975: 37). Not too far away one could find the first factory canteen, which catered to those who worked on the site (*ibid.*, 39). Therefore, whoever arrived in the city, could credibly believe that Peace Square was the city’s heart even though, according to the final city plan, it actually lay outside the real centre.

The first residential areas sprang up to the west of Peace Square: the barracks, the Attila József House of Culture (in a barrack), the general store, and the construction site’s occupational health centre. On the other side, to the east of Peace Square, the first residential houses of the city were built. Thus, for the first residents of the city (construction workers), Peace Square was located half way from home to work and back again. The buses that carried workers who lived in the neighbouring villages departed and arrived also from the square. For this reason Peace Square became one of the first landmarks of the new city, while the “Knife-Thrower” became its heart. For those arriving in the city, or for those leaving, the first and last thing they would see of the city was the crowd on Peace Square around the pub. According to one resident who worked in the city at that time “the buses waited in Peace Square at around five. The people leaving work on the construction site gathered there. There was an incredible crowd here! Outside the door of the general store there wound long queues” (Miskolczi 1980: 20).

Even in 1953 most Hungarians could see Stalintown only as a “surreal dream”. The future writer, Bulcsú Bertha, arrived in the city shortly after graduating from high school, and he gained a strong impression of Peace Square and those who populated it. He equated the city with the pub he found there: “... immediately behind the bar in Peace Square was a wood, with newly planted three or four metre-high trees. The back windows of the pub were open to the wood. When there were huge fights they opened the windows, so the winners could throw out the losers, or the waiters shouted out into the wood. By the time the police arrived, everyone was quietly sipping their wine, or more precisely their beer laced with rum, because that was the fashion at that time” (Bertha 1986). During the course of 1953 the police was frequently called to the “Knife-Thrower”.

In 1953 the construction of the city centre was complete and Peace Square, on its fringe, did not conform to the ideals of an “urban” life-style that the city council sought to promote. The pub on Peace Square was the pub of those who lived in the “barrack village” and of the “village dwellers” that commuted from rural

areas. As a consequence, the struggle against the “Knife-Thrower” became a symbol of the struggle between “rural” and “urban” within the developing city.

Renovation and police raids failed to solve the problem of the “Knife-Thrower”. In June 1954 a fight outside the pub ended in the death of one of the combatants.<sup>20</sup> As a consequence, the local authorities raised the issue with the Mining Food Supply Directorate of the Ministry of Internal Commerce, which ran the “Knife-Thrower”. The directorate resisted the closure of the pub on several occasions, warning that the closure of the establishment would cause it a serious loss of income (Tapolczai 1977: 44). The local council eventually emerged victorious and on October 8<sup>th</sup>, 1954,

*Restaurant "Peace" (mid-1950s)*



the local newspaper was able to announce the closure of the “Knife-Thrower” (according to other nicknames the “Leper”, “Scream”, “Meat Market”, or “Little Tango”).<sup>21</sup>

Culture is one of the genres of social communication that constitutes the public sphere. The conventional discourse about an undifferentiated “culture of socialist cities” suggested that almost everyone shared the same set of values. A look at the pubs, family trials, or youth cultures of socialist cities calls this myth of cultural consensus into question. One of the persistent myths about socialist cities was the notion that most people accepted the opposite mythology of the town centred on acquisitive individualism, a kind of gold rush, and the chaos of socialist cities. The myth of solidarity was one of the first myths that appeared in the mythology of Stalintown, and this as well as the myth of the heroic founders belonged to the identity of the towns’ inhabitants. The culture of the pubs of Stalintown and the youth subculture were alternative but not counter-cultural phenomena. The official discourse, though, suggested that pub-culture and some of the forms of youth-culture were countercultural phenomena as officially all non-planned and non-official phenomena were stigmatized. This approach generated a public debate about pubs and the role of the youth in socialist towns. In this debate, pubs and their clients were represented as “non-urban” and “non-socialist” phenomena. At the same time, youth who followed Western modes

of behaviour were represented as “delinquent boys” or “hooligans” in the public discourse.

For many members of the “upper classes” and the members of the local authorities of Stalintown, going to the pub and enjoying public celebrations seemed typical of working-class recreation. However, many of them similarly viewed workers who drank quite openly as an affront to modesty and decency. The notion of the public became therefore more limited in order to exclude many forms of public entertainment, like going to pubs. The local authorities thus perceived this form of working-class recreation as a challenge to the dominant culture, to family and factory, to socialism and socialist property. They responded to this presumed challenge by a variety of campaigns aimed at changing or restricting pub culture through articles in the local newspaper, police controls, and administrative measures.

Stalintown police had been implementing a policy of containing pub culture after 1954, introducing a classification system for pubs on the basis of social class. The police differentiated acceptable and unacceptable pubs according to their clientele. The first and second class pubs in the downtown area could be tolerated because of their affluent clientele, but the third or fourth class ones were associated with semi-skilled workers and bricklayers, so the police directed their activities primarily against these “underclass institutions”. The main idea was that the town centre must be cleared. In the first years the police did not regard pubs and drinking as primary targets for police action. As the occupational structure of the town changed and a new myth of its founders had to be constructed, arrests in pubs rose quite dramatically. It is also clear that these arrests depended not only on the police policy but also on the available manpower of the police and official expectations. The crime rate in Stalintown was the highest in Hungary in the fifties not because of the high rate of immigration of criminals, but due to the stricter police control in socialist towns and the specific attitudes of the police, who arrested semi-skilled workers taking part in pub scandals.<sup>22</sup>

The discourse of the local authorities of Stalintown presented these interclass conflicts quite often in terms of the different lifestyle of rural people coming to the town. Stalintown, like other socialist towns, was growing at a rapid rate and much of the growth was directly attributed to massive rural immigration. People with rural background were characterised by official discourse as having disordered and untidy lives and being almost totally devoid of local community relations. Instead, their social relations were characterised by spontaneity and capriciousness and that is why they were often placed at the margin of society. Their lifestyle was frequently represented by stories about animals that were raised in bathrooms, scandals in pubs, immorality of country girls who had moved alone to work at the factory, etc. This discourse led these people to participate in the local society only in limited and highly selective ways. The cultural conflict involved in urban adjustment had a significant role in the discourse, but its main function was to demonstrate the official attempt that tended to represent Stalintown as

a classless society and to level urban-rural differences (Horváth 2000c).

Those residents of the city who kept animals were regarded in popular discourse as being villagers. In the barracks and camps of the Radar district of the city the local council attempted several times to ban the keeping of pigs, but it never succeeded.<sup>23</sup> In the multi-storey blocks of flats the residents regularly prepared newly slaughtered pigs for storage or consumption in the common washhouse. The plans for houses with gardens to be built in a planned garden suburb of the city envisioned only wooden sheds or chicken huts but no pens for pigs.<sup>24</sup> It is noteworthy that at the same time many of the first people who took state-subsidized credits from the State Savings Bank for the construction of private houses did not spend their loans only on fridges, radios, or mass-produced furniture but also to buy a pig. Many people who lived in flats that were furnished with mass manufactured furniture kept their pigs at a house

*Open air pub (mid-1950s)*



in the “old areas” of the city, and then prepared their pig for conservation or immediate consumption in the common washhouse of their block, after slaughtering it where it was kept.<sup>25</sup>

Newspaper articles on barrack-slums and judicial proceedings against people living there highlight the transformation of images and stereotypes of the barracks. This discourse was the dramatic essence of the story of Stalintown because the bricklayers, who built the residential houses, normally lived in barracks for many years whilst the flats usually went to engineers and skilled workers. The petty crime and violence of the barrack-slums filled the first pages of Stalintown’s more sensational newspaper. The inhabitants of the slums were identified as deviants, supporting thus the legitimacy of the centralised flat allocation system. The main economic function of the slums in Stalintown was that the “dirty work” was done by their inhabitants. The discursive existence of slums developed by local newspapers and officials supported the status of those who were not living in such poor conditions but in planned flats. Social mobility was a particularly important goal of the state socialist system, and people needed to know

exactly where they stood. The discourse on the barrack-slums in Stalintown helped all those living in planned flats to feel fortunate for being spared poverty that officially did not even exist in socialism (Horváth 2000d). The official discourse about and the image of families living in Stalintown were particularly influenced by “the myth of the declining family”. This image was substantiated by the high rates of divorce, abortion and so-called hooliganism. Its rationale was to foster the idea that in urban, industrial societies, family is no longer the primary unit of economic production. However, oral history interviews and private letters of villagers living in Stalintown show that the people were concerned about close kinship ties and even kept many of their former social practices in town (Dobos 1981, 1984).<sup>26</sup> The official image of families in Stalintown and the urban paradigm of family life of socialist cities worked at the macro-level characteristics of the city. However, it did not hold true at the level of neighbourhood and family that were more integrated and more personal. The villagers in Stalintown regularly visited their kin in the countryside. The first generation of immigrants tended to settle in urban areas where they had already kin, and migration to Stalintown was kin-related similar to other industrial cities.

### Summary

The city and those who lived in it were interpreted and represented in different ways. A city can just as easily be characterized by the desires of its planners as by the ways in which its builders deviate from those plans or by the residents appropriation of the place in which they live. In complete contradiction to the expectations of its planners, Sztálinváros never truly became the model socialist city, neither in the eyes of its residents nor in the eyes of those who lived in other parts of the county – nor did it become the “best” of the cities in the country, either in the ways socialist ideology or society defined the “best”. At the same time different social groups – the intelligentsia, skilled workers, rural migrants, or writers of propagandistic texts – ascribed different meanings to the notion of the city with respect to Sztálinváros. Similarly, the process that can be understood as “the attempt to create a new culture” that was central to the official discourse on the construction of socialism and the attempts to shape “a new socialist person” carried completely different meanings for various social groups. Sztálinváros’s history can be understood as the history of an entirely new settlement, where some social groups from pre-socialist society confronted new conditions, which were largely the product of state action. The results of this interaction formed, re-shaped, and determined the social processes of the socialist decades.

### References

- Andor, Mihály, Hidy, Péter 1986: Kazincbarcika. [manuscript].  
 Arkin, A. 1953: Az együttes – az építőművészet legmagasabb foka. In: Perényi, Imre, Novák, Péter (eds.), *Tanulmányok a Szovjetunió építészetéről*. Budapest: Építésiügyi Kiadó, 57–66.  
 Belényi, Gyula 1996: *Az alföldi városok és a településpolitikai (1945–1963)*. Szeged: Csongrád Megyei Levéltár.  
 Benkő, Loránd (ed.) 1970: *A magyar nyelv történeti-etimológiai*

szótára, Budapest: Akadémiai Kiadó, Vol. 2.  
 Béres, Csaba 1983: A városfejlődés fordulópontján. Debrecen: KLTE.  
 Bertha, Bulcsú 1986: A legendás város. In: Matkó, István (ed.), Ipari közelművek. Budapest, 7–23.  
 Craik, Jennifer 1995: The face of fashion. Cultural studies in fashion, London, New York: Routledge, 1995.  
 Dobos, Ilona 1981: Áldozatok. Budapest: Kozmosz.  
 Dobos, Ilona 1984: Egy folklórgyűjtő feljegyzései. Budapest: Kozmosz.  
 Ember, György 1953: Sztálinvárosiak. Budapest: Művelt Nép.  
 Földes, László 1984: A második vonalban. Budapest: Kossuth.  
 Gábor, László – Győri, Péter n. d.: Guberálás a lakáspiacon. In: Győri, Péter (ed.): A város, a város társadalma, életforma csoportok. Budapest: Wesley János Lelkészképző Főiskola, 113–136.  
 Gáboros, Lajos 1946: A korszerű lakás térszükséglete és berendezése. Budapest.  
 Gáboros, Lajos 1948: Családi lakóház. Budapest.  
 Gáboros, Lajos 1949: Lakásépítkezésünk eredményei és tanulságai. In: *Építészet – építés*, 1–2: 11–18.  
 Germuska, Pál 2001: A szocialista városok helye a magyar urbanizáció történetében. A magyarországi szocialista városok kialakulása. PhD-dissertation. Budapest: ELTE.  
 Germuska, Pál 2002: A szocialista városok létrehozása. In: *Századvég*, 2002, 2: 49–73.  
 Hajdú, Zoltán 1989: Az első szocialista településhálózat-fejlesztési koncepció formálódása Magyarországon. In: *Tér és Társadalom*, 1989, 1: 86–96.  
 Horváth, Sándor 2000a: Mentális térképek Sztálinvárosban. In: Bódy, Zsombor, Mátay, Mónika, Tóth, Árpád (eds.), *A mesterség iskolája. Tanulmányok Bácskai Vera 70. születésnapjára*. Budapest: Osiris, 450–478.  
 Horváth, Sándor 2000b: A Késdóból és a jampecek. Szubkultúrák Sztálinvárosban. In: *Korall 1* (2000) 119–136.  
 Horváth, Sándor 2000c: A parasztság életmódváltozása Sztálinvárosban. In: *Mozgó Világ* 2000, 6: 30–40.  
 Horváth, Sándor 2000d: Városi szegénység, bűn és bűnhődés Sztálinvárosban. [Urban Poverty, Crime and Punishment in Stalintown] In: *Fons* 2000, 3: 405–458.  
 Horváth, Sándor 2002: Sztálinvárosi felhőkarcolók. In: Majtényi, György, Ring, Orsolya (eds.), *Közel-múlt. Húsz történet a 20. századból*. Budapest: Magyar Országos Levéltár, 127–134.  
 Horváth, Sándor 2004: A kapu és a határ: mindennapi Sztálinváros. Budapest, MTA Történettudományi Intézete, 158–172.  
 Ifj. Kismarty, Jenő Lechner 1947: Városi lakástípusok. Budapest: Mórincz Ny. Interview with Ferenc Lombos 1980. In: *Új Tavasz '80*. Dunaújváros. Dunaújváros: KISZ Dunaújvárosi Városi Bizottsága, 19–23.  
 Kovács, Teréz 1987: A települések társadalmának szegregációs kérdései. In: Ferenc Csefkó (ed.): *Állam – tércapcsolatok – demokrácia*. Bihari Ottó emlékülés. Pécs: MTA Regionális Kutatások Központja, 507–519.  
 Miskolczi, Miklós 1975: Az els évtized. Dunapentelétl – Dunaújvárosig. Dunaújváros, Dunaújvárosi Tanács.  
 Miskolczi, Miklós 1980: Város lesz csakazértis... Budapest: Szépirodalmi, 13–30.  
 Palotai, Boris 1951: Új emberek a Dunai Vasműnél. Budapest: Népművelési Minisztérium.  
 Palotai, Boris n.d.: Egy nap Dunapentelén. In: *Dunapentelén épül a békemű*. Budapest, 8–17.  
 Papp, István 1987: Békés város tagozódása és a népesség szegregálódása. In: *Békési Élet*, 2: 191–206.  
 Prakfalvi, Endre 1998: Alapok – tervek – épületek, 1947–1949. In: Éva Standeisky (ed.): *A fordulat évei*. Budapest: 1956-os Intézet, 287–309.  
 Preisich, Gábor 1949: Közvéleménykutatás az új házak lakói között. [Survey of Inhabitants of the New Buildings] *Építészet – építés* 1949, 6–7: 30–35.  
 Preisich, Gábor 1998: A lakásépítés és a lakásállomány változása. In: *Ibidem*: Budapest városépítésének története. 1945–1990. Tanulmányok. Budapest: Műszaki, 69–120.  
 Saád, József 1977: A lakosság területi szegregálódása a városnövekedés folyamatában. In: *Valóság*, 3: 78–87.  
 Sándor, András 1951: Sztálinváros. Budapest: Népszava.  
 Sós, Aladár 1959: A magyar városrendezéséről. In: Aladár Sós et al. (eds.): *Sztálinváros, Miskolc, Tatabánya. Városépítésünk fejlődése*. Budapest: Műszaki.  
 Szelényi, Iván 1983: *Urban Inequalities under State Socialism*. Oxford, New York: Oxford University Press.  
 Szelényi, Iván 1990: *Városi társadalmi egyenlőtlenségek*. Budapest,

Akadémiai Kiadó.  
 Szirmai, Viktória 1988: “Csinált” városok. Budapest: Magvető.  
 Tapolczai, Jenő 1977: Egy elnök naplója. Budapest: Kossuth.  
 Tóth, Pál 1978: Társadalmi kapcsolatok szerveződése és típusai a lakótelepeken. Miskolc: Nehézipari Műszaki Egyetem.  
 Weiner, Tibor 1959: Sztálinváros. In: Aladár Sós (eds.): *Sztálinváros, Miskolc, Tatabánya. Városépítésünk fejlődése*. Budapest: Műszaki, 17–88.  
 Weiner, Tibor 1963: Új forma új tartalom. In: *Üzenet*. Dunaújváros: Dunaújvárosi Tanács VB. Művelődési Osztálya, 83–91.

#### Endnotes

- <sup>1</sup> See the case studies of this phenomenon at Pécs, Szeged, Salgótarján, Veszprém, Miskolc, Debrecen, Békés, Kazincbarcika, and Sztálinváros (Dunaújváros). (Béres 1983, Saád 1977, Tóth 1978, Andor – Hidy 1986: 107, Kovács 1987, Papp 1987, Szirmai 1988, Szelényi 1990: 114, Horváth 2000a).
- <sup>2</sup> These towns had their economic production largely from agriculture.
- <sup>3</sup> 1950. (V.11.) I. tv. [Act of Parliament 11.05.1950]
- <sup>4</sup> E.g. in 1960 almost 10% of the inhabitants of Budapest lived in the 'Álföld'-area in 1949.
- <sup>5</sup> The new official manifestation of the classification system of Hungarian cities was created in 1951. The first group of cities included mainly industrial towns: Budapest, Miskolc, Komló, Pécs, Ózd, Szeged, Szekesfehervár, Győr, Mosonmagyaróvár, Sopron, Lőrinci, Esztergom-Dorog, Tatabánya, Salgótarján, Szigetszentmiklós, Szombathely, Ajka, Várpalota (Germuska 2001: 131).
- <sup>6</sup> All of the leased buildings were nationalised, among them the old block of flats. Elnöki Tanács 1952. (II.17.) 4. sz. törvényerejű rendelete. [Law-decree of the Presidential Council]
- <sup>7</sup> 1949. évi Népszámlálás. 4. kötet. Épület és Lakásstatistikai eredmények. [National Census 1949. Vol. IV. Housing and Apartment Data] Budapest: Központi Statisztikai Hivatal, 1950, 9–29.
- <sup>8</sup> Some of the most important were: Építéstudományi Intézet, Városépítési Tervező Vállalat (VÁTI), Budapesti Városépítési Vállalat (BUVÁTI).
- <sup>9</sup> Politikatörténeti Intézet Levéltára. Szakszervezetek Központi Levéltára. (PIL. SZKL) [Central Archive of Unions in the Archive of Institute of Political History]. Szakszervezetek Országos Tanácsa. (SZOT) [Central Committee of Unions] Bér- és Termelés. [Dep. of Income and Production] 1949. 11/66.
- <sup>10</sup> PIL. SZKL. SZOT. Szoc.pol. [Dep. of Social Policy] 1949. 3/13.
- <sup>11</sup> PIL. SZKL. SZOT. Szoc.pol. 1950. 4/14.
- <sup>12</sup> PIL. 276. f. P.B. 1889. Az MDP Politikai Bizottsága 1954. december 6-i ülése. In: Belényi 1996: 123.
- <sup>13</sup> Datas from: Preisich 1998.
- <sup>14</sup> Történeti Hivatal. [Office of History, today Állambiztonsági Szolgálatok Történeti Szaklevéltára]. O – 13582.
- <sup>15</sup> The combination, Yiddish in origin, means 'great prick' in both senses. The analogous Hungarian combination is probably earlier and lexical development to 'very stupid' and then 'fashion-mad' would have occurred in Hungarian (Benkő 1970: 258–9).
- <sup>16</sup> A debreceni jampec dalol [The Debrecen jampec sings.] Text published in the newspaper *Debreceni Független Újság*, February 12, 1933, 7.
- <sup>17</sup> Recollection by János B., March 26, 2001.
- <sup>18</sup> Sztálinvárosi Hírlap [Sztálinváros Daily] 20th October 1953, 2.
- <sup>19</sup> Sztálinvárosi Hírlap 31st December 1953, 5.
- <sup>20</sup> Sztálinvárosi Hírlap, 25th June 1954., 4
- <sup>21</sup> Sztálinvárosi Hírlap, 8th October 1954., 3.
- <sup>22</sup> Fejér Megyei Levéltár [FML]. Fejér Megyei Rendőrfőkapitányság iratai. [Fejér County Archive. Documents of Police of Fejér County]
- <sup>23</sup> FML. XXIII / 502. 16. d. 9th November 1959.
- <sup>24</sup> FML. XXIII / 502. 13. d. 27th December 1957.
- <sup>25</sup> FML. XXIII / 502. 16. d. 14th December 1959.
- <sup>26</sup> FML. XXXI / 18. Dr. Tirpák Endre ügyvéd iratai. 6. d. 6/17. Private letters.

## Gloomy Landscapes. Everyday Strategies of Identity in 1960s Poland. A Case Study

José M. Faraldo (Potsdam)

Landscapes can incarnate ideas and ideologies, they can become sources for discourses of different types, and they can be the ground stone for identities too. For Barbara R. the thousand lakes and the never-ending forest of Northern Poland were the landscapes of her childhood, but they also provided her with a precise image of the world, an image that was a main piece of the identity she had to build in order to survive in the strange conditions of post-war Warmia and Masuria. The two regions, very close from a geographical, historical and even administrative point of view, were parts of Ostpreußen, the former German province of Eastern Prussia that after 1945 was divided between Russia and Poland. Most of their inhabitants fled or were deported to Germany. Thousands of people expelled from the Eastern Polish Regions, now under Soviet rule, came to settle in those former German lands, trying to come to terms with a new homeland that was alien and strange to them.

But unlike many of her neighbours, Barbara R. was born there, in this same territory, not very far away from her present home. She and her parents were, in the official statistics, “autochthonous”, part of the alleged Polish natives who had survived centuries of German oppression and who were purportedly waiting for the “return” of the area to the motherland.

### Materials of memory

Barbara’s remembrances of childhood and youth are preserved at the Western Institute (*Instytut Zachodni*), in Poznań, the capital city of the Wielkopolska region in Poland, together with more than 800 diaries and memoirs. Such diaries and memoirs are notations of the time or subsequent recollections mostly written by people who settled, after the Second World War, in the former German regions ceded to Poland at the Potsdam conference, the so-called “Northern and Western Regions”. The memoirs were collected by means of diverse competitions that had been announced in radio and newspapers and by posters and advertising. The outcomes were sometimes published, but seldom in their full version.

The contests were based on a methodology initiated by Florian Znaniecki and developed by his disciple Józef Chałasiński. In the post-war years such competitions grew into a consistent strategy of Polish sociology and resulted in an incredible accumulation of results in many archives and institutions in Poland. The extensive dimension of the phenomenon led scientists to create a new category for this genre: “methodology of mass memoirs” or simply “mass memoirs”. Changes in sociological methodology in Poland in the eighties and the rejection of almost all research made under socialism after the changes of 1989 resulted in a cer-

tain scepticism towards, or at least oblivion of these memoirs. With the growing importance of biographic methods in the social sciences, including history, such materials deserve more attention.

The process of collecting the memories began shortly after the end of the Stalinist period and the beginning of reforms in Poland in 1956. The Western Institute prepared a contest in order to gather material about the new settlers in the Western Regions. Three contests were held until 1970, each of them showing some specific aspects. The first competition was launched in December 1956. Exploiting the increased freedom of expression, the promoters of the memoirs competition encouraged settlers to write down autobiographical texts describing their arrival to the Western Regions and their life there. The settlers seized the opportunity with joy. For the first time they could speak freely about facts they felt as epic, for the first time they could express their views about political repression and the terrible events of the first years after the immediate settlement. They wanted to tell the world about their traumatic experiences and, in the mood of the day, they felt they could do it. Zygmunt Dulczewski has affirmed that: “after all these years, people really wanted to talk” (Interview with Z. Dulczewski, December 8, 2000). There was a flow of letters to the Institute, not only sending memoirs, but also congratulations for the idea. When the competition was closed, 227 memoirs had been received and 205 were assessed after having fulfilled the necessary requirements. The collected memoirs are very diverse, but almost every one of them begins with a reference to the end of the war. Some of the writers had been in concentration camps or had served as slave workers in these parts of the new Poland and decided to stay where they were, while others were very young and came to the Western Regions looking for adventures or a better life. Some subjects are very well depicted in the memoirs: the settlers’ move into the region, settlement problems, conflicts with Soviet soldiers, plundering of every kind of goods, the last German inhabitants and their expulsion, the physical and psychical situation of the population, and the beginning of adaptation to the new territories.

In 1966 the Institute launched the second contest, the one to which Barbara sent her memories (more on that below). The third contest took place in 1970, in cooperation with the Friends of Memoirs Society and the Society for Development of the Western Regions, both in Warsaw. As part of the state-sponsored celebrations of the “25th Anniversary of the Return of the Western Regions to Poland”, the organizers wanted to collect “materials showing the social, economical, and cultural changes in the Western Regions”. They wanted – as Dulczewski writes – to obtain new materials in order to compare them with the first competition, presenting the whole process of settlement from the

first “pioneers” to the new “inhabitants” (Dulczewski 1978: 184). This was the conscious attempt to illustrate the huge leap forward of the country, in particular of the western territories, as proclaimed by the government. The outcome was really impressive in number: 747 memoirs fulfilled the necessary requirements. Although representations of everyday life in these memoirs are very accurate, the political circumstances at that time did not allow honesty and frankness in the written accounts. This were the years when increased political repression and an intensifying economical crisis led to a new worker rebellion, which eventually again forced the party-leadership to step down. Probably due to this political background, many of the memoirs look, in comparison to the previous competitions, dull and grey.

### Memories of young settlers

The second competition, which began in March 1966 and closed on 31st October 1966, was directed to “the young generation of Polish autochthons (natives) in the Polish Western Regions” (Dulczewski 1967: 430). Under the word “autochthons” promoters understood “inhabitants of the territories who were born there after their parent’s settlement or who came to the regions when they were only a few years old”. This time, the contest was organized by the Western Institute together with the cultural journal “*Nurt*”. The motives to send contributions were very diverse: aside from economical incentives (the prizes for the top-memoirs were very high), we see literary ambitions, therapeutic storytelling and the typical teenager wish of self-representation. Another peculiar reason was that many of the writers were students motivated by peers or who had been assigned to write memoirs as homework by their teachers. This makes these memoirs more liable to comparative analysis than the settlers’ memoirs, which were more heterogeneous because the settlers had no official lines to follow. But on the other hand they lack the latter’s frankness in autobiographic expositions.

The Institute this time received 167 memoirs. Among them are very interesting memoirs of teenagers with personal or social problems, which compare to those of Western mods and rockers, hooligans, and beat musicians, girls with despotic parents, orphans, etc. Some youngsters who were “repatriated” after 1956 from the former Polish territories in the east wrote about their difficulties in settling in the new environment and the prejudices they faced in being called “Russians”. Of special interest are memoirs of young “natives”, children of former German citizens recognized as ethnic Poles. They described how in their communities they were considered “Germans” and, therefore, subjected to discrimination and prejudice. Most of them tried to lay out in their memoirs their complicated and volatile identities, their fight for their right to be a Pole, and their avoidance to show their “German” side. Living in their own land, they had become foreigners. Some of these children were born in mixed marriages, usually to a “native” mother and a Polish father. As a rule, these

marriages were terrible, e.g. a husband who blamed his wife for being German and who mistreated her and their children. Sometimes, these problems ended in the suicide of the wife (the mother). Those children used the memoirs to tell these traumatic stories, maybe as a way of getting rid of their past.

### A native girl

Barbara R. participated in the 1966 competition. In a letter to the organizers, she declared that she did not write the memoirs specifically for the competition, but because “in life there are moments when people need to analyse the past, maybe aiming to fill at any price their dull void, to try to explain to themselves why they wasted half of their life”. She wrote in her memoirs “about everyday life”, and it seems that she understood very well what the mission of the competition would be because, “maybe this everyday life is the best image of Polish Warmia’s new natives. Banal everyday life, joy, sadness, work, love, mean life, a life that is strongly linked to our homeland, a homeland that is built here, on Warmian land”.

Barbara was born on 27th September 1939, at the very beginning of the Second World War. In the little village where she was born German was the language of everyday communication and only later she discovered that Polish remained spoken in the church and that her grandmother wrote a “black book” (a diary?) in Polish. Besides, according to her, one of her grandfathers came probably from Lithuania.

When the Germans retreated from the advancing Red Army and the front reached the village, the mother fled with Barbara to a little town in the neighbouring region, Masuria, where they sought refuge. Some Soviet soldiers helped them find a home there and she remained in this village through all of her childhood. Times were hard, the war had finished and the first “*szabrownicy*” (plunderers) came. Together with her brother she took the whole town as a playground. Her first playmates were casual acquaintances, every time new ones because natives “travelled with transports beyond the Oder into the Reich and settlers often moved”.

In the little town, the settlers took the power: “He who knew and wanted, could rule”. There were permanent conflicts over nationality: “People were not Masur or Warmiak, they were ‘*szwab*’ [a pejorative word for “German”]. They were not Poles but ‘*warszawiak*’ [from Warsaw], (...) or from Vilnius. Nobody concealed that they were there provisionally.” She started school, because she wanted to learn Polish. She admits that she spoke only a mix of Polish, German, and Russian “dialects” from different regions. This is a patent sign of the enormous plurality and anomia of the new local society, where communities were very different and no clear ethnic majorities could be identified. However, integrative processes were already running: She learnt in school, among other things, the famous verses “Who are you? A little Polish child”, i.e. the Polish children’s nationalist catechism ever since the late 19th century.

She adds that she “learnt to speak in literary Polish very fast”. In order to do this, books from the library were her “best aid”.

Barbara gives a very interesting account of the arrival of a transport of Ukrainians (Lemkos), deported from southern Poland. “Children with flowers welcomed a transport of the Action W (the proper name was unintelligible, let alone understanding the objective of such action). Tired, distrustful people rode the freight cars. Our flowers died on the tracks, thrown away with discretion. (When I read ‘Glow over Bieszczady’ I did understand those sad faces. For them, the war ended only on our platform.)” [“Gloom over Bieszczady” (Łuna w Bieszczadach) was a popular novel written by Jan Gehrhard, where the deportations were described for the first time]. One day, her father, who had been a prisoner of war, came back. After a few weeks, he and her mother decided to split up and he moved to Germany. Her mother told her: “The war has poisoned us. We have become strangers.”

Barbara frequently addresses aspects of her national identity and of her ties to her homeland in her memoirs. She did not find friends in school because of her “nationality” (“I was abused with the word ‘szwab’”) and she tried to defend herself recounting the name of her grandparents and great-grandparents (all of them had Slavic names). Her mother could not manage the situation either and she never talked about the past. But she also never considered the possibility of emigrating to Germany because “her motherland was the land of her forefathers”. As former German citizens, they would have been allowed to settle – a special permission from Polish authorities provided – in Western Germany. This chance of migration was, in the hard conditions of post-war Poland, a dream for many natives and a source of permanent conflict with the Polish settlers, who did not have this opportunity.

After the incidents in school, Barbara’s family spoke only in Polish at home, in fact “we did not speak dialect”. They started to speak German poorly, but they still had problems with both sides since the native people of Warmia and Masuria despised them for wanting to be Poles and the settlers considered them Germans. “I felt myself more Polish than some of the settlers, always griping about the motherland, the government, the system.” So the first source of her identity came to be the landscape – the town, the region. She constantly describes the sadness and the beauty of Warmia, using these geographical identifications to affirm her right to be Polish too. Some legends she heard excited her imagination and because of this “necessarily we wanted to know the past of our town”. She looked for the past in postcards and books because there were not many monuments left in the town: an old basement was blocked by water, a new administrative building was erected where the castle had been...

After graduation she decided to become a nurse (“only a year of studies, free of charge dormitory, uniform...”) and left home for school. When she arrived at the place of study, which was her first travel

into the unknown, she was so overcome by fear that she considered going back home. But again the landscape helped her: she looked through the window and saw such a wonderful view (“a fairy tale landscape”) that she decided to stay.

In classrooms and dormitories there were “nationality issues” too. Some Masurian girls isolated themselves from the rest by forming a German-speaking group, while some other “natives” – as Barbara herself – tried to find their place in the general community of the school. A Ukrainian girl was constantly abused and made responsible of “all crimes of the fascist band UPA”. In class they talked about war nurses’ duties and Barbara writes: “I felt in their words [the other girls’] not the fear of the war, but the security that these lands are alien. It hurt me. I never delimited Poland: there in Poland, here in Masuria.”

After finishing her studies she found a job in a neighbouring town. She lived in a hostel for single nurses. The bed she was given had belonged to a girl who had committed suicide only a few days before. Her work disappointed her, mainly because of the difference between theory and practice. People around her were not tolerant about her being Lutheran: “a Good Pole is a practicing Catholic,” they said and even she heard once that “Luther was a devil with horns”. Under this pressure, she gave up her religious practices. But the landscape was again an element of joy. Trying to get rid of a bothering “admirer”, she got used to walk and explore the town, making the castle, the parks, and the streets a part of her life.

Her “admirer” worked at the same hospital. He had been expelled from the now Soviet controlled former eastern regions of Poland. He was always yearning for his native lands. Barbara disputed with him when “he allowed himself to alter the Polish borders”, suggesting to exchange the Western Regions to Russia for Vilnius. When she defended the present borders, he tried to mitigate his suggestion saying that for her it would be better if the territories would go back to Germany. She cried. “I did not want any changes. The border problem was solved, in my opinion.”

This relationship did not last long. The man was overly self-confident and conservative: “of his future wife he expected fidelity, obedience, permitted entertainment, warm oven, and pots. Children!” Later on, she met a young man on a ball and fell in love. One day he came to the hospital to visit her. “He began to talk freely only when I praised the beauty of the town. He vividly told me how much connected he was to it. He knew every stone, street, path. He grew up here. Not even once he said: ‘in our Poland, Recovered Lands’. He, as me and thousands of boys and girls who grew up here say ‘Our town, our lands’. Border problems don’t reach us.” For Barbara, it was this attachment to his land that made the lad attractive to her. In an environment of frustrated settlers, who considered her an alien, this young man did not give any importance to these issues. And he loved the landscape, exactly as she did.



## Landscapes and images of identity

The German philosopher Joachim Ritter defined *Landschaft* (landscape) as the Nature becoming present in the gaze of an observer who can feel it and experience it (Ritter 1974), a definition that is not only a re-elaboration of the German Romantic tradition but an affirmation of the individual and psychological character of the construction of landscapes. Landscapes are not facts, they are not the nature itself but the way the observer perceives nature. Landscapes are ideological constructions, built in the observer's minds, drawing upon discourses of very different origins and with many different purposes. As Edward Casey points out, representations of places are always linked to a specific historical context, and we can compare landscape painting (or writing) to other forms of representation (as cartography, for example) (Casey 2002). Nevertheless, different social groups give concrete meanings to landscapes that are, usually, limited to the cultural comprehension of the members of a given group. Communication through landscapes depends on a considerable degree of inter-group consensus that allows the decoding of the symbolic meaning of these images.

Simon Schama writes in "Landscape and Memory" that imaginations of different cultures have indeed constructed the proper landscape, an idea going back to Carl O. Sauer's work. The relationship of humans to nature has not only led to the destruction of the latter, but people's images and wishes have also transformed nature in a way humans thought nature should look like. On the other hand, landscapes have also given form to human imaginations, and they have influenced human beliefs and memories. Christopher Tilley describes the landscape both as a medium to act and as a consequence of action (including previous actions) (Tilley 1994: 23–5). Because if we understand the landscape as an image, then it has ideological as well as ontological implications concerning the way we think about the world.

Denis Cosgrove, in a recent article, while drawing heavily upon Kenneth Olwig's argument, affirms that "the German *Landschaft* and its cognates in the Scandinavian languages are still used as a descriptor for administrative regions in parts of northwestern Europe" (Cosgrove 2005: 60). Using Olwig's words we find that "custom and culture defined a Land, not physical geographical characteristics – it was a social entity that found physical expression in the area under its law" (Olwig 2002: 19). This archaic understanding of landscape was challenged during the seventeenth century. With the rise of romanticism and the objectivization of nature, which was to serve the purposes of the new secular religions, i.e. nationalism, positivism, and socialism, the understanding of landscape took a new form. The abstract, "scientific" commitment to the nation replaced the old notion of *Landespatritismus*. Consequently, the observer's gaze on the landscape was to be changed too. This change was, of course, uneven as not only marginal

territories but also certain social groups in core regions of the nation were brought only very late into this new form of consciousness.

A good illustration of this is the mixed Slavic-German population of Warmia and Masuria. For Barbara R., the protagonist of our narrative, the end of the old attachment to her region and the coming of the new more abstract one, the switch from Warmian regional belonging to the new Polish nationalism, and the necessity to re-define her identity as a primarily national one came along with a very real destruction of her old community and the slow rise of a new one. She had to find her place in the new society, but she could not renounce her regional identity so easily. In a state-socialist country such as the Peoples' Republic of Poland, where all public (and even private) life was under strong centralizing and homogenizing pressures, Barbara tried to link her (old) Land to her (new) nation by turning her view to the landscape.

## An ordinary life

Barbara's new boyfriend was problematic. He was a longhaired youngster, always hanging around with other friends, playing guitar, smoking, without future. Barbara's friends did not want to allow "a mismatch" and they warned her of the boy. But, as usual in these cases, warnings were not listened to. She writes in a very beautiful way about their first real date. She was waiting in the park, she looked into the water. She did not see him, only his reflection on the water getting closer and closer. Finally they got together. He took her for a walk around the park – "... and I had thought I really knew it!" She became a member of the gang, met the other boys and hung around with them. But Henryk – her boyfriend – was not an easy person. They had problems because of his little frolics and affairs, because of his rudeness of character. Once he went away, looking for a better job in the Zielona Góra region, not far away from the border with the German Democratic Republic. When he came back, she tried to "civilize" him by giving him books and talking about movies. Finally they "became lovers". But she discovered, after the first night, that she was not "the first one".

During his absence, she had become friends with another young man in the gang who was very ill and finally died. It was a terrible situation. The Catholic priest did not want to celebrate a religious service because the dead boy's mother was Baptist. He compelled her to "come back" to the Catholic Church doing the penance of going on her knees before the coffin. After his death, the gang broke up, other problems arose. Barbara and Henryk wanted to marry but their parents did not allow them to do so. She got pregnant and eventually they married. But before that, Henryk's parents asked her to change her faith to Catholic, which she did.

Because there was a housing shortage in Warmia, they decided to move to Gubin in western

Poland, one of the divided towns at the border. There, the scene was terrible: everything was destroyed; there were rubbles everywhere, neglected buildings... She could not understand why the government did nothing to change this, at least for the political legitimization of Polish ownership of these lands. She describes how she stood at the bridge over the river that comprised the border and how she looked distrustful to the other side, to Germany. "Interesting, what is in their minds?" She was looking to "a normal town, without rubble, with neon lights, a lot of traffic, forests of television antennas on roofs, and behind me ruins, stumps of chimneys, frames of buildings. I was ashamed of this town and I wanted to do something, to change it. I repeated helplessly: 'why don't they do anything? Even as a sign of politics, to show how we care for our recovered lands. My God, how ashamed I am of this disorder! Surely, they think that we don't care for these 'foreign' territories.'" In Gubin life went on. It was not easy for Henryk to find a job ("He didn't want to find it", she wrote) and they had severe financial difficulties. Their son, Wojtek, had been born shortly before they arrived and this created an additional set of problems. But "early spring was a miracle. I discovered a lot of new bushes and trees. Peach trees blossomed near our house, walnuts... I always thought that all these fruits were from another world". Nevertheless, she felt like a stranger in Gubin, she missed her native Warmia. Although she wrote many times that there was no difference between Poles and natives, it is very significant that, when recollecting her nostalgia, she remarks that in her new town of residence there were no natives, "only settlers from different parts of Poland". Ethnic divisions did indeed play a role in her life, even if she did not want to acknowledge it.

People felt provisional there too, even so many years after the war. When she arrived, as Barbara put it, it was the beginning of normalization. The permanent presence of the army and the "well defended border" gave them "peace in our sleep", but at the same time produced a feeling of permanent tension. The possibility of war was here more perceptible than in Warmia where border problems existed "only in newspapers, radio programs, and on demonstrations". Spies, who had been only characters in books for her, were real in Gubin. This situation even affected the landscape, as she would contrast the noise of tanks and airplanes in Gubin to the silence ("*cicho*") of Warmia.

Her "family idyll", as she wrote, was interrupted by a group of teenagers, old friends, who visited their home. They were all natives; their idea was to cross the border and to reach Germany, their "fatherland". Barbara said that it was not a surprise for her because in each of their homes Germany represented a sort of lost paradise. She and her husband tried to discourage these boys, but they could not convince them of the dangers of the adventure. They attempted to cross the border, and a few hours later the police knocked on their door. Her husband was detained, accused of being an accom-

plice. They declared him guilty in court because "he was the only true Pole". The five youngsters got free and went back home, whereas Henryk was sent to prison.

In connection with this event, Barbara wrote some interesting reflections on the identity of the five teenagers. In her opinion, the constant chitchat about Germany and its miracles at their homes made these boys wonder who they really were. But she never took their "homesickness" for real. "What homesickness? They are as young as I am. How have they become aware just now, after all this years, of their fatherland?" As it seems, judges and lawyers did not believe that these natives were "genuine" Poles either. For them, the teenagers were Germans, and in their own (nationalistic) view it was just normal that they wanted to go back "home" to Germany. For Barbara, however, this was ridiculous. She understood very well that such a view would lead natives to a German self-identification and to their refusal of Poland. Some time later, three of the boys who had tried to flee, emigrated legally to Germany.

After her husband's imprisonment Barbara had to work hard and decided to go back to her mother's home. She found a job at the local library there, and in her memoirs writes about the titles she read. It probably was a wonderful change for her to be between books. When her husband was released from prison, their relationship began to deteriorate. She got ill and had to go to the hospital, got pregnant, but had a miscarriage. Henryk left for Silesia to work at the coalmines and lived there with another woman.

While she was being treated in different hospitals, her son was in a *Dom małego dziecka*, a kind of orphanage. She longed for her husband to visit her all the time, in a masochistic attitude of love and hate, but he never came. Finally, Barbara went back to her mother's home and picked up her son in the town of Frombork. After a dramatic moment, because she did not recognize her son and the administrator of the orphanage at first did not allow her to take the child with her, they finally made it back home together. Once on the bus, Barbara gave some thought to what the old lady who had taken care of her son at the orphanage had said. She didn't like the boy's first name "Rajmund", because "How can you like Germans? Rajmund is a German name". She had tried to deny it but the woman had asked if she was a Masurian girl, which means, in this sense, a German. "Of course", writes Barbara, "I denied it". And there, in the bus, with her son by her side, Barbara thought about the problems he would have to face in the future: "Poor Wojtus. He doesn't even know what it means to be a Pole, a German, a Russian, and already they throw this burden on his back."

Around this time, Henryk was doing his compulsory military service, and Barbara used every influence she had to make him come back. But he had not changed and their problems remained. Barbara got a flat and met the neighbours. They were very good people and helped her with her son; she had no secrets for them except one. "I never speak about my nationality.

Even when she [her neighbour] asks, I deny it. 'I am a Pole', this will have to be enough for her. Why do I hide something I don't have to be ashamed of?" Barbara tells us that Mrs. (*Pani*) Basia [the neighbour] suffered deeply during the war working as a slave worker and losing home, parents, and childhood. She would never forgive. "*Pani* Basia maybe understands the problems of the people of Masuria, Warmia and Silesia, but she is not sure: maybe a common German with a little dose of fascist blood in his veins is hiding under the skin of a Masurian person. I can feel her mistrust."

This problem, so Barbara reasoned, was not only hers but she considered herself a symbol or an example for many others. "That's the reason for Warmians' bitterness and for their open rebellion and doubts. 'Who am I in truth, where is my fatherland?'" And the defence mechanisms of these people were hers too: "the wisest keeps silent, denies. Maybe it is not worth to say too much, we hide our true face under a mask of indifference: very fashionable." These mechanisms affected the most intimate and everyday acts: "[*Pani* Basia] will never discover my little lie, because sincere conversations on political issues will end, I will gently avoid every shocking topic. And she and I will feel stupid."

One day she found out that her husband had yet again an affair. In a scene worth of a bad novel, she went to the lovers' house and knocked on the door. Her husband answered. In his back, there was the girl, a very young girl (interestingly enough, Barbara was indeed very young too, but she probably felt older). As a consequence of this discovery, she fell sick. At the hospital, she met a Party secretary, who was ill too and decided to help her. She got a new job, Henryk finally left her and she decided to commit herself to her son.

There was the possibility to move. But Barbara did not want to: "*Tu jest mój dom*", "Here is my home". Even more, "my hometown is L. You may be born anywhere, even on an intercontinental train. But you always go back to the town of your childhood, where you experienced your first feelings and tragedies." And, as always, the landscape remained: "L. is very beautiful". She tried to teach her son to love the landscape and the local history and beauty as she had done in the past. A good occasion for this was the Polish millennium celebrations in 1966. They visited the exhibition "Thousand years of Warmian and Masurian culture". The child liked the models of castles and cathedrals, and the old weapons and swords that were on display. But "he looked indifferently to the fascist swastikas and uniforms... he knows that they lost the war but he can not imagine for how long the enemy trod this land". This shows that Barbara had come to accept the official view of Germans as invaders, as aliens. It didn't matter that her own father had been a German soldier. What was important was that she had to live here and to come to terms with the reality around her.

Barbara wanted to take her son hitchhiking with her to reveal to him all the beauties of the land, all of the things that were so important for her: landscape, nature. She writes that she had overlooked the charm of the forthcoming spring in that year because

of her everyday worries ("the strong smell of the linden reminded me that summer was already there and I had not been in the park or out of town"). When, at night, she heard the sound of the river she yearned for a getaway, "somewhere in a little Masurian village, by a lake in the *Puszcza Piskia*. I would like to live in an old, grey Mazurka's neat house, drinking milk, running bare-foot, and listening to legends about werewolves in the beautiful Masurian dialect in the evenings, about giant fishes inhabiting lakes, adventures of fishermen... But I can only dream, every pleasure costs and we need boots for Wojtus, a winter coat, fuel..."

Barbara wonders at the end of her memoirs, "is there anything higher in this everyday life, some lesson?" The answer is difficult: "I feel the weight of time, sorrow for a wasted youth, a bitterness left behind." But, indeed, there is something to be learned: "One's own imperfections are very difficult to perceive. If you recognize them you will live better, wiser. For my child, I wish he will be able to appreciate the most beautiful things of life."

### Trying to make sense of life

Barbara R.'s case is an extreme one and probably not very comparable to other cases. Nevertheless, outstanding individual cases are very useful to understand how social processes work. In everyday life people have to develop different strategies in order to come to terms with the social space imposed upon them. In extreme conditions, such strategies reveal a lot about hidden power relations and the perceived pressures of the official world. The way individuals perceive official narratives can highlight how it was possible to challenge the power holders without being a political dissident or not even being conscious of it.

When Barbara R. wrote her memoirs – around 1966 – she made wide use of official national narratives. She accepted many clichés of the official political and cultural system such as the mythology of the Polish legacy in Warmia (like that Polish was spoken in the church, the Polish surnames of ancestors, that there were more Slavic than German names on grave stones etc.), the description of "Germans" as invaders, the view of the old Polish people in Masuria and Warmia as having survived the long centuries of "occupation" and the notion of the "Return of Warmia to the Motherland". She probably accepted all of this because she had no other choice left. Accepting a view of herself as "German" would have supposed cutting her spiritual bonds to the Polish people – first of all to her terrible husband – and rejecting her landscape, her marked territory, her private fatherland. She did not want (or could not) emigrate and live in another land and, in order to accept her reality, she had to adopt the discourses of identity that were offered to her. Alternative narratives, such as the old *Landespatriotismus* or regionalism, did indeed exist but only as connected to the nation, as the time of potentially exclusive regional belonging had passed. The war and the nationalizing politics of the new Polish power did not allow the people of Masuria to further

their own regional and religious feelings, which had been typical for these territories until that time. But other narratives – such as of expelled Polish citizens – did not fit either for Barbara because she would not identify with their destructive views of the current order, which they represented (including the rejection of natives as Germans).

Her strategy of binding herself to the landscape as the best form of re-creating identity, which symbolically gave her above all the right to live in these lands, was very intelligent. The new settlers could regard the landscape as alien, but it was to change the established meanings of the territory, to narrate new stories, or old and forgotten ones. Barbara could describe the sadness of the Warmian landscape and compare it to the feelings of sorrow that she felt when she watched how the Polish medieval knight Jurand, who in the movie “The Teutonic Knights” is looking for his kidnapped daughter, comes to the Teutonic castle. The whole audience knew, probably because they had read Henryk Sienkiewicz’s classical novel on this story before, that Jurand is going to be tortured by the “German” knights. Of course, the action of both film and novel is localized in these landscapes and both of them draw a line of continuity between the medieval “Teutonic” knights and the recent German aggressors. In this way, Barbara could connect one of the main Polish national narratives – the German *Drang nach Osten* and the according Polish martyrdom – to her personal life, drawing upon established narratives to shape her ties with the society around her.

#### References

- Casey, Edward S. 2002: *Representing Place. Landscape Painting & Maps*. Minneapolis, London: University of Minnesota Press.
- Chałasiński, Józef 1963: Pamiętnikarstwo młodego pokolenia wsi jako przejaw kultury współczesnej. In: *Kultura i społeczeństwo*, 4: 11–21.
- Chałasiński, Józef 1938: *Młode pokolenie chłopów, procesy i zagadnienia kształtowania się warstwy chłopskiej w Polsce*. Vols. 1–4. Warsaw: Państw. Instytut Kultury Wsi.
- Chamberlayne, Prue; Joanna Bornat; Tom Wengraf 2000: *The Turn to biographical methods in Social Science: Comparative issues and examples*. London: Routledge.
- Cosgrove, Denis 2005: *Landscape and Landschaft*. In: *GHI Bulletin*, 35: 57–71.
- Dulczewski, Zygmunt 1967: The young generation of Polish autochthones in the Polish Western Territories. In: *Polish Western Affairs*, 8(2): 430–444.
- Dulczewski, Zygmunt 1978: Wstęp. In: Z. Dulczewski (ed.): *Drugie pokolenie*. Poznań: Wydawnictwo Poznańskie.
- Dulczewski, Zygmunt; Andrzej Kwilecki (eds.) 1961: *Z życia osadników na Ziemiach Zachodnich*. Warsaw: PZWS.
- Dulczewski, Zygmunt; Andrzej Kwilecki 1964: *Memoirs of settlers in the recovered territories*. In: *Polish Western Affairs*, 5(1): 182–199.
- Dulczewski, Zygmunt; Andrzej Kwilecki (eds.) 1963: *Pamiętniki osadników ziem odzyskanych*. Poznań: Wydawnictwo Poznańskie.
- Duncan Jr., James S. 1976: *Landscape and the communication of social identity*. In: Amos Rapoport (ed.): *The Mutual Interaction of People and their Built Environment*. The Hague, Paris: Mouton Publishers, 391–401.
- Faraldo, José M. 2001: *Formulación del paisaje en la Unión Soviética: arquitecturas y espacios de vida (1917–1929)*. In: *Memoria y civilización*, 4: 205–239.
- Faraldo, José M. 2003: *The Teutonic Knights and the Polish Identity. National narratives, self-image and socialist public sphere*. In: Gabor T. Rittersporn, Jan C. Behrends, Malte Rolf (eds.): *Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 279–306.
- Faraldo, José M. 2004: *Los factores de la identidad. Política, religión y nación en la Polonia comunista*. In: Justo Beramendi, M. Xesús Baz (eds.): *Memoria e identidades. VII Congreso da Asociación de Historia Contemporánea (CD-Rom)*. Santiago de Compostela: USC.
- García Fernández, Jesús 1985: *Castilla (Entre la percepción del espacio y la tradición erudita)*. Madrid: Espasa-Calpe.
- Grad, Mieczysław 1989: *Polski fenomen pamiętnikarski*. Warsaw: LSW.
- Jakubczak, Franciszek 1968: *Metoda pamiętnikarstwa masowego w badaniach nad współczesnością*. In: *Badania socjologiczne na Ziemiach Zachodnich. Materiały z konferencji w Poznaniu w dniach 1 i 2 marca 1968*. Poznań: UAM: 43–58.
- Kersten, Krystyna, Tomasz Szarota 1964: *Materiały pamiętnikarskie z dwudziestolecia Polski Ludowej*. In: *Kwartalnik Historyczny*, 2: 505–517.
- Krzoska, Markus 2003: *Für ein Polen an Oder und Ostsee: Zygmunt Wojciechowski (1900–1955) als Historiker und Publizist*. Osnabrück: fibre.
- Kwilecki, Andrzej 1960: *Rola społeczna nauczyciela na Ziemiach Zachodnich w świetle pamiętników nauczycieli osadników*. Poznań: WP.
- Lubas-Bartoszyńska, Regina 1994: *Autobiographische Wettbewerbe und soziologische Biographieforschung in Polen nach 1945*. In: *BIOS*, 7: 240–254.
- Olwig, Kenneth 2002: *Landscape, Nature and the Body Politic: From Britain’s Renaissance to America’s New World*. Madison, Wisc: University of Wisconsin Press, 2002.
- Ritter, Joachim 1974: *Landschaft. Zur Funktion des ästhetischen in der modernen Gesellschaft*. [Rede bei der feierlichen Übernahme des Rektorates am 16. November 1962]. In: *Derselbe: Subjektivität: sechs Aufsätze*. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Schama, Simon 1995: *Landscape and Memory*. London: Harper Collins Publishers.
- Snyder, Timothy 2003: *The Reconstruction of Nations. Poland, Ukraine, Lithuania, Belarus, 1569–1999*. New Haven, London: Yale University Press.
- Stokłosa, Katarzyna 2003: *Grenzstädte in Ostmitteleuropa: Guben und Gubin 1945 bis 1995*. Berlin: BWV.
- Thomas, William I.; Florian Znaniecki 1918–1920: *The Polish Peasant in Europe and in America*. Vol. I–II. Chicago: University of Chicago Press. Vol. III–V, Boston: Badger Press.
- Thum, Gregor; José M. Faraldo 2000: *Las Regiones Occidentales Polacas. Experimento social y arquitectura de las identidades*. In: *Cuadernos de Historia Contemporánea*. Madrid, 22: 325–346.
- Tilley, Christopher 1994: *A Phenomenology of Landscape. Places, Paths and Monuments*. Oxford, Providence: Berg.

## Pig's Head. Stories of Tito's Childhood

Maja Brkljačić (Zagreb)

The problem with adults is that, for the most part, they are so successful in being adults that we often forget that they have not always been adults. In other words, a good number of adults, and this is particularly true of those who have achieved a fair degree of fame and prestige in their adult lives, play the card of obscuring from their vitae the fact that they, too, many, many years ago, were non-adults, i.e. children. Childhood and adolescence stories hide all kinds of traps and sour spots which may not only be painful to remember for the former child itself, but, more importantly, it can easily happen, through no fault of the child itself, that those early tales appear ill at ease when compounded to the grand saga of the adult's life. What if one of the parents was a criminal? What if there were serious mental disturbances in the family? Family suicides rarely provide for a smooth and easy-to-hear story. The family history of Croatia's first post-communist president, Franjo Tuđman, is a case in point. In 1946, his father Stjepan Tuđman, already mentally severely distressed, killed his wife (Franjo Tuđman's stepmother) and subsequently committed suicide. When Franjo Tuđman became the President of Croatia, an attempt was made by his biographers to erase from his biography this unpleasant detail of insanity in the family, while at the same time trying to fit the new truth into the context of Croatia in the 1990ies. The president himself accepted and promoted a story, according to which his father and stepmother were killed after the war by the Yugoslav secret police, UDBA. This was supposed to put an anti-Yugoslav and anti-communist sign on his childhood years.

Furthermore, growing up may be no fun at all: being forced to live under a certain (parental?) regime, in which the right to vote is the least of one's worries, undergoing hormonal changes and their sometimes appalling consequences, undertaking less than thought-through actions and suffering their disastrous outcomes, acquiring education in a system, in which pedagogical theorists, perhaps, speculated "that the buttocks were created in order to facilitate the learning" (Greenblatt 2004: 26). Why bother to retell stories of those times at all, when for the most part they exhibit a potential to embarrass us and taint the image of our perfect self? At the same time, stories of beginnings may prove exceptionally useful for adult individuals. Writing of a slightly different phenomenon, Pierre Nora noted, "the greater the origins, the more they magnified our greatness" (Nora 1989: 16). If properly related, genesis, including even the earliest glimpses of light, can empower the beholder and legitimise his or her claim to the present and future. Even in a communist society, in which the so-called "re-forging myth" theoretically guaranteed that "bad" social origins could not deprive a person of a fair possibility of being re-made, it turned out that *varia & insignifica*, such as one's place of birth or the parents' professional occupation could

become both positively and negatively important (Fitzpatrick 1999: 115).

In cases of "unique personalities", as Tito was often dubbed by Yugoslav authors, chronicles of early years were considered especially interesting and thus subjected to thorough studies. As early as 1955 Tito (informally) declared that his childhood experience was not as important to him as the experience of the liberation struggle. He claimed that his calling and path were not determined by his childhood, but rather by later struggles in life (Jevtović 1962: 6). Despite that, his most faithful and most influential biographer, Vladimir Dedijer, as well as all those less famous who followed after him, took great care to investigate and document not only what might be termed Tito's social background, but also some other, seemingly unimportant details, such as Tito's pets and favourite sweets. The tale of his growing-up was all the more interesting, if we consider that this model socialist citizen, whose contribution to the communist revolution could hardly be overestimated, entered the socialist period burdened with the past of a bourgeois inheritance. At the dawn of Yugoslav socialist history, he celebrated his fifty-third birthday. As this text hopes to show, the story of Tito's childhood was a narrative of "the dark past". The purpose of the narrative was to elucidate the type of "light" that shone through the past to bring about the shiny present.<sup>1</sup>

The aim of this article is to reconstruct the story (or stories) of childhood and early years of Josip Broz Tito, demonstrating how they were created as part of a much larger saga of his (and not only his) life. This is thus a reconstruction of a double discursive construction. The first one accepts the (modern) concept that childhood indeed represents a separate part in the continuity of human life, marked by specific ideas, modes, and cultural codes. In this way a certain set of principles, institutions, and activities are defined which construct a special social experience, which we "recognise" as childhood.<sup>2</sup> This article aims to reassemble a historically and socially specific instance of the childhood-construction: its Yugoslav socialist version.<sup>3</sup> At the beginning of the Yugoslav story, there was a narrative written by Vladimir Dedijer. He authored the first biography of Tito, which he started in 1950 and published in 1953 under the title "Josip Broz Tito. Prilozi za biografiju" (translated: "Josip Broz Tito. Contributions Towards a Biography") (Dedijer 1953). This edition crucially determined the body of topoi and the narrative trope of all subsequent Yugoslav publications about Tito's life. During his life-time, Tito never published an autobiography,<sup>4</sup> and he insisted that Dedijer's semi-official biographies were not titled as "Biography", but rather always and only as "Contributions towards a biography", as he believed that "in history-writing we must obey the theory of distance" (Dedijer 1980: VI). By naming a publication "biography" or "autobiography" (a designation which leaves a final and rounded

impression on the reader) all future authors could be somewhat discouraged to pursue the investigation of Tito's life and work. Moreover, all further reinterpretations would be forestalled by an authoritative official (auto)biographical account. And yet, these subsequent reinterpretations, at least as far as childhood stories are concerned, did not follow. The discursive web created in 1953 was in the following years only further enriched or, more commonly, unimaginatively mechanically reproduced. This analysis of stories of Tito's childhood is founded on the basis of Dedijer's first publication, as well as all those who followed his lead, stepping in and around his footsteps. This article is therefore NOT a story of Tito's childhood, but rather a story of stories of Tito's childhood.

### Geography and history of birthplace

The exact date of Tito's birth is surrounded by a small dose of confusion. Writing in February 1935 while on duty in Moscow,<sup>5</sup> Tito declared that he was born in 1893 (Broz 1977). This is most definitively incorrect, as all other versions of his biography cite 1892 as the year of birth, and that same year was carved onto his tombstone decades later. There was more to the confusion surrounding the exact date. Tito's birthday became one of the most popular and most important Yugoslav state-holidays, and its celebration started in the immediate aftermath of the Second World War. The last armed conflicts with fascist forces in Yugoslavia ended on May 15, 1945, and only ten days later, on May 25, Tito celebrated his first post-war birthday in Zagreb (Štaubringer 1974: 19). When it was discovered a few years later that parish records and Tito's school matriculation document listed May 7 as his day of birth,<sup>6</sup> the date of the official celebration of his birthday was not changed, apparently because Tito personally insisted on keeping the wrong date for official holiday's purposes (Dedijer 1953: 22).<sup>7</sup> It comes as no surprise that in a peasant family with fifteen children (only seven of whom lived to be older than two) not all the children, Tito included, would know the exact date of his birth. But this confusion, it would seem, rested uneasily with Yugoslav writers and biographers. They strove to exonerate Tito's "lapse of memory" concerning this issue by pointing either to the inconsistencies in the existing historical sources<sup>8</sup> or by reminding the readers of Tito's long years of work in illegal circumstances,<sup>9</sup> during which he was forced to use falsified documents with false names and identities (Matošec 1982: 8). His less than perfect memory was thus perfectly excusable.

The place of birth occupied the imagination of the writers much more extensively, and despite its size it offered a stage for truly poetic performances, most importantly because it enabled them to construct stories of continuity of the revolution and to identify one historical person, whose glorious past tradition Tito would bring to fruition. But let us turn first to the mere geography of the place. Tito was born in the village of Kumrovec, located less than two hours' drive by car from Zagreb. Even in the 1980s, in terms of its size, it

was a rather insignificant place: slightly over three hundred inhabitants (Matošec 1982: 7). When writers took upon themselves to travel to Kumrovec, they proudly noted that everyone they asked for directions knew where Kumrovec was; there was no fear of getting lost, despite of the village's modest size (Bevk 1980: 69). Maps of Yugoslavia would not normally record villages of such minuscule proportions. While it cannot be verified with absolute certainty, the claim that "this small Kumrovec you can find on every geographical map of our homeland [Yugoslavia]" (Matošec 1982: 7) seems quite plausible. Somewhat less plausible was the assertion that "today the whole world knows where Kumrovec is" (Popović 1980: 14), but the claim's farfetchedness could not diminish its force, quite on the contrary.

Kumrovec is a village in the northwestern Croatian region of (Hrvatsko) Zagorje. One adjective that Yugoslav authors most commonly associated with the landscape of this region is *pitomo* (e.g. Bevk 1980: 5; Štaubringer 1974: 10), best translated as gentle, mild, calm, tame. With a rare but significant exception of Miroslav Krleža,<sup>10</sup> to whom we will return shortly, most writers were quick to extol the natural beauty of Zagorje, its "vineyards, magnificent valleys, green grasses, translucent springs (...), inebriating scents of pear, apple, and locust tree" (Štaubringer 1974: 10). They were day-dreaming of Zagorje's simple but charming small houses spread over the foothills, countless birds gathered on the roads, chickens, ducks, turkeys, geese (Bevk 1980: 69). It is there, the authors claimed, that Tito's great love for nature – "greenery, flowers, and birds" – originated (*ibid.*). This special love would enable him, many decades later, to successfully plant his favourite silver birch tree in the gardens of his official residence in Belgrade, even though the professional gardener claimed that birch trees could not prosper on that soil (*ibid.*, 11).<sup>11</sup> The romantic side of the scenery was enhanced by the fact that the surrounding hills of Kumrovec had in the past been home to two medieval towns, Kunšperk and Cesargrad. In them, former noble landlords of the surrounding region had lived, while their serfs had ploughed the land on the foothills and in the valleys. By Tito's time, only ruins of the two noble towns were visible, but their existence gave a strong sense of history to the region, even if Tito's ancestors, as we will see, worked as serfs on the nobility's land. Particularly the masters of Cesargrad, the Hungarian noble family of Erdödy, left many horrendous stories to be told by the inhabitants of Kumrovec (Bevk 1980: 70). The landscape of Zagorje had to be so familiar to an average Yugoslav that "when one arrives to Zagorje for the first time, it is as if he had already been there, in the basins encircled by round green hills. [When one comes here,] one has the impression, as if one had already seen these clear springs. Perhaps in one's own birth place" (Jevtović 1962: 14). Clearly, not all Yugoslavs could remember landscapes similar to Zagorje from their childhood, among other things because, strictly geographically speaking, soft and gentle hills and valleys were not characteristic of much of Yugoslavia. As in most of the Balkans, mountains were the predominant Yugoslav motif, combined with the narrow maritime line, the fer-

tile Pannonian plain to the North, and the dark woods of central Serbia. But it was not quite an exaggeration to claim that Yugoslavs from different parts of the country were intimately familiar with Zagorje's landscape. On the one hand, in the mid-1970s it was estimated that roughly 300,000 people visited Tito's house of birth annually (Štaubringer 1974: 14). While there were certainly non-Yugoslav citizens among them, it is safe to assume that the majority of the visitors were of Yugoslav origin: frequent trips to Kumrovec enabled them to experience "gentle Zagorje" firsthand. Much more importantly, countless poems and prose texts about Tito comprised a thick discursive space, in which references to Zagorje's natural beauty were ubiquitous: "dreaming land, birds descending to the roads" (Marković 1980: 4), "peaceful grass" and "small flowers opening their heads", "autumn all of silk" (Krklec 1975). Perhaps then, indeed, everyone had seen this landscape.

The poetic image of Zagorje – "children racing around houses", "golden moonlight", "frogs singing on the river banks", "dogs barking from far away" (Jevtović 1962: 15–7) – was denounced by the rare voice of Miroslav Krleža as something belonging to the palette of literary devices, without any resemblance to reality. Reminiscing about the short trip he and Tito made to Zagorje in 1937, Krleža wrote in his diaries many years later a passage which merits a longer quotation:

"[Returning to Kumrovec in 1937, Tito found] the same scents, the same fences, same mud, same dogs ... Doors are squeaking, doormen of Kumrovec still haven't oiled them, god damn them! They have no petroleum, no oil, no salt, no bread, no nothing! ... (...) Here in Kumrovec dogs bark as they did thirty-four years ago [when he left the village] ... as if nothing is happening in the world ... as if Europe is not standing before a new world war. A new international disaster is looming, the fascist gorilla is sharpening his knives, and here ... Kumrovec snores ... damnation of Kumrovec's nocturne, when dogs bark, and everything stands still as if cursed ... 'Kumrovec snores, god bless it, how long will everything and everyone around here snore?', asked Tito angrily..." (Quoted in Štaubringer 1974: 43–4).

While strongly leftist, Krleža's pre-WW II opus, in which he wrote about Zagorje on more than one occasion, had little flattering to say about this region, which for him was above all the site of a torturous existence for peasants, a place characterised by decades of economic and social backwardness. Awkwardly enough, Yugoslav writers were happy to quote Krleža's passages about Zagorje in their descriptions of Tito's birthplace (mostly because of their literary beauty and power), without at the same time adopting Krleža's enraged tone (e.g. *ibid.*). When they searched for Zagorje's history, they found another set of references that were more pertinent for communist Yugoslavia. "Ottomans never conquered Zagorje", exclaimed Dedijer early on (Dedijer 1953: 8). For a country, the bulk of which cherished the

Antemurale Christianitatis myth and fed on the legend of "500 years of the Turkish yoke", this was a tremendously important achievement. On the one hand, it testified to Zagorje's uniqueness, its natural and architectural fortification, as well as to the numerous brave soldiers who were recruited from that region in defence against the Turks (Dedijer 1953: 8–11). At the same time, this relative freedom (despite the continuous Ottoman threat) and the fact that Zagorje did not belong to the military border of the Habsburg Empire, allowed Zagorje and its immediate surrounding "to cultivate science in culture, even if in very limited circles" (Dedijer 1953: 11). It was important for Tito's biographer to establish that some of the most educated people in Croatian history either originated from or received their education in Zagorje, namely at the School of Philosophy and Theology established by the Paulist order in Lepoglava in the mid-seventeenth century.

Stories of Tito's childhood readily testify that in Zagorje the awareness of the importance of education resonated beyond elite circles. According to Miroslav Jevtović, the inhabitants of Kumrovec decided at some point, presumably in the first half of the nineteenth century, that to build a school in the village was important for their children. They waited for the state to take over the initiative, but nothing happened. Determined to "save their children from darkness and backwardness", they had to take matters into their own hands and taxed each house in the county for the purpose of financing the new school. Even their local feudal master denied them any help, claiming that educated peasants were poor workers. Eventually, the people of Kumrovec succeeded, and the school building was erected in 1889 (Jevtović 1962: 40–1). While the plot of this narrative is situated in the nineteenth century, all of its main features bear communist imprints: self-awareness of the lower classes, determination to change their social status, reliance on education as the tool for personal and social liberation, the evil master who, knowing very well what education means, wishes to enslave his serfs in ignorance, self-organised action by the peasants themselves that would ultimately be crowned by success. Paradoxically, this tale contradicted another topos in Tito's biographies, shared by Jevtović as well: the claim that the adult peasants of Zagorje, Tito's parents included, usually allowed their children to attend school only after all household chores were completed. Tending animals and farming land was an all-day job, and it was not unusual that sometimes children skipped classes entirely, since the parents did not seem to take their children's education very seriously. This slight discrepancy in the narrative does not seem to have raised (m)any eyebrows. Additionally, despite his different personal experience, Tito very persistently promoted the cult of school and learning, quite in accordance with the communist belief in the power of knowledge and education to change people and the community.<sup>12</sup> During his numerous encounters with school children, he rarely missed an opportunity to ask the famous question "Do you work hard in school?", while reporters concluded that nothing brings a smile on Tito's face like a diligent, hard-working pupil (Bevk 1980: 87). As Petr

Roubal has showed, only children were seen in the communist imaginary as “the true new people”, because they shared no burden of the past with the adults (Roubal 1999). Children were perceived as *tabula rasa* waiting to be filled with qualities and ideologically correct content (Erdei 2004). As such, only children could be the true future inhabitants of the communist heaven.

### Historical predecessors and family ancestors

There was more historical allure to Tito's Zagorje than its impressive record in resisting the Ottomans. In the local dialect, this area is commonly referred to as *puntarski kraj*, which roughly translated means ‘rebellious region’. This flare of rebellion was important for Yugoslav writers when they tried to account for some traits of Tito's personality and his ability to detect and pursue the right cause. It is therefore important to explain how the text and the context of Zagorje's rebelliousness was constructed, even long before Tito's historical arrival. In a text from 1905 that is still easily the most beautiful travelogue about Zagorje, the famous Croatian writer Antun Gustav Matoš referred to it as “Gubec's region” (Krklec 1975). Matija Ambroz Gubec was a sixteenth-century serf in Stubica, in Hrvatsko Zagorje,<sup>13</sup> who reached the peak of his local glory as the leading figure of the famous peasant uprising of 1573, directed against the entire local nobility of Zagorje, both those with Hungarian (Erdödy) as well as Croatian (Drašković) sounding last names. It was a historical event hardly unprecedented for the time and place. Slightly over half a century earlier, György Dózsa had led Hungarian peasants in a similar uprising, while the great peasant wars in German lands 1524–5 were even more famous. The Yugoslav Communist Party recognised in the tradition of Gubec's name and his heritage something they could rely on in building the prehistory of the Communist movement.

In Tito's biography, Dedijer was careful to reconstruct the 1573 uprising. On January 29 of that year, serfs of Cesargrad broke into the medieval town, decapitated the governor of the estate, burnt a section of the town, and plundered the armoury. Barbara Erdödy, the lord's wife, was hidden in a part of Cesargrad that the peasants were unable to reach. They chose Matija Gubec as their leader and Ilija Gregorić as the main military commander. The uprising spilled over to the entire Zagorje region, as well as parts of Carinthia and Styria. Hard winter conditions and the superior armament of the nobility's forces worked against the peasant cause. Gregorić's forces were gradually subdued, and the final battle took place on February 7 in Stubica.<sup>14</sup> The peasant army, led by Matija Gubec, was thoroughly defeated. Ilija Gregorić and Matija Gubec were both captured. Croatian bishop Juraj Drašković, inspired by his Hungarian colleagues, asked and gained the permission of the Viennese court not only to execute Gubec, but also to crown him with a heated iron crown.<sup>15</sup> Dedijer detected in the 1573 uprising allusions to the storm that would come to Zagorje and the whole region a couple of centuries later (Dedijer 1953: 14–5).

Almost without exception all authors discussing Tito's place of birth and his early years mention at some point Gubec and his uprising. “The peasant king”, as Gubec was sometimes gently referred to, was a highly significant figure for Yugoslavia in general and Croatian communists in particular. Another of Tito's biographers claimed that people remembered the uprising and the heavy punishment visited upon the rebels (Jevtović 1962: 26). Exactly what and how people remembered was recently carefully scrutinised by a reputed Croatian anthropologist, Ivo Žanić. Using local traditional folk epics, Žanić reconstructed Gubec's doubtless survival in the local folk imagery as a fighter for the peasants' just cause. In the nineteenth century, with the dawn of the Croatian “national re-awakening”, Matija Gubec became an interesting figure for the first generation of Croatian professional historiographers, Ivan Kukuljević and Franjo Rački, who were the first to print sources and studies of the 1573 uprising. Croatian professional writers followed the lead. In 1859 Mirko Bogović published the drama “Matija Gubec, Peasant King”, while August Šenoa finished his novel “Peasant Uprising” in 1877. Šenoa's historical novel, heavily based on research and available sources, aimed to teach Croats about their history, “for the past is always the mirror of the present time”, a place where Croats would recognise themselves in the years far away (Šenoa 1963: 10). Šenoa's and other “national awakers” work resulted, as Žanić points out, in securing Gubec a firm place in the Croatian national Pantheon as a martyred fighter for equal rights (Žanić 1998: 323–4).

From that point, Gubec's name was happily used by the emerging Croatian political parties as an epitome of “Croatian national power”, while he continued to enjoy undisputed popularity in the folk epic production (*ibid.*, 324). None of it could have passed unnoticed by the Croatian communist circles that officially started appearing in 1919. For them, Gubec had two features that were particularly appealing. On the one hand, his social status as a peasant made him an ideological figure they could easily recognise and adopt. In the later years, his aura would open the way to stories of the “never extinguished tradition of the ancient peasant uprisings” (Krklec 1975). The word “ancient” should be understood in a rather literal meaning. The communist search in the past for a useful tradition had already extended all the way to ancient Rome and the rebellion led by the slave Spartacus in 73 BC. Spartacus was, in temporal mode, the most distant communist cousin, and Gubec stood halfway between Spartacus and the grand achievements of communist revolution.<sup>16</sup> It comes as no surprise that on the 400th anniversary of the peasant uprising in Zagorje, Yugoslav historians declared the uprising to have been “a social peasant revolt with visible revolutionary characteristics” (Jelić 1973: 328). In this way, Gubec became, in the words of Ivo Žanić, “the incarnation of the repressed people who rise against the unjust and cruel ruler” (Žanić 1998: 323).<sup>17</sup>

There was a second dimension to Gubec's image particularly liked by the communists and very significant for his relation to Tito. As legend and scholarship had it, Gubec did not rise against just any given



ruler: his battle was with foreign-born rulers, in this case, with Hungarians.<sup>18</sup> In the eyes of the Communist party, the same was true of Tito. Only keeping that in mind we can understand why, as a Yugoslav author claimed, “when you reflect on Tito, it is logical also to think of Gubec: they are the leaders of the two greatest revolutions in our history” (Popović 1980: 14). That is how in the aftermath of World War Two Zagorje became “the cradle of Gubec and Tito” (Jevtović 1962: 15). That Tito was also intimately acquainted with legends of Gubec is beyond any doubt. His biographers reported that, as was customary in villages at the time of his childhood, the young and the old came together around the fireplace on cold winter evenings. The old stories of the past came alive by retelling tales from one generation to another, “about the peasant uprising of Matija Gubec, the nobles, kuluk (feudal levee), and the old justice. About the massive hunger, when people gave away a piece of their land for a piece of bread. While listening to these stories, Josip’s [Tito’s] fingers were squeezing, blood freezing in his veins. He was experiencing the heavy moments that people had gone through” (Bevk 1980: 18). Decades later, on the wall of his study room in his official Belgrade residence, he hung Krsto Hegedušić’s painting “The Battle at Stubica”. The image of Matija Ambroz Gubec was there to inspire and incite during his long working hours.

In the process of establishing patterns of continuity and traces of different types of genealogical succession, no detail is too insignificant to be passed by in silence. Tito’s biographers thus could not avoid mentioning that the first member of the Broz family who came to Zagorje in 1554 bore Gubec’s first name: Ambroz (Popović 1980: 14). There are no sources to tell what was happening with the Broz family during the uprising, and Yugoslav authors, to the best of my knowledge, did not try to take a leap of faith and suggest that a member of the family had fought in Gubec’s peasant forces. Clues were only left scattered around for the readers to piece together a story by means of their own imagination. At the same time, Tito’s words in a speech on the 400th anniversary of the battle at Stubica left little room for (re)interpretations of the true meaning of the 1573 uprising: the class character of the struggle, repressed masses, fight for freedom, fire lit in Zagorje’s villages four-hundred years ago, continuity of the progressive striving of our people for freedom and social justice (Tito as quoted in Štaubringer 1974: 26–7). The “greatest son of Zagorje” could thus always be proud of his countrymen. Gubec’s tradition, as he claimed, inspired them during the Second World War, which explained why the Croatian fascists, Ustasha, never took root in Zagorje. People of Zagorje sacrificed their sons in the struggle against fascism, not only in the region, but all over the former Yugoslavia (Tito as quoted in Popović 1980: 44). To recognise the contribution of the Broz family to that struggle, no leap of faith was required. As books about Tito noted, four sons of Tito’s older brother, Dragutin, were the first ones from Kumrovec to join the partisan forces. None of them returned home (Popović 1980: 22).<sup>19</sup>

What about the rest of the immediate Broz family?<sup>20</sup> Tito’s parents, Franjo Broz and Marija Broz née Javoršek, do not appear to have differed in any significant way from their contemporaries. When they married, in January 1881, she was only sixteen years old, but he could not have been much older either. She was Slovenian, he Croatian. This “mixed” ethnic origins of Tito, considered from the perspective of post-1945 Yugoslavia, was something writers gladly commented on. One should not forget that more people died on Yugoslav territory during the Second World War as a result of inter-ethnic struggles than were killed by the Nazi and Italian fascist forces. “Such marriages, in which a groom comes from one and the bride from the other side of the river were not rare then, as they are not today either” (Matošec 1982: 9). In this case, the metaphor of the river with two sides was a literal one: the continental borderline dividing Slovenian from Croatian lands has for centuries been the river Sutla. It is one of the oldest and most stable natural borders in the whole of Europe. In this context, the name of the nineteenth-century Croatian writer was remembered, Ante Kovačić, who preferred for the river Sutla “to evaporate rather than divide our two peoples” (quoted in Krklec 1975). Tito, it was claimed, never felt unease due to his parents’ different ethnic origins, for there were no antagonisms “between two neighbouring countries and two brotherly peoples” (ibid.). Tito himself later used the fact of his mixed ethnic origins to declare that while he was born in Croatia, he felt to be Yugoslav “by his function, by everything” (Broz 1971).

Little information was given about Tito’s parents, but we learn that in general life was hard in Kumrovec. And here is where the fairy-tale picture of Zagorje becomes tainted beyond repair. The land was “stingy”, it bore little fruit (Dedijer 1953: 20). There were very few rich people in the region at the time, and very many hungry ones. The aristocracy and priests oppressed serfs and lived off the serf’s “work, sweat, of his blisters and blood” (Matošec 1982: 8). Adults in the Broz family had to take over even the hardest jobs to feed their hungry children (Jevtović 1962: 26). Hunger was a frequent guest at the table. Together with a complete lack of medical care, this might help explain the high mortality rate in Zagorje. Tito was the seventh child in Franjo’s and Marija’s family, and one might add “the lucky seventh”, as out of the fifteen children Marija bore, only seven survived the first two years of infancy.<sup>21</sup> As biographers noted, Marija and Franjo had different ways of coping with the burden of hunger and poverty, and this opens a possibility to comprehend different levels of Tito’s displayed emotional attachment to his parents. Franjo, a soft and benign soul, was becoming dispirited and depressed, reaching ultimately for the final salvation in the glass. Marija, on the other hand, is continuously portrayed as a very strong, energetic woman, who was able to take over providing and caring for the entire family (Jokić 1984: 9, Dedijer 1953: 20). “She was a proud woman”, Tito was quoted as saying on many occasions (Matošec 1982: 9). He particularly admired her determination never to show to neighbours or relatives the true

dimension of despair and hardship faced by the family. When he returned to Kumrovec in 1920, he learned that she had died two years earlier: he declared this moment to have been the hardest life-blow he ever took. On the basis of that, one journalist concluded that the figure of the mother had played the same role in building Tito's character as Marx and Lenin had in shaping his thought (Popović 1980: 13). Be that as it may, Tito's inclination towards the proud image of the mother perfectly corresponded to his perception of the Yugoslav people many years later: he readily described them to foreign observers as "a proud people" (Broz 1983: 161). The motif of pride was, as we will soon see, the most popular figure in Tito's childhood stories.

### Parental house and beyond

The house in which Tito was born and lived during his childhood years, was built by his grandfather Martin Broz in 1860. It was a one-floor building with a surface of 133 square metres. Two families (parents with their children) lived in the house, which meant that, given the usual high number of children in the family, space was limited and privacy non-existent. Apparently, in the aftermath of World War Two, people started spontaneously visiting Tito's house.<sup>22</sup> In November 1948, the statue built by artist Antun Augustinčić, which would become the most famous monument of Tito, was erected before the house on the occasion of the Second Congress of the CPY. It depicted Tito walking in his military coat, his head slightly bowed. As Krleža commented, perhaps the success of the artistic creation should be sought precisely in the fact that this was not a statue picturing a victor. Instead, it depicted an almost melancholic moment of a man, pressed by worries, deep in his thoughts, as he walked through the fortress of Jajce, that place where the first building stone of the new Yugoslavia was set (Krleža as quoted in Popović 1980: 41). Tito was not present during the unveiling of the statue.

Three institutions in Zagreb, The Ethnographic Museum, The Institute for Restoration, and The Museum of Art and Craft, were entrusted with the task of turning Tito's house into a museum. The house and the lot were carefully rebuilt and restored to their original shape. In 1953 the Council for Science, Education, and Culture decided to found "The Memorial Museum of Marshal Tito" there. The institution functioned under that name for about twenty years and was renamed first into "The Museum Kumrovec" and finally into "The Memorial Park Kumrovec". As the changes in the name suggest, Tito's birth house was no longer thought to be *lieu de mémoire*, a site for studying his legacy only, but was gradually turned into an ethnographic museum dedicated to the preservation of the remnants of the old village way of life from Tito's childhood. The inner arrangement of the house testified to that fact. Out of the several rooms in the house, only the left one was used for staging a historical exhibition dedicated to Tito's life. All other rooms contained old village furni-

ture and were supposed to help the visitor imagine life in the countryside at the time of Tito's childhood. The most precious piece of exhibited furniture was Tito's original cradle that was found, restored, and returned to Kumrovec (Jokić 1984: 20). Many other objects were presented, such as old kitchen utensils, stove, wooden drawers, beds.

The left room of the house held the exhibition of Tito's life-story. The first version was put on display in 1952. One part of it was a biographical depiction of Tito's childhood and life, while the other part was less biographical and more artistic, containing art objects related to Tito. Thirteen years later, the whole exhibition was turned into a display of Tito's life. Since Tito was very much alive and politically active, the exhibition received additional new materials and acquired its final form in 1974.<sup>23</sup> It contained seventy-one objects, mostly photographs and documents. They depicted moments such as the arrival of the Broz family to Kumrovec in the sixteenth century, the marriage of his parents, Tito's birth, his schooling, the period he had worked in Slovenia, Croatia, Germany, and Austria, the several prison terms he had served, his participation in the October Revolution, his work in the CPY, World War Two, as well as episodes from modern Yugoslav history (the conflict with Stalin, non-alignment, self-management) (Jokić 1984: 26). Contrasted or taken together, the biographic and the ethnographic parts of the exhibition tell the story of how modest Tito's roots were and yet how glorious the story. The ethnographic room displayed, among other things, a large communal bowl called *skleda*, from which all members of the family ate at the same time, grabbing the food with big wooden spoons. Opposite the room with *skleda* and wooden spoons, on the wall of the room with the biographic exhibition, visitors could see a map of the world, on which Tito's main travels in the capacity of the President of Yugoslavia were written. From *skleda* to the White House, Beijing, and New Delhi, from wooden spoons to Moscow, Paris, and London. No matter how measured, it was a long road.

With the exception of the biography-related objects in the left room, brought for the purposes of the exhibition, much attention in the house-museum was laid on keeping the house, furniture, and the lot in "the original state" – "original" being here synonymous with the depiction of the ambience of Tito's childhood.<sup>24</sup> That part of the atmosphere missing from the quiet empty house with wooden furniture was provided by literature. The existing literature is rich enough to paint a good picture of growing up in the Broz family. Stories about childhood can and usually do have two different types of audience: children and adults. Yugoslav authors mostly carefully distinguished between the two and targeted their recipients carefully. The childhood period in books about Tito that were written predominantly for somewhat older readers was portrayed either by Tito's own, direct reminiscences (direct quotes), through historical research as pioneered by Dedijer, or through a mostly dry retelling of the known episodes in the third person singular. Children's books sometimes adopted

partial direct quotations from Tito, but, more appropriately for the targeted audience, they often turned into what might be termed “historical fiction stories for children”. To give an example, Milivoj Matošec wrote his “Boy from Sutla” as a collection of short vignettes for children, in which he developed the story of Tito’s life from his birth to the age of fifteen. Being an experienced children’s writer whose books won several awards, he had the necessary literary equipment. He based the stories on the already known facts of Tito’s life, Tito’s published reminiscences, as well as personal experience. Matošec’s grandfather was also born in Zagorje, very close to Kumrovec, and even though he left the region early in his life, “he left his heart in Zagorje” (Matošec 1980: 143). In his old days, he told his grandson, Milivoj, numerous stories from his own childhood in Zagorje: they helped to animate in Matošec’s imagination what he knew about Tito’s life in Kumrovec.<sup>25</sup> As a result, the book reads like a colourful fiction story, filled with laughter and tears, smell of corn and green grass, boy’s dreams and mother’s fears, and it vividly displays aspects of childhood narrative that go missing in the literature targeting the adults. However, this does not mean that writers for children used *licentia poetica* all too freely. In fact, when one reads adult and children’s stories together, a very coherent image of life in Kumrovec arises: both bodies of literature feed on the joint repertoire of motifs and episodes. Content thus remained rather stable and constant. To gain a comprehensive picture of Tito’s childhood stories, I will retell only a few episodes, which with the frequency of repetition in literature and with their force formed a firm collection of topoi that were associated with Tito and considered useful in explaining the kind of man he was.

On many occasions in his mature life while discussing religion or when asked about his religious leanings, Tito declared himself, not surprisingly, an atheist. But given the time and place of his birth, this could not have been something he learned in the parental household, quite on the contrary. Zagorje in the late nineteenth century was a Catholic stronghold. Tito’s grandmother and Franjo Broz’s mother, Ana Broz, were not only religious but also superstitious, which was also characteristic of the folk religiosity of the time. Marija Broz, Tito’s mother, was a deeply religious woman. Since religion formed such an integral part of life in the countryside, it could not be omitted in Tito’s biographies either. Three “religious” episodes were particularly popular with writers: an annual blessing of the Broz house, Tito’s experience as an altar boy, and his trip during a religious holiday in the near-by town of Klanjec. The story of the annual house blessing – in the local dialect called *lukno* – had a message less related to Tito and more to the Church itself. At the time, ordinary people had to pay taxes not only to the state (and the feudal master, in case of peasants) but also to the Church, irrespective of their own desperate economic status. Priests were not inclined to adopt a merciful attitude even when they witnessed first-hand the depth of poverty of the people. This became particularly obvious, as the story demonstrates, in the time of *lukno*.

The price of annual house blessing was two forints. This equalled two days’s wages for Tito’s father, if there was work at all. In the story, a priest came to perform the blessing and realised that there was only one forint waiting on the kitchen table. He took the coin and placed it in his deep pocket, whence and upon the coin’s landing a sharp metallic sound was heard: Franjo’s coin was not alone in the pocket (Matošec 1980: 122). Then he asked the host about the second forint, and Franjo requested a delay of payment, to which the priest responded negatively. Instead, he took the remainder of the debt immediately in corn. He blessed the house and left, with the forint and the corn. As the priest from the following story, he was fat and wellrounded, and, as will soon become obvious, all church-related stories were also somehow connected to food.

The story of the altar boy involved Tito directly. The priest who served Sunday mass for religious holidays in Kumrovec, Vjekoslav Homotarić, noticed during Sunday school that Tito had a good memory, and he commanded the boy to learn the text of the Latin mass (still in use in Croatia at the time) by heart so that he could serve as an altar boy in the local church. Tito’s grandmother Ana was exceptionally proud, and she sat in the first row to witness her Josip assisting the priest. But Homotarić did not like to serve the mass in Kumrovec: it was a very small village, away from the seat of his parish in Tuhelj, and after the mass in Kumrovec he would always return home late for lunch, his throat filled with road dust (Matošec 1980: 133). When the service was over, the altar boy was required to help the priest take off the robe. On one occasion, Tito’s little fingers had particular difficulties untying a knot on the robe. The priest was in a hurry for lunch and lacked the patience to be still, while the boy struggled with the knot. When Tito asked him to stand still, Homotarić, already nervous, exploded. He slapped Tito on the face and screamed at him. Tito felt his pride was wounded more deeply than his face. He left the sacristy and the screaming priest, and he refused to “enter the church ever again” (Jevtović 1962: 60).

Before that event had taken place, one Sunday Marija Broz asked her son to go to the church in the near-by town of Klanjec in order to pray to the local saint and leave a banknote in the church. Tito was happy to go to Klanjec. He invited a cousin, and the two boys walked a couple of hours to reach their goal. Because the local saint was celebrated that Sunday, the area around the church was filled with small merchants, selling miniature gadgets, toys, but also food: sausages, hot cakes, and golden loafs of bread. When they saw all the beautiful food, the two boys felt how hungry they were, but out of fear of Tito’s mother, they resisted the temptation. She had warned them against spending the money, saying that thunder would strike them if they did not leave the banknote in the church. After the prayer in the crowded church, the boys came out to catch a breath of fresh air. Faced with the growing hunger, the temptation of the round loafs of bread proved to be louder than mother’s threatening words. They quickly ate the bread and hurried home. On the way back to Kumrovec, clouds started to cover the

previously clear blue sky. In order to escape from the rain, the boys took refuge under a tree in the field. The thunder was deafening. At first, Tito was able to fight his fear, but his cousin felt weak on his legs and thought he would die. His panic slowly spread on Tito. But soon the rain stopped, and the boys got back home safely (Bevk 1980: 22–4).

The motif of hunger that appeared here was probably the central topos of the early stories. In Tito's house, bread was not baked every day; it was a luxury. It was made out of corn flour and never eaten fresh, but, for purposes of economising, always only old and dry (Rodna kuća 1990: 6). Children, always half-hungry, used opportunities when guests arrived to the house to beg from the mother for more bread than they would normally have been given. They knew that their mother was too proud to show before the guests how poor they were. She would give them more bread. Punishment (beatings) came later, when the guests left (Bevk 1980: 9). The absolutely most popular childhood story also belongs to this body of topics. It is the story about a pig's head, and it can be encountered in each and every Tito's childhood recollections, his biographies, or fictionalised stories for children. It was hardly possible to be socialised in Tito's Yugoslavia without stumbling at some point in your life upon a pig's head. The story takes place during a holiday. The parents are gone, and they have left the children alone. Tito was at the time the oldest child in the house. The day went by, the evening came, and still there was no sign of the parents. The children were growing hungry and jumpy; they could no longer be stilled by storytelling. Tito searched out the house but found nothing: bread was kept locked in a closet, and the key was with the mother. Ever hungrier, the children were crying, and Tito decided to resolve the situation somehow. The resourceful little boy remembered that his parents had recently bought a smoked pig's head and placed it in the attic, saving it for Christmas dinner. He boiled water, added a little bit of flour and cooked the head. He and the children ate it with much delight; there were no leftovers. When the mother returned home, the sight in the room was not a happy one. Due to the extreme greasiness of the eaten food (which they did not sense immediately), all the children had awful stomach pains and were lying on the floor or in their beds, holding their stomachs. The mother was saddened and distressed by their pain and forgave them for the whole incident without punishment (e.g. Broz 1983 (I): 15; Bevk 1980: 10; Jevtović 1962: 33; Dedijer 1953: 22; Matošec 1982: 8; Krklec 1975; Popović 1980: 15; Štaubringer 1974: 20). A memorable and warm story offered on the plate a set of Tito's characteristics to be effortlessly recognised: responsibility, determination, resourcefulness.

Food was always scarce in Tito's house, we learn. This is how an average daily menu looked, provided the necessary groceries were available. For breakfast, cooked cabbage, beans or boiled potatoes were served. Around noon, one would get one slice of bread and one fresh onion. For dinner, the mother cooked polenta (Jevtović 1962: 30). All the stories that were somehow related to food had a strong bitter undertone.

A glimpse of a happy childhood could be gained mostly from stories that involved animals. The first and probably most important animal in Tito's childhood appears to have been a dog named Polak.<sup>26</sup> Polak was a cheerful dog, sometimes also called baby dog, as, according to story-tellers, he exhibited an extraordinary amount of patience with children, helping them to make their first baby-steps as they firmly held him by his fur (Matošec 1980: 17–8). Needless to say, the children adored the dog. The most famous story about Polak is bittersweet, as it again involves food. It was winter. Franjo Broz had no money to buy wood for heating, and the children were hungry. Left with no choice, he sold the dog to the local governor of the Windisch-Grätz estate. The children were devastated, but before the day was over, the dog returned home by himself. Feeling embarrassed, Franjo took the dog and delivered him to the governor again. But the clever dog returned home before Franjo. Only now, the children knew that they had to keep the dog's whereabouts secret, so they hid and fed him for a few days, until Franjo and the governor forgot about the whole deal. Polak then returned home as if nothing had happened.

This Polak story is an archetypal tale about the unbreakable relationship between a (usually poor) boy and his (faithful) dog. The most well-known example of this tale comes from the American children's novel by Eric Knight, "Lassie Comes Home". In Knight's novel, the Carracough family, pressed by money problems, has to sell the dog Lassie to the rich Duke of Rudling. The main character, the boy Joe Carracough, is broken hearted, but nothing he can do or say helps. Finally, after many ups and downs, the story has a happy ending, as Lassie finds his way home. Based on Knight's novel, film director Fred Wilcox made the movie "Lassie Comes Home" in 1943. The movie was an instant success. Since after 1948 Yugoslavia was open to many Western products, those of the American pop-culture in particular, the Yugoslav audience was very familiar with the story of Joe and Lassie. Pedagogical manuals ensured that the parallel with the American boy would not go unnoticed. Suggesting how teachers should steer the conversation after children had read the Polak story, manuals gave this question for discussion: "In which famous book was a similar story about a dog described, where the dog, after being sold to a new owner, also returns to his friend, boy Joe?" (Idrizović 1980: 98).

In the stories, another animal Tito built a strong relation to is a horse. Strangely enough, "horse stories" also have a bit of an American flavour. Tito grew up in close proximity to domestic animals. But while cows were an almost constant source of distress, spending time with horses was probably the preferred activity of his childhood. Out of this love, a special relationship emerged. At home, his father had a horse named Putko. Putko had a temper, and it was not easy to quell its insubordinate nature. But, as we read, Putko's temper yielded to one set of hands – Tito's (Jevtović 1962: 35; Dedijer 1953: 24). Related to this, there is a story that did not take place in Kumrovec but seems relevant in this context. During his stay in Soviet Russia, around mid-1918, Tito happened to work as a mechanic

in a mill in a Kyrgyz village some sixty-five kilometres from Omsk. One day, during the local fair, a local farmer brought from his stable a beautiful wild horse. The magnificent creature looked very violent and rather hostile to the people who quickly gathered to see the horse, and nobody dared to approach the horse. Having observed the scene, Tito courageously started narrowing the distance between himself and the horse. When he came close enough, he jumped on the horse's back, with no saddle. The horse took him like a wind in the direction of a small forest near-by. Branches of trees were hitting Tito's face, leaving blue marks. But the horse did not succeed, did not throw him off. After half an hour of a wild ride, Tito tamed the horse and brought it back to the village. Needless to say, this earned him a lot of respect among the Kyrgyz (Štaubringer 1974: 23). It is a strong image of fearlessness, determination, and resoluteness to prevail that we take from the story.

Finally, no childhood can be complete without the school experience. In this particular case, it is all the more important, as Tito had little formal education: a total of six years of primary school and three years of craft training for locksmiths. Biographers employed different strategies to counterbalance this painful deficit. For example, chronologies of his work liked to display seemingly unimportant, random little notes, scattered throughout the life-story, which suggested Tito's constant obsession with books. That is why, even when chronologies were edited by reputed historians, we find in them details such as this: in April 1915, captured by the Russian army, he spent thirteen months wounded in the hospital of the Uspensk monastery, where he learnt the Russian language and read works of the Russian classical writers (Broz 1983: 237). At that time, it should be remembered, he was twenty-three years old. The period of childhood, the only time when he regularly attended a formal educational facility, offered a solid basis to display Tito's attitude towards education and learning. And there, the first step, the first grade, was a sour one: Tito failed the first grade and had to repeat it.

To explain this, the ethnic background of the family was called upon, as well as the difficult economic situation. Marija Broz was Slovenian, and Tito spent, we are told, slightly over four years living with the grandfather of his mother's side, Martin Javoršek. He was a Slovenian peasant, living on the other bank of the river Sutla in the village of Podsreda, alone in a house with his aged wife. Tito was taken there between the ages of three and four, because his own family had tremendous difficulties coping with a growing number of children: there were too many mouths to feed for Franjo and Marija Broz (Matošec 1980: 54–6). His life with grandfather Martin was very happy: he was not hungry; he did not have to devote all of his time to the house chores, but, since the grandparents were Slovenes, he spoke only Slovenian with them. When he returned to Kumrovec and came to school, he could not speak Croatian. On top of the school materials, alphabet, algebra, and others, he had to learn the language. And that is why an otherwise "very bright boy" had to repeat the first grade (Matošec 1980: 96; Dedijer 1953: 26). But he caught up very quickly and became "one of the best pu-

pils of the school" (Dedijer 1953: 26). He would, we read, almost every year receive the first award for learning (Štaubringer 1974: 7), and this was a great achievement, since he never had enough time for studying: mostly because he had to tend the cows – which also finally explains why he liked horses but disliked cows. But when he left home and the town of Sisak, where he learned craftsmanship, there were no more household chores, and his access to the world of books was made easier. "He grabbed and read everything he would get his hands on: history books, various novels by domestic and foreign authors, travelogues", as well as mystery novels by A. C. Doyle (Dedijer 1953: 40). The eclectic taste stood for a multifaceted inquisitive personality, determined to learn and excel.

### The verbalised and the silenced

Despite of the small occasional paradoxes, there is a certain harmony and distinctiveness to the presented picture of Tito's young age. Overwhelmingly, it is a positively attuned image of a difficult but rich and enlightening childhood, filled with details that would help determine the later course of Tito's life. He was quoted earlier as saying that he did not feel the time of his childhood to have been the crucial period in his life. Still, much of what he became famous for was inscribed by biographers into these tender years. Born in a region with a rich and heroic legacy of fighting for equal rights and against the oppression of the weak, he had early role models to learn from and ancient footmarks to follow. Tales of cruelty of Cesargrad's mistress, Barbara Erdödy, and of the struggle of Zagorje's abused serfs provided food for childhood dreams. Witnessing his own parents' hard efforts to simply endure and live from one day to another, we learn how the feeling of bitterness nurtured the arising sense of social justice in the little boy's heart and mind. This helps us understand why all priests in Kumrovec were such negative figures: fat and well-fed, they did not share any of the peasant hardships. On the contrary, they never hesitated to take their fee from the already meagre kitchen tables of the faithful. The reason for the positive image of the local teachers is found at the opposite end of the continuum. They performed a highly important job under the most difficult circumstances. Tito's first teacher had to leave Kumrovec because of a severe case of tuberculosis. Despite his own poverty, he often shared bread with pupils.<sup>27</sup> His time at school, even if brief, offered a peak for Tito's natural intelligence, his love of books and learning.

In his parental home, we discover that scarcity and poverty stimulated inventiveness and resoluteness: he would feed his hungry siblings even if this meant risking parental punishment. A close relationship with animals, a dog and horses, is testimony to character and nature: animals are supposed to distinguish good from bad people. He was hard-working: in school, but, most of all, at home. Grinding corn in a house-quern was awfully difficult and regularly gave him blisters. But he preferred this "honest male work" to the "female duties" he was sometimes asked to do, like rocking the

cradle with a newly born brother or sister (Jevtović 1962: 38; Bevk 1980: 11). Ironically enough, what his biographers did not know is that for all its physical difficulty, operating the house-querne in Zagorje was considered to be a female job (Rodna kuća 1990: 7). But most of all, the attribute that shines through the bulk of the stories is pride: he left the church because the priest slapped him for no reason; his smart and faithful dog made him proud; his mother was too proud to show her poverty; in Sišak, he left his craft-master because the master hit him. One day, Tito was reading the adventures of Sherlock Holmes aloud in the workshop, and his colleagues were so absorbed by the story that they failed to observe a machine: an expensive boring tool broke. The craft-master grew angry and slapped Tito. Again, his pride took a heavier blow than his face. It is a pattern that will be repeated years later in 1948, during the conflict with Stalin.

Surprisingly or not, this is a rather clean(ed) image of the childhood. While Dedijer mentions that Tito's father succumbed to alcohol, no other relative, cousin, or friend exhibited a spot on her/his shiny face. Regular portions of physical punishment may look, from the point of view of modern psychology, wrong, but provided there was "a just cause" for them, they did not seem to bother Tito. No other forms of domestic violence were mentioned. But another thing that is not much accounted for is emotional attachment, in the family and outside of it. With an occasional "lapse into emotionality" (Matošec) epitomised by a sporadic tear, the analysed narratives are remarkably free of assertions of or allusion to emotional closeness. The only figure that we could say with some certainty Tito cared for is his mother. His biographers had him displaying more affection for a dog and horses than his own family members. Moreover, the figure of the mother is the only important woman for Tito throughout the whole period. I have analysed different writings following Tito's life path all the way to the 1920s, when he was approaching his thirties, but there was not a single woman in sight. In 1919, he married in Soviet Russia a woman named Pelagija Belusova. We never learn anything about her. She lost their child returning with him to Zagreb, and, as the biographers had it, "they were disappointed", if the good writers mentioned her at all. Prior to her, no other female figure appeared. In Kumrovec, Tito always played games only with other boys. As far as we are told, he never even spoke to a female person who was not a member of his family.

And yet, what we are left with after reading stories of childhood is not a cold projection of a future leader. Despite hunger and the heavy workload, there was time for fishing with friends, swimming in the river, playing in the snow. It is an interesting detail that more than one author states that "Tito's childhood resembled the childhood of thousands of other boys from the villages of Zagorje" (Matošec 1982: 8). What are we to make of this assertion, especially when read in the context of the implications of the representation of Tito's early years? Perhaps the author only wanted to convey a *longue durée* perspective of the harsh living conditions, under which the local population had to suffer, thus

adding a grain of justification of the change that Tito stood for. But if this were true, the legitimate question is: if this childhood was so typical, why was not a person like him born earlier? Perhaps then Tito was right indeed, perhaps the key to understanding his story was not hidden in the hills and valleys of the hometown. But if the years lived there were indeed so insignificant in the context of his life's work, if it was only yet another childhood in Zagorje, how do we account for the seas of ink spilled across countless pages in an effort to date the arrival of the Broz family into the region or paint the childhood years of the boy in more bitter than sweet tones? Perhaps then the Yugoslav authors did believe after all that the secret was hidden in the green grass of Kumrovec, which they dug "under the golden moonlight", searching for the face of Gubec in the figure of a child. That could explain why all stories that were subject of this analysis often leave the taste of a didactical handbook. Tito's childhood and the area, where he grew up, were used as teaching ground for transmission of ideologically correct content: on the importance of education and learning from the past, value of honest work, poverty one should not be ashamed of, a very non-transcendental mission of the church, and on the proud human figure that will soon become a symbol and a participant of the historical change. Tito may have not cared much for the opposite sex, but, as his biographers tell us, he cared about animals, and he cared about the weak and the unprotected. He was in pain when listening to the terminal coughing of his underfed, overworked, and medically untreated teacher. And he hurt for "his fellow-men", peasants, who had been tortured centuries ago by their evil feudal masters. And it is for the weak and the oppressed that he would fight in the years to come. Women of Yugoslavia, after all, fought for themselves and on their own.

#### References

- Aries, Philippe 1965: *Centuries of Childhood. A Social History of Family Life*. New York: Vintage.
- Bevk, France 1980: *Knjiga o Titu*. Sarajevo: Svjetlost.
- Broz, Josip 1971: *Mladost*, 18.3.1971.
- Broz, Josip 1977: *Sabrana djela*. Belgrade, vol. 2.
- Broz, Josip 1983: *Autobiografska kazivanja*. Belgrade: Narodna knjiga, vol. 2.
- Dedijer, Vladimir 1953: *Josip Broz Tito. Prilozi za biografiju*. Belgrade: Kultura.
- Dedijer, Vladimir 1980: *Novi prilozi za biografiju Josipa Broza Tita*. Zagreb: Mladost.
- Erdei, Ildiko 2004: 'The Happy Child' as a Icon of Socialist Transformation: Yugoslavia's Pioneer Organization. In: John Lampe, Mark Mazower (eds.): *Ideologies and National Identities. The Case of Twentieth-Century Southeastern Europe*. Budapest: CEU Press.
- Fitzpatrick, Sheila 1999: *Everyday Stalinism. Ordinary Life in Extraordinary Times: Soviet Russia in the 1930s*. New York: Oxford University Press.
- Greenblatt, Stephen 2004: *Will in the World. How Shakespeare Became Shakespeare*. New York, London: Norton.
- Idrizović, Muris 1980, *Razgovor o knjizi*. In: France Bevk (ed.): *Knjiga o Titu*. Sarajevo: Svjetlost.
- Jelić, Ivan 1973: *O značenju tradicije velike seljačke bune 1573. u povijesti komunističkog pokreta i revolucije u Hrvatskoj*. In: Radovi Instituta za hrvatsku povijest Sveučilišta u Zagrebu, 5: 327-341.

- Jevtović, Miroljub 1962: *Priče o Titu*. Belgrade: Nolit.
- Jokić, Gojko 1984: *Titova rodna kuća*. Kumrovec. Kumrovec: Spomen-park Kumrovec.
- Kirschenbaum, Lisa 2001: *Small Comrades. Revolutionizing Childhood in Soviet Russia, 1917–1932*. London: Routledge.
- Krklec, Gustav 1975: *Djetinjstvo Josipa Broza*. In: Drago Zdunić (ed.): *Mi smo Titovi, Tito je naš*. Spektar: Zagreb.
- Marković, Slobodan 1980: *U Titovoj rodnoj kući*. In: *Titov Kumrovec*. Spektar: Zagreb.
- Matošec, Milivoj 1980: *Dječak sa Sutle*. Zagreb: Mladost.
- Matošec, Milivoj 1982: *Heroj Tito*. Gospić: Centar Gospić, Zagreb: Zagreb film.
- Matošec, Milivoj 1983: *Kad je Tito dječak bio*. Sarajevo: Veselin Masleša.
- Nora, Pierre 1989: *Between Memory and History: Les Lieux de Mémoire*. In: *Representations*, 26: 7–25.
- Popović, Jovo 1980: *Kumrovec*. In: *Titov Kumrovec*. Spektar: Zagreb.
- Roubal, Petr 1999: *Display and Disguise: the Place of the Czechoslovak Spartakiads in Socialist Regime and Society*. Budapest: CEU, unpublished MA Thesis.
- Šenoa, August 1963: *Seljačka buna*. Zagreb: Znanje.
- Štaubringer, Zvonko 1974: *Kumrovečka baklja*. Neugasivi znamen bratstva i jedinstva. Zagreb: Uprava Spomen-doma boraca NOR-a i omladine Jugoslavije.
- Žanić, Ivo 1998: *Prevarena povijest. Guslarska estrada, kult hajduka i rat u Hrvatskoj i Bosni i Hercegovini 1990–1995. godine*. Zagreb: Durieux.

#### Endnotes

- <sup>1</sup> It is quite interesting to note that in socialism and post-socialism the discourse of the genesis of historical processes always delineates the past as “the dark age”. The difference is to be found only in the agents who produce the darkness, as well as in the hands which finally press the switcher on the wall, turn on the light and dispel the darkness.
- <sup>2</sup> It was the French historian Philippe Ariès who introduced historical concepts in the research of childhood. As he demonstrated, we can speak about separation of the world of children from the world of adults only from the eighteenth century onwards. This is therefore the period, where we can locate “the discovery of childhood”. Cf. Ariès 1965. I am grateful to Ildiko Erdei for this reference.
- <sup>3</sup> When I use the noun “Yugoslavia” and the adjective “Yugoslav”, this denotes only and exclusively time and space of the socialist Yugoslavia, which ceased to exist at the moment when Slovenia and Croatia left the Yugoslav federation.
- <sup>4</sup> The American magazine *Life* published Tito’s autobiography in its issues from April to May 1952. The subtitle of that text spells that it was crafted “with the help of Vladimir Dedijer”. An identical text, translated from English, was published in the third edition of Dedijer’s “Contributions towards Biography” (1980). Already a superficial reading of the alleged “autobiography” quickly shows that while it was written in the first person singular, the text is characterised by more literary skill than any of Tito’s later speeches and articles. It is beyond any doubt that Dedijer authored the “autobiographical” narrative from *Life* – all the more so, as it was published in the Serbo-Croatian translation as a part of Dedijer’s publication in 1980.
- <sup>5</sup> At the time he worked in Moscow as a political advisor for Yugoslav questions in the Communist International. It is likely that he was asked to craft his biography for the purposes of this particular post.
- <sup>6</sup> Kumrovec belonged at the time to the parish Tuhelj. Parish documents are quoted as fully reliable by Matošec (Matošec 1982: 8), while Dedijer used school matriculation records.
- <sup>7</sup> As late as 1962, some journalists and writers quoted May 25 as the date of his birth (as exemplified by Jevtović 1962: 7). This is truly remarkable, given that Dedijer’s book had been available already for almost ten years, and Jevtović published his book with the well-known Belgrade publishing house Nolit.
- <sup>8</sup> This made it easier to excuse Tito’s mistake, and Dedijer performed the most thorough discreditation of historical sources: “Various documents list various dates of Tito’s birth. School matriculation records state he was born on May 7. Records for the second, third and fourth grade state he was born on May 1. A police document concerning Tito’s arrest in 1928 declares that he was born on March 12. A warrant for his arrest, issued on April 23, 1943 by the Italian Ministry for Foreign Affairs during the Second World, states that he was born on March 5, 1892. Matriculation records of the school in Sisak state that Tito was born on May 7, 1893. A military document of the Austro-Hungarian army, from the period Tito served in its ranks, states that Tito was born on May 25. (Dedijer 1953: 21–2).
- <sup>9</sup> The Communist Party of Yugoslavia was officially banned in 1920.
- <sup>10</sup> Krleža was arguably the best Yugoslav writer and Tito’s close friend.
- <sup>11</sup> Tito also turned, according to Štaubringer, the island of Vanga from a desert into an area covered with green plants, vineyards, peaches, apricots. (Štaubringer 1974: 11–2). One of the most famous motifs related to the plantations of fruits at Vanga is the annual ritual in December: when tangerines and lemons ripened, Tito sent them to children’s hospitals and clinics in Yugoslavia. It was a regular, physical reminder of his personal care for Yugoslav children.
- <sup>12</sup> Lisa Kirschenbaum’s study, even if situated in a different locality, masterfully shows what the revolutionary concept of knowledge meant for growing-up under the red star (Kirschenbaum 2001).
- <sup>13</sup> Please note that Stubica is less than 30 kilometres away from Tito’s Kumrovec.
- <sup>14</sup> Dedijer is mistaken about the date: the Stubica battle took place on February 9, 1573.
- <sup>15</sup> The leader of the Hungarian peasants, György Dózsa, was punished in the same way in 1514. Historical records show that Gubec’s punishment, carried out on February 15, 1573, included first torturing his flesh with a pair of hot tongs. Then he was crowned with a heated iron crown, while his body was finally torn into four pieces.
- <sup>16</sup> As Nora noted, “[s]elf-consciousness emerges under the sign of that which has already happened, as the fulfilment of something always already begun.” (Nora 1989: 7).
- <sup>17</sup> In the continuation of his study, Žanić shows how the change of paradigms in Croatia after the fall of communism and the break-up of Yugoslavia negatively influenced Gubec’s position in the national Pantheon. The “peasant king” lost much of his appeal because of the declining popularity of the “revolutionary classes”, as the emphasis of the struggle moved away from the social and towards the national agenda. (Žanić 1998: 327–9). I would argue that the post-communist era opened a period when Croatia wanted to “return to Central Europe”. In this context, fighting the Hungarians, even if it was for the past national cause, was no longer a desirable image.
- <sup>18</sup> The noble families which ruled Cesargrad were Tahy and Erdödy.
- <sup>19</sup> The author claimed that the nephews stood under the great influence of their uncle. When Tito returned to Kumrovec for a short visit in 1934, his brother Dragutin was dead. He talked briefly (once) but “very intimately” with the four young men in that spring. And this was all it took for them to follow him. (Popović 1980: 22) Dedijer’s research shows that three sons, not four, were killed as partisans, all three in 1942. Two were shot to death (in the concentration camp Jasenovac and in Maksimir near Zagreb), whereas the third died in an armed battle (Dedijer 1953: 21).
- <sup>20</sup> Quite curiously, Vladimir Dedijer thought it important to locate the first mentioning of the name “Broz” in written historical records, and he found it in “*Monumenta historico-iridica Slavorum Meridionalium I*”, vol. VI, where on p. 230 a document quotes that the aristocrat Martin Frankopan sold a house to a certain Broz. Dedijer also found a document that first mentioned the Broz family in Zagorje. It was “*Conscriptiones dicarum Comitatum Crisiensis, Varazdiensis et Zagrabiensis*” and placed the first Broz in Zagorje in 1554 (Dedijer 1953: 9–10). It is indeed remarkable that Dedijer undertook all that research to find the said documents. He invested three years into writing the biography, and it can be reasonably conjectured that most of that time was spent precisely in digging for documents such as these. That makes it all the more curious that he would think them so important. And while the second document opened the doors for speculations concerning the family’s involvement in the 1573 uprising, the purpose of the first one remains mysterious. Perhaps it was

there to demonstrate Dedijer's devotion to professional and honest research.

<sup>21</sup> Dedijer again undertook a small investigation to calculate average infant mortality rates in Zagorje. In the period 1870–1910, sixty per cent of all children born in the Tuhelj parish (to which Kumrovec belonged) died before they reached two years of age. Around eighty per cent of them had died before they reached fifteen years. (Dedijer 1953: 21) This is the complete listing of the children in Tito's family, his brothers and sisters: Josipa (1881–1883), Martin (1884–1964), Dragutin (1885–1932), Anka (1887–1889), Marija (1889–1890), Jana (1890–1891), Josip (1892–1980), Stjepan (1893–1973), Matilda (1896–1953), Antonija (1897), Vjekoslav (1898–1973), male baby (1900), female baby (1901), Tereza (1902–1984), Franjica (1906–1907). Female babies obviously had considerably less chance to survive: out of eight dead infants, seven were girls. Only two girls reached mature age (Jokić 1984: 7–8).

<sup>22</sup> The last descendant of the Broz family left the house in 1946 (Rodna kuća 1990: 4).

<sup>23</sup> Curators of the biographical exhibition in 1965 and 1974 were Dolores Ivanuša from The Museum of Revolution and Edo Kovačević.

<sup>24</sup> Two main "unoriginal" objects were added: the already mentioned statue by Augustinčić before the house and a very simple plaque with the "Comrade Tito was born here" on the left side from the entrance doors.

<sup>25</sup> Matošec's grandfather must have been considerably older than Tito (Matošec himself was born 1929), but given the snail's pace of economic and social development of Zagorje in the 18th and 19th centuries, Matošec could have well used his grandfather's stories for the backdrop to Tito's childhood.

<sup>26</sup> According to Matošec (1980), Polak was a German shepherd, but I was not able to confirm that in other sources (all of which mention Polak). But the fact remains that later in his life, Tito almost always had a dog, and up until his late years, the dog was always a German shepherd. In his late years, along with a German shepherd he also had puddles.

<sup>27</sup> (As in Matošec 1980: 116.) The second teacher was equally amicable and, perhaps more importantly, poor. The roof of his lodging was leaking rain, and the Broz family offered him a temporary accommodation in their house.



## „Wir haben uns zurechtgefunden ...“ Mangel und Überlebensstrategien in Rumänien in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts

Valeska Bopp (Leipzig)

### Einleitung

“Of all the State secrets in the keeping of communist regimes, one of the closest guarded was undoubtedly the nature of everyday life, its practical context, its ground rules and its long-term effects“ (Berteaux/Malysheva 1994: 238).

Die vorliegende Studie ist einem Interesse sowohl an der Vergangenheit als auch der Gegenwart Rumäniens entsprungen. Der Schwerpunkt liegt auf den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts, als sich im letzten sozialistischen Jahrzehnt in Rumänien eine materielle Krise sondergleichen zuspitzte. Staatschef Nicolae Ceaușescu realisierte in dieser Zeit die komplette Tilgung der Auslandsschulden Rumäniens – mit einer Austeritätspolitik, die ihresgleichen suchte. Scheute er sich einerseits nicht, Prestigeobjekte wie das so genannte Haus des Volkes und den bis heute in seiner Funktion umstrittenen Donau-Schwarzmeer-Kanal in die Welt zu setzen, wurden andererseits Wirtschaft und Privathaushalte zu Einsparungen an Material und Energie gedrängt oder mit deren Ausfall konfrontiert.

„Der Staat gewann eine beeindruckende Ernteproduktion (oder behauptete dies zumindest), aber das Brot wurde rationiert verkauft; es wurden Millionen von Büchern gedruckt, aber diejenigen, die lesbar waren, verkauften sich ‚unter der Hand‘; die Energieproduktion war grandios, aber die Menschen zitterten vor Kälte in ihren Häusern“ (Kivu 2003: 11).

Die Propaganda behauptete weiterhin die ansteigende Prosperität des Landes, entwickelte ein bedrohliches Weltwirtschaftszenario und hob – auch deswegen – die Notwendigkeit nationaler Unabhängigkeit und Souveränität des eigenen Staates hervor, realisierbar nur durch finanzielle Eigenständigkeit. Um dieses Ziel zu erreichen forderte Ceaușescu von der Bevölkerung „Hingabe und Opferbereitschaft“ (Ceaușescu 1985: 36f.).

Die generellen Mängel sozialistischer Planwirtschaften und insbesondere die drastischen Verhältnisse im Rumänien der späten Ceaușescu-Zeit sind selbst unter „Osteuropa-Laien“ bekannt. Dagegen ist die Frage, wie die Bevölkerung sich mit diesen Verhältnissen zurechtfindet, noch verhältnismäßig unerforscht. Statistische Daten aus Rumänien aus dieser Zeit sind stark anzuzweifeln<sup>1</sup>, und die journalistische Herangehensweise rückt tendenziell das Dramatische in den

Vordergrund. Aus den achtziger Jahren liegen Arbeiten der gegenwartskundlichen Südosteuropa-Forschung vor, in denen es allerdings vor allem um die Rahmenbedingungen ging.<sup>2</sup>

In den folgenden Ausführungen steht hingegen die staatlich forcierte Mangelwirtschaft weniger in Form von Zahlen und harten Fakten im Vordergrund, als in der Art und Weise, wie die Individuen diese bewältigten. Dazu wurde auf die Methode der Oral History zurückgegriffen, deren Anliegen es ist, Überlieferungslücken der Alltagsbedingungen, Alltagserfahrungen und Alltagseinstellungen durch selbst gewonnenes empirisches Material aufzufüllen (Niethammer 1985: 11). Zur Kultur der Menschen in der Diktatur, ihren Wissensbeständen, Verhaltensweisen und Sinnstiftungen besteht oft kein anderer Zugang als sie nachträglich zu erfragen, denn sie hatten keine Repräsentationsflächen und Artikulationsräume, die institutionell verankert oder schriftlich fixiert gewesen wären; die Kontrolle über schriftliche Texte in Rumänien war „quasitotal“ (Chelcea, Puiu 2000:45).<sup>3</sup> Archivmaterialien, die implizit oder explizit über tatsächliche Probleme Aufschluss geben könnten, wie beispielsweise in Bezug auf real erlebten Mangel, sind für die achtziger Jahre derzeit noch nicht zugänglich, während sich in der seinerzeitigen Presse vor allem die Wunschrealitäten des Staates widerspiegeln. Ebenfalls gar nicht ersichtlich aus diesen Materialien wären die sozialen Netzwerke der Menschen und die Kanäle, durch die mittels Beziehungen verschiedenste Waren und Dienstleistungen trotz Mangel auf dem öffentlichen Warenmarkt ihren Weg gefunden haben. Mit dem Tod der Zeitzeugen würde diese Quelle endgültig versiegen. So aber erlaubt die Methode der Oral History sowohl das (vermeintliche) Wissen über den damaligen Alltag als auch den derzeitigen Diskurs darüber zu analysieren.

Der „Mangel“ stellt für das vorliegende Konzept keinen eigenständigen Analysegegenstand dar. Er manifestierte sich vielmehr implizit in bestimmten (notwendigen) Alltagshandlungen, mit denen die Betroffenen seine Behebung herbeizuführen versuchten. Für die achtziger Jahre in Rumänien ist eine Vertiefung und Intensivierung bestimmter Taktiken und Ausweichmanöver festzustellen, wie sie für alle sozialistischen Systeme typisch gewesen sind und schon zu Beginn ihrer Einführung erlernt worden sind – beispielsweise Arrangieren, Anpassen, Opponieren, Umgehen, Organisieren (Roth 1999: 63–77). Hier werden vor allem Praktiken zur Behebung des materiellen Mangels untersucht. Ihre Notwendigkeit drückt sich im Begriff „Überlebensstrategien“ aus. Dieser beschreibt ein Ensemble an Verhaltensweisen, mit dem Menschen auf eine existenzielle Krise reagieren. Der Aus-

fall materieller Sicherheiten stellt dabei in der Regel das Hauptmerkmal der Krise dar, aber auch bisherige Wissensbestände sind für einen ungewissen Zeitraum in Frage gestellt. Sowohl ein den äußeren Umständen angepasstes Verhalten als auch der Aufbau eines neuen Orientierungswissens sind erforderlich. Bei der Krisenbewältigung sind nie nur Handlungsweisen relevant, die der materiellen Krise entgegenwirken sollen, sondern ebenso innere Haltungen, mit denen ihr begegnet wird (Balla 1978: 10). In der vorliegenden Arbeit wird damit ein handlungsorientierter Interpretationsansatz von Geschichte verfolgt, indem Individuen nach ihren Alltagspraktiken gefragt und ihre Eigen-Sinne mit einbezogen werden. Der subjektiven Perspektive wird damit ein Wert für sich zugesprochen (vgl. Thompson 1988: 101ff.), was nicht bedeutet, dass sich nicht Generalisierungen sowohl im Hinblick auf frühere Lebensverhältnisse wie auch Denk- und Verhaltensmuster treffen ließen (Niethammer 1985a: 26; Geppert 1994: 317). Auch im Hinblick auf die Transformationsperiode nach dem Dezember 1989 ist von einem umfassenderen Einbruch bis dahin gültiger Wissenssysteme auszugehen. Es ist zu fragen, inwiefern neue Strategien entstanden oder alte fortwirkten, und welche Relevanz diese im Transformationsprozess insbesondere für die Etablierung von Marktwirtschaft, Demokratie und Zivilgesellschaft hatten.

### Die Interviews

Für diese Arbeit wurden 15 Interviews geführt, in denen es vor allem um die Versorgungsschwierigkeiten und die Strategien ihrer Bewältigung ging. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgte über das Schneeballprinzip. Da auf diese Weise im Vorfeld jede/r von einer ihm/ihr gut bekannten Person angesprochen worden war, fiel es im Folgenden nicht schwer, Kontakt aufzunehmen und Offenheit zu finden (vgl. Thompson 1988: 114). Sowohl in Bezug auf ihr Alter, ihre ethnische Zugehörigkeit und ihr Geschlecht ist die Gruppe der Befragten gemischt.<sup>4</sup> Interviewt wurden zwölf Frauen und drei Männer im Alter von 25 bis 83 Jahren. Alle Befragten sind rumänische StaatsbürgerInnen; drei Frauen gehören der deutschen beziehungsweise ungarischen Minderheit an. Die Interviews dauerten zwischen einer und drei Stunden. Um eine gewisse Reliabilität sicherzustellen, wurden die Befragten wenn möglich noch ein zweites Mal besucht. Die Gespräche fanden in Form von offenen Interviews statt und sind den problem- beziehungsweise themenorientierten Interviews der qualitativen Forschung zuzurechnen (vgl. Flick 1995: 94–114). Der Großteil der Interviews fand in den Wohnungen der Befragten statt, da sich die vertraute Umgebung erfahrungsgemäß stimulierend auf die Erinnerung auswirkt (Thompson 1998: 114).

Die Gruppe der RespondentInnen lässt sich durch zwei wesentliche Merkmale charakterisieren: Alle Befragten verbrachten die achtziger Jahre in Bukarest. Dies war eine Bedingung für die Auswahl, weil sich der großstädtische Alltag vom ländlichen Umfeld unterschieden hatte. Das zweite Merkmal ist sozialer

Natur: Bis auf vier Personen gehör(t)en alle zum akademischen Milieu und haben einen überdurchschnittlichen Bildungsstand. Drei der Befragten wurden bewusst nach ihrer in jener Zeit besonderen Funktion im System ausgewählt und speziell dazu befragt: ein ehemaliger Beamter des Landwirtschafts- und Ernährungsministeriums, eine Verkäuferin sowie eine Buchhalterin, die sich auch als Schwarzhändlerin betätigte.

### Die achtziger Jahre in der Erinnerung: eine „subjektive Chronologie“

„And by listening, keeping our agenda flexible to include not only what we think we want to know but also what the other person recognizes as important, we always find more than we're looking for“ (Portelli 1997: 62).

Indem die Betroffenen eines historischen Geschehens zu Wort kommen und durch offen geführte Interviews Spielraum für ihre Deutung der Geschehnisse haben, können sich Abweichungen von bisherigen Außendeutungen ergeben. Vermeintliche historische Wirklichkeiten sind letztlich immer auch soziale Konstruktionen, die aus einem anderen Blickwinkel eine neue Wirklichkeit sichtbar werden lassen können (vgl. Brüggemeier 1987: 145–169). Bei der Auswertung der Interviews ergab sich, dass die Befragten als Einstieg oft eine Chronologisierung wählten – und dabei unabhängig voneinander bestimmte Ereignisse als wesentlich erachteten und subjektiv ähnlich deuteten. Diese sollen den konkreten Alltagsbewältigungsstrategien vorangestellt werden. Das mündliche Zeugnis erlaubte hier ungeplant einen Erkenntnisgewinn im Hinblick darauf, „wie gesellschaftliche Zumutungen oder Anreize als Interessen und Bedürfnisse, aber auch als Ängste und Hoffnungen wahrgenommen, bearbeitet – dabei zugleich hervorgebracht werden“ (Lüdtker 1989: 12). Die vorliegende Darstellung gibt somit einen Einblick in „mentale Strategien“, mit denen die Bukarester und Bukaresterinnen auf die politische Krise, wenn auch nur gedanklich, reagierten.

1977: Das Erdbeben, der Anfang vom Ende

In seinem Sammelband zu „Crisis Experiences in European Societies“ bemerkt Antti Häkkinen im Hinblick auf gesellschaftliche Krisen:

„For each crisis there seems to be an immediate precipitating factor or a combination of them: war, crop failure, earthquake, or a volcanic eruption“ (Häkkinen 1992: 11).

Auf die Frage, ab wann die Lebensbedingungen schwieriger wurden und sich die ersten Probleme bemerkbar machten, verwundert daher nun weniger, dass die Befragten mehrfach mit dem Erdbeben vom 4. März 1977 beginnen:

„77 haben wir das erste große Unglück erlebt: ein verheerendes Erdbeben in Bukarest und den benachbarten Zonen, dessen Epizentrum in der Vrancea-Region [130 km von Bukarest entfernt] lag. Es gab große Schäden und Tausende von Opfern“ (Gabriela).

Das Erdbeben mit einer Stärke von 7,5 auf der Richterskala hatte 1 500 Tote zur Folge. Und obgleich in den folgenden Monaten in der Stadt eine immense Hilfsbereitschaft unter den Bukarestern geherrscht habe, die es davor und danach nie wieder gegeben habe (Minerva), „begann etwas nicht mehr zu funktionieren, wie es sollte. Es war noch nicht sehr beunruhigend, aber man spürte es.“ Zoe bezeichnet das Erdbeben als „Signal“:

„Man konnte so fast alles bekommen. Es hat sich schon ein wenig geschmälert in den Siebzigern, dann kam das Erdbeben. Das war ein Signal und selbstverständlich musste man nach dem Erdbeben einsparen, denn es waren große Verluste, materielle, von den menschlichen sprach man weniger [...]. Gut. Und endlich kamen die achtziger Jahre.“

Ebenso betrachtet Nicolae das Erdbeben im Nachhinein wie einen Auslöser für die eigensinniger werdende Politik Ceaușescus:

„Nach dem großen Erdbeben 1977 haben sich die Dinge überschlagen. Sie haben sich mehr und mehr überstürzt und wir haben gespürt ... diese Sachen der großen [Politiker], will sagen in dem Moment muss er [Ceaușescu] sich gesagt haben: Schluss jetzt.“

Tatsächlich nutzte Ceaușescu die Zerstörungen in Bukarest, um seine gigantischen Stadtumbaupläne zu realisieren. Dabei wurden durchaus auch unbeschädigte oder nur wenig betroffene Gebäude abgerissen und die Menschen und Institutionen umgesiedelt. Infolge des Erdbebens wurde somit eine erste Phase der bereits seit längerem auf dem Papier existierenden Großprojekte des rumänischen Staatsführers sichtbar in die Realität umgesetzt. So wird die Herstellung eines Zusammenhangs zwischen Naturereignis und Politik nachvollziehbar.

#### 1981: Die Propaganda um „Wissenschaftliche Ernährung“

Ab 1981 wurde, vom Zentralkomitee der rumänischen kommunistischen Partei initiiert, verstärkt die so genannte „Wissenschaftliche Ernährung“ (*Alimentația rațională*) propagiert – ein Konzept, das politisch schon 1975 beschlossen worden war und das Ziel hatte, die Bevölkerung zu einer normierten Ernährung „in Abhängigkeit von Alter, Geschlecht, physischer Anstrengung und physischem Zustand“<sup>45</sup> zu erziehen. Im Anhang der Bestimmung befand sich eine genaue Aufschlüsselung, wie viele Kalorien, Proteine und Mineralien für welches Alter „wissenschaftlich“

notwendig seien. Im darauf folgenden „Programm betreffs Aktionen und Maßnahmen zur Förderung einer rationalen Ernährung der Bevölkerung“<sup>46</sup> waren bereits die dazu nötigen Propagandastrategien formuliert: Mit Hilfe namhafter Wissenschaftler sollte das Programm in allen Medien befürwortend besprochen werden, in der Industrie parallel dazu halbfertige und fertige Gerichte „mit reduziertem Kaloriengehalt“ entwickelt werden. Ein weiterer Programmpunkt war die vermehrte Verwendung von Soja. In der Presse wurde das Programm von Artikeln über die Schädlichkeit von zu hohem Zuckerkonsum begleitet<sup>47</sup>, es erschienen auch Rezepte für „Ersatz-Produkte“, beispielsweise für „sausage made of fish and potato-cakes“<sup>48</sup>.

Die verstärkte Propagierung dieser Ernährungsregeln vor allem in den ersten Krisenjahren 1980–82 wird von fast allen Befragten erinnert und als Zumutung empfunden: „Es war der Gipfel des Zynismus! [...] Ich erinnere mich, mit wie viel Empörung wir dieses Programm damals aufnahmen“ (Gabriela). Zumal offensichtlich war, dass die offiziellen (und bereits realisierten) Planvorgaben für die ersten sechs Monate des Jahres 1983 „wesentlich unter den Konsumbedürfnissen liegen, die im Programm der wissenschaftlichen Ernährung des Exekutivkomitees der Partei festgesetzt sind“.<sup>49</sup>

Doch auch generell scheinen Menschen einem Eingriff in ihre Traditionen und Gewohnheiten widerspenstig gegenüberzustehen.<sup>10</sup> Immer wieder Erwähnung findet die schlechte Produktqualität. Ein besonders häufig erwähntes Produkt ist die ihrer Qualität wegen berühmte „*salam de Sibiu*“ (Hermannstädter Salami), die zur „*salam cu soia*“ (Soja-Salami) mutierte – laut Vlad „die widerwärtigste Sache, die man sich vorstellen konnte“<sup>11</sup>. Die Zielvorstellung Ceaușescus waren die im Volksmund so bezeichneten „Hungerzirkusse“ (*circul foamei*), deren Baugerippe sich noch heute in die Luft erheben:

„Die Idee war dort eine Art öffentliche Kantinen zu errichten, so dass man praktisch in den Geschäften kein Essen mehr zu kaufen finden würde, dass man [stattdessen] dort mit seinem Essensbehälter hinging um seine tägliche Ration fertiges oder zumindest halbfertig zubereitetes Essen abzuholen – und fertig!“ (Mariana)

Diese Vorstellung lässt sogar den ehemaligen Ministeriumsbeamten „Gott beschütze!“ ausrufen. Aber Mariana ist sich sicher: „Er hätte noch zwei bis drei Jahre ausharren müssen und er hätte noch abartigere Dinge realisiert als wir bereits hatten ...“ Nicolae's Wortspiel lässt sich auch auf dieses Thema übertragen: „Was sagen die Römer: ‘Brot und Zirkus’, ‘*du pain et du cirque pour le peuple*.’ Eh, und er gab nichts davon. Weder Brot noch Zirkus. [...] Den Zirkus machte er!“

#### 1987: Gorbatschows Besuch in Rumänien

In der subjektiven Chronologie der achtziger Jahre könnte man den „offiziellen Freundschaftsbesuch“

Michail Gorbatschows vom 25. bis zum 27. Mai 1987 in Rumänien fast als ein retardierendes Moment bezeichnen. Nach ihren Hoffnungen und Zukunftsvorstellungen zu den achtziger Jahren befragt, erwähnte ein Großteil meiner Interviewpartner, sie hätten eine Entwicklung wie in der Sowjetunion, eine Art Perestrojka, erhofft. Tatsächlich kam Anneli Ute Gabanyi bereits im Jahr 1987 zum Schluss, Gorbatschow habe es auf seinem Besuch geschafft, „bei der Bevölkerung des Gastlandes den Eindruck entstehen zu lassen, dass die sowjetische Führung sehr wohl um die Nöte der Bevölkerung wisse und in der Form ihrer eigenen ‚Umgestaltung‘ ein probates Lösungsmittel anzubieten habe“ (Gabanyi 1987: 275). Und diese würde sich – so Gorbatschow – „nicht auf eine Oberflächenkosmetik“ beschränken, sondern halte „grundlegende, radikale Reformen für erforderlich“ (Neuer Weg, 28. Mai 1987, S. 3). In Bezug auf Waren müsse die Qualität eine größere Rolle spielen, in Bezug auf die Menschen ihre sozialen Bedürfnisse sowie die Möglichkeit der eigenen Initiative – alles bisher vernachlässigte Komponenten. Und im Sinne der Öffnung: Die Wahrheit sei der „Schlüssel für die Lösung der schwierigen Aufgaben, die wir zu bewältigen haben“ (ebd.). Implizit warf der „Distant Hero“ Gorbatschow (Alexandrescu 1993: 53) Ceaușescu vor, Mängel mit Schweigen oder Halbwahrheiten zu vertuschen sowie sich „von Erfolgen berauschen zu lassen“ (Neuer Weg, 28. Mai 1987, S. 4) – und somit eine normale Entwicklung zu hemmen.

Ogleich es insbesondere zu den letztgenannten Redepassagen keinen Beifall im Saal gab (was auch aus der Presse ersichtlich ist), wurden die Reden beider Staatsmänner in Radio und Fernsehen vollständig übertragen. Die Bevölkerung hatte also die Möglichkeit, etwas von den Zeichen der Zeit jenseits der eigenen Landesgrenzen zu vernehmen.

1989: Der Umsturz „lag in der Luft“

Von Jahr zu Jahr ging es schlechter ... immer schlechter“, erinnert sich Dumitru. Auf die Frage an die Interviewten, ob sie gedacht hätten, es ginge immer so weiter, kommt die Antwort „Nein“. „Es ging nicht mehr“, so die einstimmige Meinung. Selbst Crina, die Radio Freies Europa nicht gehört hat, sagt:

„Aber man spürte, dass es nicht mehr lang dauern konnte. Jedes Mal, wenn Ceaușescu verreiste, dachten wir uns: Gott, wenn es jetzt einen Staatsstreich gäbe. Denn die ganze Zeit verließ er das Land in arabische Länder mit was weiß ich, ... es gab Gerüchte, ... scheinbar waren sie wahr ... dass Iliescu [Staatspräsident 1990–1996 und 2000–2004] aus Moskau eingesetzt würde.“

Dabei wird die Anspannung insbesondere in das Jahr 1989 verlagert. Am 31. März 1989 gab Ceaușescu bekannt, dass das Land schuldenfrei sei, änderte aber nichts an seiner Rhetorik<sup>12</sup>:

„Dieselbe Theorie: ‚Dass wir nicht [imitiert Ceaușescus Stimme] ...‘ Natürlich, dass die Leute in Panik gerieten, es lag in der Luft, ... es war ein Zustand der extremen Spannung. Extrem! Ich war bei einer Kontrolle in Moldova und man hat uns nach Bukarest gerufen, während der Kongress stattfand. Ich weiß nicht mehr, warum man uns nach Bukarest gerufen hatte, und ... der Zug aus Moldova [...] wurde in jedem Bahnhof von Miliz umstellt, Polizei, sie war nicht bewaffnet, aber überhaupt, dass sie da waren ... in jedem Bahnhof, zwei bis drei neben jedem Waggon, ... umringt. Sicher dass in diesen Jahren ... ging es nicht, dass nicht etwas passieren würde. Im Monat November herrschte ein extrem gespannter Zustand, Angst, man fand nichts“ (Dumitru).

Die Revolutionsereignisse selbst wurden mit Euphorie und Angst erlebt, letztere vor allem resultierend aus den Schüssen der bis heute in ihrer Identität ungeklärten Scharfschützen. „Wir wussten einfach nicht, was passieren würde“, so Nicolae. Auch die anderen InterviewpartnerInnen berichten von Chaos und dem Gefühl der Ungewissheit angesichts eines Ereignisses, das bis heute als „Revolution oder was das schon war“ (Zoe) umstritten ist. Von den Befragten hatte keiner mit einem Systemumsturz gerechnet, nur auf ein Ende Ceaușescus und einen „Sozialismus mit menschlichem Gesicht“ (Crina) gehofft.

### Überlebensstrategien – die alltägliche Resistenz

Bis heute existiert die Idee von der Duldsamkeit als einem Charaktermerkmal des rumänischen Volkes (Blandiana 1993: 117–119). Die Nationalsage „Miorița“ wird als „hymn of endurance“ (Cârnelci 1997: 89) gedeutet, und der erste kommunistische Führer Gheorghe Georghiu-Dej nahm sich selbstgewiss heraus zu behaupten, Maisbrei (Bestandteil typischer rumänischer Gerichte) explodiere nicht – womit er eine gängige Redewendung geschaffen hat. Selbst innerhalb der damaligen Periode wurde dieser Mythos verarbeitet:

Ceaușescu und ein chinesischer Journalist. Fragt der Journalist: Man sagt, dass in Rumänien Hunger herrscht, Genosse Präsident. Ceaușescu: Das rumänische Volk widersteht. Journalist: Man sagt, in den Häusern sei es sehr kalt. Ceaușescu: Das rumänische Volk widersteht. Journalist: Mit Zyankali haben Sie es wohl noch nicht versucht?

„It was easy to believe in so-called national characteristics. In the case of the Romanians, this would mean that they would sit out the Ceaușescu era however long it would last“, kommentiert der einstige amerikanische Botschafter Rumäniens, Harry Barnes, seinen Eindruck aus dem Jahr 1989 (Barnes 1992: 4). Fragt man die Rumänen selbst nach ihrem Überleben, wird die Frage mit einem Satz beantwortet: „Wir haben uns zurechtgefunden. (*Ne descurcam.*)“ Doch was

verbirgt sich hinter diesem „Zurechtfinden“ an strategischen und taktischen Verhaltensweisen und Alltagsspraktiken, denen unter den gegebenen Umständen existenzieller Gehalt zukommen musste?

### *Schlangestehen als „Lebensart“*

Die Wirtschaftspolitik Ceaușescus beschränkte sich nicht auf den makroökonomischen Bereich (extreme Importreduzierung bei gleichzeitigem Versuch, Exporte zu forcieren), sondern dehnte ihre Maßnahmen auch auf den einzelnen Verbraucher aus. Bereits im Jahr 1980 wurde aus einzelnen Regionen von Lebensmittelrationierungen berichtet (Moore 1981). Großflächig wurden Lebensmittelkarten für Güter des täglichen Bedarfs dann im Sommer 1981 eingeführt (Shafir 1985: 117f.). Verkäufer wurden angewiesen, die rationierten Produkte nur Bürgern zu verkaufen, die ihren Wohnsitz oder Arbeitsplatz in der entsprechenden Gegend hatten: Der Ausweis (*Buletin*) wurde zur Voraussetzung für den Erwerb der Ware. Neben der Rationierung bestimmter Lebensmittel wurden im Februar 1982 auch die Preise von 220 Lebensmitteln um 35 Prozent erhöht (Pissulla 1983: 382). Augenfälligste Folge dieser Verordnungen war, dass in Rumänien Schlangen vor Lebensmittelgeschäften in den achtziger Jahren (wieder) zu einer „fundamental institution“ (Martor 7/2002: 132) des täglichen (Er-)Lebens wurden. Im Rumänischen gibt es drei sprachliche Wendungen für das Schlangestehen: *a sta la coadă, a stața se așeza la rând, a stața se așeza la șir*<sup>13</sup>, wobei sie letztlich alle das gleiche Phänomen beschreiben:

„Eine menschliche Ansammlung, die in Abständen auftritt, sich spontan bildet und ordnet, und deren Funktion in der Konkurrenz und Unsicherheit aller Teilnehmer zur Erlangung eines Gutes (oder Dienstes) besteht, dessen Angebot kleiner als die Nachfrage ist“ (Câmpeanu 1994: 26).

Pavel Câmpeanu arbeitet in seiner Analyse des Schlangestehens in Rumänien noch weitere Differenzierungen heraus: Erstens bedeute „spontan“, dass in der Mehrzahl der Fälle nicht planbar war, wann man einkaufen konnte, sondern es zuvor kurzfristig die Information gegeben hatte, vielleicht war es auch nur ein Gerücht, dass irgendwo Ware geliefert wurde. Sprachlich spiegelte sich dies in der Formel „es gibt etwas“ (*se dă ceva*) wieder; die gängige Frage angesichts einer Menschenansammlung lautete „Was gibt es?“ (*Ce se dă?*). Diese Wendung hat im Rumänischen einen stärker passiven Charakter als im Deutschen und müsste eigentlich mit „Was wird gegeben“ übersetzt werden, um der dahinter stehenden Haltung näher zu kommen. Wann „es etwas gab“, was „es gab“ und vor allem, wie viel es davon „gab“, war unsicher, was nach Câmpeanu die zweite Besonderheit der Schlange in einer Mangelwirtschaft ausmachte (ebd., 26), denn Ware konnte ausbleiben oder wenn sie geliefert wurde, war doch nicht genug für alle da. (Dass die Waren rationiert waren, hieß nicht, dass jeder die ihm zustehende Menge

bekam. Es bedeutete vielmehr nur, dass in keinem Fall jemand mehr bekam.) Diese Unsicherheiten betrafen alle in der Schlange stehenden, das dritte Merkmal ist demnach eine in der Schlange hergestellte „radikale Egalisierung“ (ebd., 27). Die Menschen hatten eine Sache gemeinsam: das Ziel, etwas zu bekommen. Dieses gemeinsame Ziel sowie der gemeinsame Akt des Wartens-Müssens vereinte auf der einen Seite, jedoch erinnern sich die Befragten auch daran, wie sich, sobald die Ware geliefert wurde, Unruhe ausbreitete und gedrängt wurde. Letztlich verhinderte die faktische Konkurrenz im Anstehen für eine begrenzte Menge, dass es zu einer wirklichen Solidarität kommen konnte (ebd., 30). „Bis zur Rationierung“ habe „der Kampfspruch“ geheißen: „Geben Sie nicht so viel, damit es für alle reicht! Geben sie jedem nur eins ...“, erinnert sich Zoe.

Da das Schlangestehen für rationierte Portionen die einzige vom Staat vorgesehene Möglichkeit der Nahrungsmittelversorgung war, war sie wohl auch die Unbeliebteste. Auf die Frage, wie sie ihre Lebensmittel erworben haben, antworten die Befragten unwillig, wenn die Rede auf die Schlangen zu sprechen kam. Insbesondere Alleinstehende distanzieren sich von den Schlangen und gaben an, auch ohne die entsprechenden Güter ausgekommen zu sein.

„Hören Sie mir auf mit Fleisch, das gab es ja kaum! Die Leute standen um drei Uhr nachts mit Stühlen, denn sie setzten sich und standen nicht vor den Geschäften, weil es verboten war, denn wenn ein Ausländer vorbeikam, sollte er die Schlange nicht sehen. Die Schlange bildete sich also hinter dem Geschäft. Die Leute standen ab drei Uhr, weil die Ware meistens von acht bis neun oder zehn Uhr kam. Und wenn sie nicht um neun Uhr kam, gingen die Leute schön nach Hause. Und hatten eine Nacht verloren. (Pause) Ich habe nicht angestanden. Lieber habe ich auf Fleisch verzichtet“ (Zoe).

Vielen ist es gelungen, Fleisch und auch andere Güter auf alternativen Wegen zu organisieren. Die in den Interviews angegebenen Prozentzahlen dessen, was regulär im Geschäft gekauft wurde, variieren zwischen 40 Prozent und 100 Prozent. So oder so bleibt das Anstehen in der Schlange ein qualitatives Moment: „Ein Mensch, der Schlange steht, der Dutzende Minuten in der Bushaltestelle warten muss, ist ein erniedrigter Mensch“, bemerkt der Schriftsteller Stelian Tănase in seinem Tagebuch (2002: 22). Das Gefühl der Erniedrigung nach drei Stunden des Wartens für Fleisch thematisiert eine weitere Zeitgenossin wie folgt:

„I went home with it, but I felt so angry and humiliated, that I minced it immediately, although I was aware it was very good for steaks. And for the next two days I fed my cat, and I was very happy that she did not feel humiliated at all. From that moment, I swore never to queue again for anything; I was only one person, I could afford to eat vegetables“ (Martor 7/2002: 138).

Faktisch organisierten sich die Leute vor Ort. Insbesondere wenn abzusehen war, dass die Wartezeit sehr lang sein würde, wurden Listen derjenigen gemacht, die in der Schlange standen (ebd., 136; eigene Interviews). So konnten die Leute zwischendurch nach Hause gehen und später wiederkommen. Familienmitglieder lösten sich beim Schlängestehen ab. Man konnte auch angeben, es käme noch jemand, und so einen oder mehrere Plätze freihalten. Bei nichtrationierten Waren gab es das Produkt einmal pro Person in der Schlange (und nicht die Menge für die Familie, unabhängig davon, wer oder wie viele in der Schlange standen). Das führte dazu, dass Kinder untereinander „verliehen“ wurden, so dass es auch Nachbarn oder Freunden gelingen konnte, mehr Ware zu bekommen (ebd., 134; eigene Interviews). Vor allem Rentner standen viel Schlange, weil sie am meisten frei verfügbare Zeit hatten. Aber auch die Kinder, die draußen spielten, konnten ihre Familien schnell benachrichtigen, wenn sich eine Schlange formierte. Der informelle Handel begann streng genommen bereits in der Schlange, indem die Leute zum Teil etwas kauften, was sie später weiterverkaufen würden:

„Es gab einige, die standen vier bis fünf Stunden Schlange und anschließend verkauften sie teurer. [...] Ich stand nie Schlange, ich hatte keine Geduld, aber, weil das Kind ja da war und doch ernährt werden musste, gab ich ihnen, ich weiß nicht wie viel ...“ (Minerva).

Die „mühsame Beschaffung des Allernotwendigsten“ (Plesu 2003a: 3) strukturierte notwendigerweise den Tag, insbesondere wenn mehrere Familienmitglieder zu versorgen waren:

„Ich hatte einen ganz festen Rhythmus: Jeden Tag stand ich um vier Uhr morgens auf, damit ich Schlange stehen konnte. Morgens gab es Milchprodukte. Milch, Käse, Joghurt, ... auch damit ich, wenn das Geschäft öffnete, unter den ersten war, um etwas abzubekommen, denn die Mengen waren begrenzt. Und nachdem ich Schlange gestanden hatte, kam ich nach Hause, ließ das Essen dort und ging zur Arbeit. Und meistens kam ich dann wieder gegen fünf Uhr nachmittags nach Hause“ (Maria).

Katherine Verdery spricht speziell im Hinblick auf den rumänischen Fall von einer „Verstaatlichung“ der Zeit, wobei „the immobilization of bodies in food lines“ das nach außen offensichtliche Beispiel dieser Zeitpolitik sei. Aber, so kommentiert Victoria Isabella Corduneanu die Beschreibungen einer Verkäuferin: „Her depiction of the queues describes active social actors, who were discontent and who protested“ (Corduneanu 2003b: 215). Dies spiegelt sich auch in den für die vorliegende Arbeit geführten Interviews wider. Ohne das System zu befürworten, hatte die Bevölkerung die nötigen Regeln zu seiner Beherrschung erlernt.

#### *Nutzung von Posten, Privilegien und Beziehungen*

Neben dem Schlängestehen für Nahrungsmittel gab es die Möglichkeit, Posten und Privilegien zu nutzen, um sich zu versorgen. Zum einen ermöglichten bestimmte „occupational ties“ (Ledeneva 1998: 125) beziehungsweise „sozio-ökonomische Positionen“ (Corduneanu 2003a: 273f.) besonderen Zugang zu Waren, zum anderen auch Beziehungen von Familie, Freunden und Bekannten – den „people of the circle“ – bis hin zu besonders aktiven Schwarzhändlern<sup>14</sup> oder „useful people“ aus anderen sozialen Schichten, zu denen man in irgendeinem Verhältnis stand (vgl. Ledeneva 1998: 121):

„Many Romanians in Ceaușescu’s era chose the second and third options. Whenever possible, they preferred to use their bodies in time toward reproducing households and local relations rather than toward promoting the power of the Romanian state and its ruling Communist Part“ (Verdery 1996: 241).

Die folgenden Ausführungen geben mitnichten ein umfassendes Bild der informellen Wirtschaft, die im Jahre 1987 laut Schätzungen „bei über 20 percent des Nationaleinkommens liegen dürfte oder bei 35–40 percent des offiziellen Einkommens der Bevölkerung“ (Brezinski 1987: 237).<sup>15</sup> Wichtig ist jedoch festzuhalten, dass die Bevölkerung durch den nicht ausreichend funktionierenden „Rationierungsmechanismus [...] gezwungen [wurde], sich über informelle Kanäle mit den notwendigen Gütern zu versorgen“ (ebd., 228).<sup>16</sup> Während illegale Handlungen auf der einen Seite vom Staat streng verurteilt und propagandistisch verteufelt wurden, tolerierte die Nomenklatura weitgehend Verstöße:

„To satisfy the needs of society, denied many basic goods and services [...] a second economy has appeared in Romania. At first it was a shadowy world of moonlighters and small private entrepreneurs acting more or less illegally. These activities still exist in Romania, but what is novel is the recent appearance of a more sophisticated form of the second economy within the official economy, utilizing its workers, buildings, equipment, raw materials, and energy, even during official working hours. What is even more interesting is that it involves not only workers but also some managers and even party officials“ (Situation Report 1984).

Man kann davon sprechen, dass das Beziehungsnetzwerk zunächst primär horizontal, offensichtlich aber mehr und mehr auch vertikal funktionierte, zwischen den verschiedenen sozialen Schichten und Funktionsträgern (vgl. zur möglichen Systematisierung von informellen Netzwerken: Ledeneva 1998: 104–138). Im Folgenden werden die verschiedenen Optionen, sich zu

helfen, exemplarisch am Beispiel der Befragten vorgestellt. Da das Sample der Befragten mit 15 sehr klein ist, wurde die Systematisierung nach Tätigkeitsfeld und nicht nach abstrakten Kriterien vorgenommen: Angela war damals als Verkäuferin tätig, Dumitru Angestellter im Ministerium und die anderen – als Akademiker – münzten ihr geistiges Kapital in Geld beziehungsweise Beziehungen um.

1) Obwohl im Handel generell die niedrigsten Löhne gezahlt wurden, ist Angela, damals Verkäuferin, die einzige der Befragten, die sagt, sie habe gar keine Versorgungsprobleme gehabt:

„Wir, die wir dort gearbeitet haben, nahmen nicht nur ein Paket Butter, wir nahmen zwei, damit ... na! [...] Normal, dass ich auch für meine Mutter etwas nahm, damit sie nicht in der Hitze Schlange stehen musste oder was weiß ich, dass, ... aber ein Paket Butter, mein Gott! [...] Das ist doch normal! Nicht in großen Mengen, ... das isst man nicht in Mengen, und da es jeden Tag etwas gab ..., gab es kein Problem“ (Angela).

Das Rechtfertigungsbedürfnis resultiert nicht erst aus der gestellten Frage, sondern wurde schon damals geboren:

„Und selbstverständlich blieben einige, nachdem die Ware alle war, ohne ein Paket Butter. Und naja, dann fing es an, dass sie sagten ... ihr habt euch bedient, es ist eure Schuld, ihr habt etwas weggegeben, [...] ihr habt etwas verkauft, ihr habt ... diverse Dinge. Ja. So war das“ (Angela).

Verkäuferinnen bildeten eine privilegierte Subgruppe im System, da sie sich selbst mit Lebensmitteln versorgen konnten und darüber hinaus ein strategisch einsetzbares Tauschmittel in der Hand hatten, mit dem sie andere Güter und Dienstleistungen bezahlen konnten. Darüber hinaus sicherten sie sich ihren Posten, indem sie für Kontrolleure oder andere offizielle Personen etwas hinter dem Tisch zurückbehielten: „[B]ecause if you didn't... they came from the office, militiamen came, or people from other institutions, and you had to serve them, otherwise you were categorised as incapable. It was not right, no matter what you did“, wie sich eine Verkäuferin in Corduneanu Studie äußert (Corduneanu 2003b: 214). Gegen diese Taktik habe sich die Schlange stehende Bevölkerung bisweilen gewehrt und mit der Behauptung, die Verkäuferin hielte etwas zurück, Polizisten herbei geholt. Dies konnte zu Ungunsten der Verkäuferin ausgehen (ebd. 215), ebenso aber konnte hinter der Ladentür ein weiterer Deal dafür sorgen, dass die zurückgelegte Ware anstatt in die Hände der Vielen in die des Staatsmachtvertreters gelangte (vgl. auch Martor 7/2002: 78):

„Als aufschlussreichstes Paradigma sei das des Kontrolleurs genannt: Immer wenn man ‚ohne Ticket‘ erwischt wurde (also in jeder Situation, in der man die offiziellen Regeln

überschritt), konnte man sicher sein, dass man mit demjenigen, der eingesetzt war einen zu sanktionieren, zu einem Einverständnis kommen würde, so dass das, was dem Staat hätte zukommen sollen, zwischen den beiden zivilen Akteuren geteilt würde“ (Kivu 2003: 11).

Da der direkte Zugriff auf die Ware selbst das begehrteste und notwendigste Kapital in jener Zeit war, wurden die Verkäuferinnen nicht selten und auch nicht ohne Grund beneidet und zugleich mit Missgunst betrachtet. Sie bildeten auch unter sich einen „circle“, der sich gegenseitig aushalf (vgl. Ledeneva 1998: 124): Als Angela später von den Milchprodukten zum Brotverkauf wechselte, legten ihre vorherigen Kolleginnen ihr Produkte zurück.

Ähnliche Möglichkeiten der (Selbst-)Versorgung hatten Angestellte in der Lebensmittelindustrie, wobei die Toleranz des Staates für dieses Verhalten dort zum Teil niedriger war, zumal wenn es sich um Branchen handelte, in denen Exportquoten erfüllt werden mussten:

„Ob man gestohlen hat? Alle stahlen! Also ... das war auch bekannt, aber wichtig war, dass man daraus kein Geschäft machte, dann wurde sofort konfisziert. [...] Einfach so, ein Paket Butter, ein Paket Fleisch, eine Schokolade, ein Kilo Zucker, ein Paket Mehl, ein Brot, was weiß ich, das machten alle ...“ (Dumitru).

Produkte seien teilweise direkt in den Fabriken umgesetzt worden. In den Jahren ab 1984 sei man zum Teil zu dem Schluss gekommen, dass die Leute, die veruntreuten, sich die Produkte andernfalls doch wieder über den Markt organisieren würden. Also ließ man sie gewähren. In einigen Lebensmittelfabriken sei man sogar zu konkreten Abmachungen übergegangen, dass die Mitarbeiter pro Monat zehn Kilogramm Fleisch bekamen, aber dies seien Ausnahmen gewesen. All diese Taktiken seien bei den staatlichen Kontrollen stillschweigend toleriert worden. Eine weitere Zugriffsmöglichkeit auf Waren ergab sich für Leute, die im Außenhandel tätig waren. Dabei kamen Lebensmittel weniger in Frage als in Rumänien nützliche Tauschprodukte wie Zigaretten, Kaffee, Süßwaren oder aber Geschenke, wie beispielsweise Kinderspielzeug.<sup>17</sup>

2) Für höhere Staatsbeamte gab es eigene Geschäfte, Restaurants und Hotels, in der Regel abgeschirmt gegen den Einblick durch die normale Bevölkerung, beispielsweise im Untergeschoss des Gebäude des Senats in Bukarest. Pierre Bourdieu führt als Ergänzung seiner Kapitalsorten im Hinblick auf „diese Gesellschaft“ (wobei er auf die DDR referiert) den Begriff Politisches Kapital ein (Bourdieu 1994: 29). Dieses nutzte auch der Informant Dumitru in seiner Funktion als Kontrolleur:

„Ich brauchte Fleisch, Aufschnitt, Käse und da ich im System arbeitete – und kontrollierte – sprach ich mit der Leitung und die schickte mir alles [...]. Alles war also einge-

packt und mit einem Preis versehen und ich ging dorthin, um es abzuholen. So war das. Ein Vorteil.“

Dabei bilden sich zwei Seiten des politischen Kapitals heraus. Während Dumitru sich einerseits von den zu kontrollierenden Einheiten versorgen lässt, berichtet er andererseits nicht über die von ihm festgestellte mangelhafte Planerfüllung. Man ist sich also gegenseitig nützlich (vgl. Ledeneva 1998: 121):

„Nein, die Sache war extrem delikat, [...] ich musste sehr vorsichtig sein, denn die, die ich kontrollierte, waren Parteisekretäre, sie hatten eine Stellung im politischen Kader und ... ich hätte sowieso keine Chance gehabt [...] etwas zu ändern, zu revolutionieren, nichts.“

Von beiden Seiten wird in einem persönlichen Interesse gehandelt, das darin besteht, die eigene Position im System zu sichern und den Zugriff auf die Ware zu erhalten. Der Chef einer Fabrik und hohes Parteimitglied kann die Position eines Kontrolleurs und damit dessen mit seinem Posten verbundenen Zugriffsmöglichkeiten gefährden; dieser wiederum kann ihn mit schlechten Planberichten disqualifizieren. Auch in den oberen Hierarchien des Systems machten sich die Beschäftigten gegenseitig die Dinge recht, um ihre Positionen zu sichern, und gingen damit den Weg des geringsten Widerstandes beziehungsweise verfolgten die beste Versorgungsstrategie.<sup>18</sup>

3) Wer weder Kontakt mit dem Ausland noch Verwandte oder Bekannte im näheren Umland Bukarests, in der Lebensmittelbranche oder „im System“ hatte, hatte es sehr viel schwerer: „When these resources were not available, one refers to the need to work hard, asserting that one could manage to make a living out of this“ (Corduneanu 2003b: 217). Insbesondere Akademikern, zu denen die meisten der für diese Arbeit Interviewten gehörten, blieben die oben genannten Privilegien versperrt. Sie mussten daher Wege finden, ihr Bildungskapital in Geld und/oder in Ware umsetzen. Eine gängige Praxis für Lehrer, Hochschulangestellte und Wissenschaftler war (und ist es noch), Privatstunden zu geben, damit die Schüler Klassenabschlüsse und Aufnahmeprüfungen an die Universitäten schaffen. Diese so genannten *meditații* wurden, obwohl sie weit verbreitet waren und einen faktisch privaten Wirtschaftsbereich darstellten, vom Staat toleriert. Mit etwas Glück konnte die Bezahlung direkt in Naturalien erfolgen:

„Es ist wahr, dass ich als Dozentin Privatstunden geben musste. Und ich gebe gerne zu, dass ich den Unterricht auch für Lebensmittel gegeben habe. Denn ich hatte ... man muss bedenken, dass man nichts fand, und ich hatte ein Mädchen, also ich unterrichtete Englisch, und ihre Mutter war Lebensmittelverkäuferin. Und anstatt Geld gab sie mir einige Produkte. Sie gab mir Apfelsinen, Äpfel, sie gab mir, ich weiß nicht, hin und wieder ein Hühnchen, ... was für mich ... mehr zählte als

Geld. Der Tausch war sehr viel vorteilhafter, als wenn sie mir Geld gegeben hätte“ (Carmen).

Aber sowohl Nicolae und Carmen als auch Crina betonen auch die Bedeutung des so dazuverdienten Geldes, um zurechtzukommen. Mariana eröffnet eine neue Perspektive auf die Redewendung „Es gibt etwas“:

„Was wird hier gegeben? Es wurde nicht gegeben, es wurde verkauft, man kaufte mit schwer verdientem Geld! Aber es setzte sich diese Idee durch, dass tatsächlich gegeben wurde und dass es eine Geste der Güte des Regimes, ein Almosen ist, das es gibt. Sieh doch mal, man gibt ... ich weiß nicht was. ‚Es gibt‘ bedeutete, dass man, ich weiß nicht wie viele, Stunden in einer Schlange stand und dass man dann noch mit schwer verdientem Geld kaufte. Es war nichts umsonst!“

Letztlich sind nicht die staatlich festgesetzten Lebensmittelpreise das Hauptproblem, sondern vielmehr die Notwendigkeit, etwa durch Aufpreise oder Geschenke beziehungsweise Tauschgüter unter dem Ladentisch (weitere) Lebensmittel zu erwerben, wenn man nicht immer Schlange stehen konnte oder wollte oder die so erworbenen Güter nicht ausreichten. Geld kam somit in jenen Jahren durchaus ein hoher Bedeutungswert zu. Ein möglichst umfassendes Netz von Beziehungen war darüber hinaus in jeder Hinsicht von Vorteil. Nicht umsonst war die allseits beliebte Auflösung des Kürzels der rumänischen kommunistischen Partei PCR „*Pile-Cunoștiințe-Relații*“: „Vitamin-B-Bekannte-Beziehungen“. Wurden Verkäuferinnen und Staatsbeamte generell misstrauisch beäugt – in den Interviews abgrenzend durch „sie“ (vs. „wir“) gekennzeichnet –, hatte im konkreten Fall jeder in seinem Umkreis eine Beziehung in den einen oder anderen Personenkreis, außerdem jemanden, der eine Kuh oder einen Garten hatte, einen Bauern kannte, der schwarz in der Stadt verkaufte usw.<sup>19</sup>

„Aus dem totalitären System erwuchs spontan ein Beziehungsnetz, das bemerkenswert wirkungsvoll war, und dazu beitrug, dass die sozialen Leistungen unerwartet gut waren, unter den gegebenen Bedingungen. Sicher, wer nicht weiß, wie man damals lebte (ich beziehe mich auf die moralische und materielle Misere) könnte entrüstet sein, dass in diesem Kontext der Begriff Leistung benutzt wird. Die Leistung bestand im Überleben“ (Corduneanu 2003b: 217).

Weder Möglichkeiten noch Beziehungen waren per se gegeben, sie mussten – aus der Not(-wendigkeit) geboren – geschaffen und aktiviert, mit Gefälligkeiten gepflegt und durch ständiges Taktieren in Einklang gebracht werden mit offiziellen Verpflichtungen wie der Anwesenheit am Arbeitsplatz und dergleichen.<sup>20</sup> Nur so gelang es den Menschen „mit und in der herrschenden Kulturökonomie die zahlreichen und unend-



lichen Metamorphosen des Gesetzes dieser Ökonomie in die Ökonomie ihrer eigenen Interessen und Regeln, um[zu]frisieren“ (Certeau 1988: 15).

„Die Taktik hat nur den Ort des Anderen. Sie dringt teilweise in ihn ein, ohne ihn vollständig erfassen zu können und ohne ihn auf Distanz halten zu können. [...] Sie ist immer darauf aus, ihren Vorteil ‚im Fluge zu erfassen‘. Was sie gewinnt, bewahrt sie nicht. Sie muss andauernd mit den Ereignissen spielen, um ‚günstige Gelegenheiten‘ daraus zu machen“ (ebd., 24).

In den Erinnerungen tauchen auch Begriffe wie Misere und Armut auf, aber immer im Kontext ihrer Bewältigung:

„Ich habe Ihnen gesagt, man lebte schlecht, man aß schlecht, aber paradox, die Leute versorgten sich, und das nicht nur, wenn ein Produkt auf dem Markt erschien [...]“ (Dumitru).

Auch Gabriela stellt fest:

„Paradox, durch seine [die des Ehemanns, Anm. d. Verf.] extrem hartnäckigen Aktivitäten auf diesem Terrain, weil ihm bewusst war, dass von ihm unsere Ernährung abhing, und weil er die Gabe zu haushalten hatte, kann ich nicht sagen, dass uns in dieser schlechten Zeit etwas gefehlt hat. Wir hatten im Gefrierschrank immer an einer Stelle Pakete mit Fleisch, Käse, Butter, Gemüse. [...] Der Ausdrück, der am besten die Sorge dieser Periode illustriert, war: ‚Du musst es schaffen, dich zu versorgen‘.“

Mehrfach taucht die Wendung auf: „Wir sind nicht vor Hunger gestorben ...“, die jedoch noch im gleichen Atemzug ergänzt wird durch ein „aber“, das die vielfältigen Aktivitäten oder auch das „Glück“, die eine oder andere Beziehung gehabt zu haben, impliziert.

#### „Wir haben uns zurechtgefunden“ – Reflexionen über die Gründe

Aus westlicher Perspektive – und die Verfasserin nimmt sich nicht aus – ist die sozialistische Gesellschaft mit ihren vielseitigen informellen Funktionsweisen, der Duplizität von und gleichzeitigen Differenz zwischen offiziellen und inoffiziellen Transkripten sowie der Hinnahme bestimmter materieller Mangelzustände immer mit einer gewissen Exotik behaftet. Und ob Wissenschaftler sich unter der Fragestellung „what made socialism durable?“ (Konopásek/Kusá 1999: 63–81) oder „what made it fall?“ (Verdery 1996: 19–38) ihrem Gegenstand zuwenden: in ihren Analysen rekurren sie oft auf dieselben Aspekte des realsozialistischen Systems. Im Folgenden geht es darum, einige

Erklärungsmuster aus den Interviews, aber auch aus dem öffentlichen rumänischen Diskurs im Hinblick auf die eigene Vergangenheit und insbesondere die gravierende materielle und geistige Beengtheit im Rumänien der achtziger Jahren vorzustellen.

#### Gewöhnung an Portionierung

Im Grunde genommen“, schreibt der rumänische Philosoph Andrei Pleșu, „nahmen wir das Katastrophale der Not nicht mehr wahr“ (Pleșu 2003a: 3). Dieser (scheinbar) banale Umstand spiegelt sich auch in den Interviews:

„Wir gewöhnten uns an die Schlangen“, sagt Crina, „nach so vielen Jahren der Armut und Repression sahen die Leute in diesem ganzen System sogar eine Sicherheit, dass zumindest jeder sein Stückchen hatte.“

Auch bei Daniela taucht diese „Portion“ auf, die einerseits alle hatten, und die andererseits wiederum aus frustrierend wenig bestand:

„Ich glaube wiederum, dass es eine ... dumme Führung war, weil wir ... so portioniert waren. Wie sage ich ‚portioniert‘? Eigentlich ist es genau das Wort: eine Portion Kultur, eine Portion Belehrung, eine Portion Essen, eine Portion Urlaub ... Für die Mehrzahl war das gut, denn wenn eine Portion Essen und sagen wir eine Portion Urlaub gesichert waren, interessierte es nicht mehr, dass es keinen Zugang zu Information gab, zu Kultur, zu richtiger Kultur, nein ... die Portion, die sie bekamen [reichte].“

#### Relative Freuden

Während Pleșu beschreibt, wie die Menschen – als paradoxe Folge der Not – begannen sich über die kleinsten Dinge und unerwarteter Weise nicht eingetretene Schwierigkeiten zu freuen (Pleșu 2003a: 3), entwerfen rumänische Soziologen das „Gesetz der relativen Frustration“: Es habe keinen Neid untereinander gegeben, „sondern nur eine Summe gruppenspezifischer Frustrationen, die sich wechselseitig bestätigten, aufschaukelten, ausglich etc.“ (Oschlies 1998: 44). Materielle Kompensationen werden in der Zeitschrift „Lebensqualität“ charakterisiert als

„ganz klein und ständig bedroht. Die Befriedigungen waren oft künstlich und hatten als gemeinsamen Nenner die Erlangung der ‚verbotenen Frucht‘. Und da so gut wie alle ‚Früchte‘ verboten sind ... Derjenige, der etwas ‚bekommt‘ freut sich angesichts eines gewissen ‚Prestiges‘ gegenüber denjenigen, die eine bestimmte Sache ‚kaufen‘, die of-

fenkundig schwer zu beschaffen ist. Und diese letzteren haben ein irgendwie geartetes Überlegenheitsgefühl gegenüber denjenigen, denen es nicht einmal gelungen ist, zumindest etwas zu kaufen“ (Mațavan/Vrănceanu 1990: 25).

### *Fehlende Vergleichsmöglichkeiten*

Abgesehen von der direkten Umgebung fehlten vielen Menschen die Vergleichsmöglichkeiten:

„Ich glaube, wenn ich vor der Revolution in den kapitalistischen Ländern gewesen wäre und gesehen hätte [was es dort gibt], hätte ich wohl komplett gelitten“ (Crina). „Ich hatte keinen Vergleich. Die ganze Zeit dachte ich mir [...], dass etwas nicht stimmt ... [...] Wir waren alle auf einem niedrigen Niveau. Weißt du, wie das durchschnittliche rumänische Lebensniveau aussah? Wenn jemand ein Haus, ein Auto, einen Farbfernseher und ein Videogerät hatte, gehörte er zu denjenigen auf der Sonnenseite des Lebens. Darüber hinaus ... wussten wenige, dass sie sich etwas wünschen, ... es war ihnen nicht bewusst, warum sie mehr wollen sollten“ (Geta).

Damit ließe sich Wolf Oschlies' These bestätigen, der der rumänischen Revolution den Status einer „Konsumrevolution“ abspricht – zumindest, wenn man dabei an den Traum von modernem westlichen Konsum denkt (Oschlies 1998: 58). „Ich dachte an nichts ... es gab nichts, woran man denken konnte, weil das auch ein Ziel war. Das Ziel war, dass man nicht mehr dachte. [...] Abends war ich müde von ... von so viel Herumläuferei und der Arbeit, dass mir nichts mehr in den Sinn kam“, erinnert sich Nicolae. Deprivation und Demoralisierung müssen komplett gewesen sein, wie sich in Befragungen im November 1990 widerspiegelte:

„Contrary to expectations, judged against the low standard of living and the many deprivations endured under the past regime, the population's satisfaction with living conditions is not very low. [...] But, on the whole, the prevalence of satisfaction over dissatisfaction probably is the result of a low level of aspirations rather than of a high standard of living“ (Datulescu 1992: 143).

### *Manövrierräume*

Zdenek Konopásek und Zuzana Kusá analysieren die „Realität“ kommunistischer Systeme unter dem Prinzip der Partialität: Es habe allen Teilnehmern, sowohl den mächtigen als auch den machtlosen, Raum für Manöver und gegenseitige Verhandlungen gegeben. Aus verschiedenen Darstellungen von rumäni-

scher Seite wird hier deutlich, dass diese erst nach der Wende allgemein bewusst wurden. Ins Land strömende Ausländer hätten nach 1989 nicht nur die prekäre materielle Lage der Menschen mit Erstaunen zur Kenntnis genommen, sondern „ebenso einen gewissen Reichtum an sozialen Beziehungen [...]. Es war, wir würden es später bemerken, eine immense Konzentration an sozialem Kapital“ (Kivu 2003: 11). Crina lässt mehrfach, auch als Distinktionsmerkmal gegenüber der Gegenwart, in ihre Erinnerung einfließen: „Aber die Menschen waren solidarisch“, und Daniela äußert:

„Man konnte zu jemand anderem gehen und ihn um einen Gefallen bitten. Wenn man wusste, dass die entsprechende Person eine Parteifunktion, Bekannte oder die Möglichkeit hatte, einem zu helfen. Und es ist wahr, dass die Person ... unabhängig davon, ob es sich um irgendeinen Parteiaktivisten handelte oder einen Direktor auf Parteilinie, ... sogar versuchte, einem zu helfen. Und oft gelang es. Das System ... war ... funktionierte ... ich meine vor allem mehr in Bezug auf das Menschliche und das Verständnis, ... Seele“ (Daniela).

### *Refugien*

Fast alle Befragten kommen in ihrer Erinnerung auf das Stichwort „Kultur“ zu sprechen: auf die Schwierigkeiten, sich ein gutes Buch zu beschaffen oder eine Theaterkarte, aber auch die hohe Qualität, die kulturelle Veranstaltungen gehabt hätten. „Das Theater war eine der, wie soll ich sagen, ... Möglichkeiten, durch die ... man entfliehen konnte. [...] Karten fürs Theater fand man nur sehr, sehr schwer“, erzählt Nicolae und erinnert sich an einen Abend, an dem „Tartuffe“ gespielt wurde und der Satz „Denn unser König ist ein guter König! Ein wahrer König!“ vom Schauspieler mit der Stimme Ceaușescus ausgesprochen und vom Publikum tobend bejubelt wurde. Wenn ein Buch erschien, sei dies „ein wirklich gutes Buch“ (Crina) gewesen. Minerva sagt, sie habe beim Wandern in den Bergen die Armut des sonstigen Lebens vergessen. Und Ludmila erzählt ausführlich über die regelmäßige Möglichkeit „ans Meer und in die Berge“<sup>21</sup> zu fahren.

### **Transformation: Neue Knappheiten, alte Strategien?**

Wesentlicher Referenzpunkt aller Erinnerung, ob mündlicher Art oder in Zeitungsartikeln, ist die Gegenwart (Berteaux/Berteaux-Wiame 1985: 150ff.). Mit der Methode der Oral History lässt sich erfragen, wie die im Sozialismus sozialisierten Menschen mit den neuen Werten umgehen, was mit ihren Einstellungen geschah und geschieht, wie sie Veränderungen bewerten und den Nach-Wende-Alltag erleben. Und sicherlich ist es kein Zufall, dass die Befragten in ihrer Erinnerung der sozialistischen Zeit fast inflationär häufig die Begriffe „selbstverständlich“ oder „wie alle

wussten“ einfließen lassen. Damit bringen sie einerseits zum Ausdruck, dass sie sich in ihrer damaligen Umgebung auskannten, die Funktionsweisen des Systems durchschaut hatten und sich bei Bedarf aus der Verlegenheit ziehen konnten. Andererseits erscheint ihnen die damalige sozialistische Welt mit ihren Regeln und Gesellschaftsstrukturen vielleicht erst angesichts der Gegenwart als „einfach“, da ihnen die derzeitigen Lebensumstände und Lebensregeln noch nicht vertraut sind.

Das Anstehen für Nahrungsmittel und ihr Horten sind Alltagshandlungen, die weitgehend obsolet geworden sind. Trotzdem wirken sie als Erfahrung in der einen oder anderen Weise fort: Alle Befragten erwähnen, jemanden zu kennen, der nach wie vor auf Vorrat einkaufen würde, gerade bei älteren Menschen habe sich eine angesichts der gegenwärtigen Warenvielfalt und -menge diffus wirkende Angst erhalten, am nächsten Tag könne es etwas nicht mehr geben. Maria steht immer noch früh um vier auf, geht dann aber ins Internet und nicht zum Lebensmittelladen. Irina sagt, wenn sie heute für irgendetwas anstehen müsse, stelle sie sich etwas abseits. Auf die Aufforderung ordentlich in der Reihe zu stehen, habe sie einmal geantwortet: „Du bist wohl nicht mit Schlangen groß geworden?!“ Hier kommt eine Bewältigungsstrategie der achtziger Jahre zum Tragen, die weniger mit der Handlung selbst zu tun hat, als mit dem damaligen Gefühl der Entwürdigung. Diesem wollen die Befragten am wenigsten wieder begegnen.<sup>22</sup>

Der Warenmangel stellt im derzeitigen Alltag kein Problem mehr dar, trotzdem können sich die Befragten selbst im Lebensmittelbereich nicht alles leisten. Die meisten erwähnen, dass das Einkaufen nach wie vor mit viel Disziplin verbunden sei, größere Anschaffungen nicht machbar seien. Dadurch behalte die strategische Kommunikation, wann es wo etwas günstig gäbe, nach wie vor an Wert: „Die ganze Zeit reden wir nur darüber ....“ (Daniela; vgl. auch Roth 1991: 181–195).

Generell wird von den Befragten eher beklagt, dass das alte Wissenssystem der „Beziehungen“ nicht mehr funktioniere. Rainer Neef und Mihaela Stanculescu belegen in ihrer jüngsten Publikation jedoch eindrücklich den Anteil von Schwarzarbeit und informellen Beschäftigungsformen im heutigen Rumänien, die oft aus eben diesen „Beziehungen“ hervorgingen (Neef/Stanculescu 2002). Ist „Beziehungsfilz“ demnach eine überkommene Struktur aus sozialistischen Zeiten? Auch einige der Interviewten baten, nicht von ihren Zusatzverdiensten zu schreiben, da es sich um illegale Beschäftigungsverhältnisse handle. Die Befragten verweisen auf die Notwendigkeit des Zuverdienstes, da ihr offizielles Einkommen nicht ausreiche. Dies ist im jeweils individuellen Kontext glaubwürdig. Jedoch zeigt sich auch in allen Interviews ein eklatant geringes Vertrauen in den Staat und seine Institutionen, was auf eine problematischere Dimension dieses Verhaltens verweist: die bewusste Abwendung vom Staat und seinen Vertretern. Daniel Nelson spricht von Apathie und Misstrauen der Bevölkerung (Nelson 1992: 174; zur

„sozialen Produktion von Misstrauen“ vgl. Giordano/Kostova 2002).

Dies lässt sich in den eigenen Interviews bestätigen. Jedoch gäbe es – so die Meinung der meisten Befragten – gute Gründe aus der Gegenwart dafür: „Neue Zeiten, immer noch die alten“, fasst Nicolae es zusammen und bezieht sich auf die alte Nomenklatura, die vielfach noch das politische Geschehen bestimme. Mehrere erinnern sich mit Empörung, dass der Ernährungswissenschaftler Iulian Mincu, der mit dem Programm für Wissenschaftliche Ernährung in Verbindung gebracht wird, im Jahr 1992 Gesundheitsminister wurde. Die Befragten stellen sich als aktive Rezipienten der gegenwärtigen politischen Geschehnisse dar, was sie aber erst recht davon überzeugt, sich besser ohne den Staat zurechtzufinden. Angela, die ehemalige Verkäuferin, ist die einzige, die sich dem Überleben auf eigene Initiative zu entziehen scheint: Sie hat sich krank schreiben lassen, in der Hoffnung, in den Vorruhestand versetzt zu werden (die Arbeit sei nicht mehr, was sie einmal war). Die Gruppe der Akademiker verweist auf die Notwendigkeit zu arbeiten (grundsätzlich wird das marktwirtschaftliche System nicht in Frage gestellt), bekennt aber, sich das Altersleben zumindest ohne existenzielle Überlebensängste vorgestellt zu haben. Da das Ziel der Politiker sei, sich durch ihre Posten lediglich zu bereichern, sei die Abkehr von der Politik nur natürlich. Geta, eine Mittdreißigerin und ehemals als Schwarzhändlerin tätig, hat von ihrer Pragmatik am wenigsten verloren:

„Schon hört man mehr und mehr Stimmen, die sagen: Es war besser zu Ceaușescus Zeiten. Nein! Das sind Verrückte, glaub mir! [...] Denn diese Idee geht in Rumänien nicht unter: Der Staat ist verantwortlich für mich. Hach, warum sollte er verantwortlich für dich sein? [...] Viele sagen: ‚Der da, warum klaut der?‘ Na, klau auch du, wenn du kannst. Kannst du das? Weißt du, von wo? Weißt du, wie es geht? Denn nicht einmal das ist sehr einfach, oder?“

Die Frage, ob es sich bei diesen Verhaltensweisen um die alten, unter Ceaușescu erlernten Strategien – wie beispielsweise das Stehlen, das in Rumänien ein extremes Problem darstellt und darstellte – oder um für die Gegenwart notwendige Überlebensstrategien handelt, muss immer wieder gestellt werden. Neuere Arbeiten weisen darauf hin, dass es teilweise die alten Strategien sind, die das individuelle Überleben im derzeitigen Alltag absichern (Lutz 2000: 69–111). Zu einem nicht unwesentlichen Anteil müssen diese Verhaltensweisen aber auch als Folge der prekären Folgen der Wende begriffen werden (Pollack 1997: 8; Hann 2002; Seeth 1998). Gleich geblieben ist, dass die Überlebenshandlungen der Individuen weiterhin taktischer Natur bleiben und nur das individuelle Über-die-Runden-Kommen sichern, während sich am allgemein niedrigen Lebensstandard nichts ändert, weil eine Besserung von der Masse nicht strategisch eingefordert wird.

## Literatur

- Alexandrescu, Sorin 1993: Rumania's Belated Take-Off. An Essay on Political Transition. In: Iliana Gregori, Angelika Schaser (Hg.): Rumänien im Umbruch. Chancen und Probleme der europäischen Integration. Bochum: Winkler, 47–62.
- Balla, Bálint 1978: Soziologie der Knappheit. Zum Verständnis individueller und gesellschaftlicher Mängelzustände. Stuttgart: Enke.
- Bertaux, Daniel; Isabelle Bertaux-Wiame 1985: Autobiographisches Erinnern und kollektives Gedächtnis. In: Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis: die Praxis der „Oral History“. Frankfurt/Main: Syndikat, 146–165.
- Bertaux, Daniel, Marina Malysheva 1994: Le modèle culturel des classes populaires russes face au passage à l'économie de marché. In: *Revue d'études comparatives Est-Ouest*, 25: 197–228.
- Blandiana, Ana 1993: Les racines du mal roumain: de l'angoisse prophylactique à l'indulgence occulte. In: Iliana Gregori, Angelika Schaser (Hg.): Rumänien im Umbruch. Chancen und Probleme der europäischen Integration. Bochum: Winkler, 117–119.
- Bourdieu, Pierre 1998: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brezinski, Horst; Paul Petersen 1987: Die Parallelwirtschaft in Rumänien – ein dynamischer Sektor. In: *Südosteuropa*, 36(5): 227–244.
- Brüggemeier, Franz-Josef 1987: Aneignung vergangener Wirklichkeit – Der Beitrag der Oral History. In: Wolfgang Voges (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslauforschung. Opladen: Leske und Budrich, 145–169.
- Câmpeanu, Pavel 1994: România: Coadă pentru hrană. Un mod de viață. Bukarest: Litera.
- Cărneci, Radu 1997: Miorița. Bukarest: Orion.
- Ceaușescu, Nicolae 1985: Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees. XIII. Parteitag der Rumänischen Kommunistischen Partei erstattet von Genosse Nicolae Ceaușescu, Generalsekretär der RKP. 19.–22. November 1984. Berlin: Ditz.
- Certeau, Michel de 1988: Kunst des Handelns. Berlin: Merve-Verlag.
- Chelcea, Liviu; Puiu Lăteș 2000: România profundă în comunism. Dileme identitare, istorie locală și economie secundară la Sântana. Bukarest. Nemira.
- Cordeanu, Victoria Isabela 2003a: Rememoria perioadei comuniste și penuria economică: o modalitate de cercetare a trecutului recent al României. In: Mirela-Luminița Murgescu, Simion Câlția (Hg.): *Exerciții întru cunoaștere. Societate și mentalități în noi abordări istoriografice*. Iași, 265–282.
- Cordeanu, Victoria Isabela 2003b: Remembering State Socialism in the 1970s–1980s in Romania: from Official Memory to the Memories of the ‚Dominated‘. Unveröff. Manuskript, Florenz: EUI.
- Datulescu, Petre 1992: Social Change and Changing Public Opinion in Romania After the 1990 Election. In: Daniel N. Nelson (Hg.): *Romania After Tyranny*. Boulder, San Francisco, Boulder: Westview Press, 127–148.
- Flick, Uwe 1995: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek.
- Gabanyi, Anneli Ute 1987: Gorbachev in Bukarest: Rumänisch-sowjetische Differenzen treten offen zutage. In: *Südosteuropa*, 36(5): 267–275.
- Geppert, Alexander C. T. 1994: Forschungstechnik oder historische Disziplin? Methodische Probleme der Oral History. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 45: 303–323.
- Giordano, Christian; Dobrinka Kostova 2002: Die soziale Produktion von Misstrauen. In: Christopher Hann (Hg.): *Postsozialismus. Transformationsprozesse in Europa und Asien aus ethnologischer Perspektive*. Frankfurt, New York: Campus, 117–139.
- Häkkinen, Antti (Hg.) 1992: Just a Sack of Potatoes? Crisis Experiences in European Societies, Past and Present. Helsinki: SHS.
- Hann, Christopher (Hg.) 2002. *Postsozialismus. Transformationsprozesse in Europa und Asien aus ethnologischer Perspektive*. Frankfurt, New York: Campus.
- Kivu, Mircea 1993: Al meu, al tău, al nostru. In: *Dilema*, 11(532), 13.–19.6.1993: 11.
- Konopásek, Zdeněk; Zuzana Kusá 1999: Political Screenings as Trials of Strength. Methodological consequences of the relativist perspective in oral history research. In: Daniela Koleva (Hg.): *Talking History*. International Oral History conference. Kiten: Lik, 63–81.
- Ledeneva, Alena V. 1998: Russia's Economies of Favours. Blat, Networking and Informal Exchange. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lüdtkke, Alf 1989: Einleitung. In: Derselbe (Hg.): *Alltagsgeschichte: Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Lutz, Ronald 2000: Knappheitsmanagement. Über den subjektiven Umgang mit Arbeitslosigkeit. In: Derselbe (Hg.): *Knappheitsmanagement (= Erfurter Sozialwissenschaftliche Reihe, Bd. 1)*. Münster, 69–111.
- Martor 2002. The 80ies in Bucharest (= Martor. The Museum of the Romanian Peasant Anthropology Review, 7).
- Mațavan, Gabriel; Radu Vrâncănu 1990: Calitatea vieții – element fundamental în proiectare noii societăți. In: *Calitatea Vieții*, 1(1): 21–32.
- Moore, Patrick 1981: The Romanian Malaise (= RAD Background Report/333 (Romania), 3. Dezember 1981). HU OSA 300–8–3 [Archiv des Open Society Institute in Budapest].
- Neef, Rainer; Mihaela Stănculescu (Hg.) 2002: The Social Impact of Informal Economies in Eastern Europe. Aldershot: Ashgate.
- Nelson, Daniel N. (Hg.) 1992: *Romania After Tyranny*. Boulder: Westview Press, 127–148.
- Niethammer, Lutz 1985: Einleitung. In: Derselbe (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis: Die Praxis der „Oral History“*. Frankfurt/Main: Syndikat, 7–36.
- Oschlies, Wolf 1998: Ceaușescu Schatten schwindet. Politische Geschichte Rumäniens 1988–98. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Pissulla, Petra 1983: Rumänien. In: Hans-Hermann Höhmann (Hg.): *Die Wirtschaft Osteuropas und der VR China zu Beginn der achtziger Jahre. Neuer Aufschwung oder Jahrfünft der Krise?* Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer, 249–293.
- Pissulla, Petra 1990: Rumänien. Erblasten der Vergangenheit erschweren die Reform. In: Klaus Bolz (Hg.): *Die Wirtschaft der osteuropäischen Länder an der Wende zu den 90er Jahren*. Hamburg: Verl. Weltarchiv, 141–194.
- Pleșu, Andrei 2003: Über die Freude in Ost und West. Rede von Andrei Pleșu zur Eröffnung der diesjährigen Salzburger Festspiele. In: *Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien*, 29.7.2003: 3.
- Portelli, Alessandro 1997: Tryin' to Gather a little Knowledge. Some Thoughts on the Ethics of Oral History. In: Derselbe: *Battle of Valle Giulia. Oral History and the Art of Dialogue*. Wisconsin: University of Wisconsin Press.
- Roth, Klaus 1991: Erzählen im sozialistischen Alltag. Beobachtungen zu Strategien der Lebensbewältigung in Südosteuropa. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 87: 181–195.
- Roth, Klaus 1999: Praktiken und Strategien der Bewältigung des Alltagslebens in einem Dorf im sozialistischen Bulgarien. In: *Zeitschrift für Balkanologie*, 35(1): 63–77.
- Seeth, Harm to 1997: Russlands Haushalte im Transformationsprozess. Einkommens-, Armuts- und Versorgungsanalyse (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 5, Volks- u. Betriebswirtschaft, Bd. 2098). Frankfurt/Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Peter Lang.
- Shafir, Michael 1985: *Romania: Politics, Economics and Society: Political Stagnation and Simulated Change*. Boulder, Colo.: L. Rienner Publishers.
- Situation Report (Romania) (1984): Starvation Rations for Romania? 1/7. January 1984, 3–4. HU OSA 300–60–1 (Standard of Living: Food).
- Tănase, Stelian: *Acasă se vorbește în șoaptă: dosar și jurnal din anii țării ai dictaturii*. [Sprechen im Flüsterton: Dossier [= Securitate-Akte] und Tagebuch aus den späten Jahren der Diktatur]. Bukarest (Compania) 2002.
- Thompson, Paul 1988: *The Voice of the Past*. Oral History. Oxford, New York: Oxford University Press, 2. Auflage.

Verdery, Katherine 1996: What was Socialism and what comes next? Princeton: Princeton University Press.

Welzk, Stefan 1982: Entwicklungskonzept Zentrale Planwirtschaft – Paradigma Rumänien. Saarbrücken, Fort Lauderdale: Breitenbach.

#### Endnoten

<sup>1</sup> „Die vorgelegten quantitativen Argumentationen werfen die Frage nach der Tragfähigkeit der verwendeten Daten auf. Zum ersten ist die Publikationsfreudigkeit im Fall Rumäniens noch weit geringer als in anderen Zentralen Planwirtschaften, zum zweiten gelten die vorgelegten Daten als nicht sehr gefestigt. [...] Für die verbreitete Vermutung der Datenfälschung ergeben sich indes keine Anhaltspunkte“ (Welzk 1982: 8). Bezüglich der ‚Publikationsfreudigkeit‘ seit bestätigend hinzugefügt, dass die Seitenzahl des rumänischen statistischen Jahrbuches „Anuarul Statistic“ von 735 im Jahr 1981 auf 128 im Jahr 1988 sinkt, wobei speziellere Informationen wegfallen und nur noch in groben Zügen wirtschaftliche Entwicklungen ablesbar sind. Zoe, eine Interviewpartnerin, die in den achtziger Jahren in der Handelskammer als Übersetzerin gearbeitet hat, erinnert sich, dass eines Tages die Direktive kam, dass – wohl um Nachprüfbarkeit zu vermeiden – nicht mehr geschrieben werden sollte, wo etwas produziert wurde. Eine Kollegin machte dann den Witz, irgendwann würde es nur noch heißen: „Irgendwo wurde irgendetwas produziert.“

<sup>2</sup> Siehe v.a. die Artikel in „Südosteuropa. Zeitschrift für Gegenwartsforschung“, hg. vom Südost-Institut in München.

<sup>3</sup> Als die Bestimmung mit Symbolcharakter sei das Dekret genannt, das die Registrierung von Schreibmaschinen und Kopiergeräten verordnete; in: Buletin Oficial al Republicii Socialiste România, Teil 1 vom 30. März 1983, dokumentiert in: Südosteuropa, 32. Jg., 1983, S. 368–372.

<sup>4</sup> Isabela Corduneanu hat in ihrer Studie über die Erinnerung an den Sozialismus ebenfalls im Hinblick auf die Mangelwirtschaft festgestellt, dass die beiden Geschlechter und die verschiedenen ethnischen Gruppen von diesen Problemen gleichermaßen betroffen waren: „Alle Befragten bieten die gleiche Perspektive auf Homogenität in Bezug auf die Armut“ (Corduneanu 2003a: 276).

<sup>5</sup> Eine so genannte „Ordin“ (Nr. 76 vom 6. März 1975) aus dem Gesundheitsministerium. In Kopie erhalten von Iulian Mincu, Ernährungswissenschaftler, der mit dem Programm in Verbindung gebracht wird, sich aber in Gesprächen mit der Verfasserin im Sommer 2003 nach Kräften distanzierte.

<sup>6</sup> „Program privind actiuni si măsuri ce trebuie întreprinse pentru promovarea unei alimentații raționale a populației“, 1978. Lose Kopie von Iulian Mincu, siehe Anm. 5.

<sup>7</sup> Gefahr von zu viel Zucker und Süßigkeiten: Atherosklerose, Diabetes und Ermüdungserscheinungen. Vgl. z.B. Patras(sch)cu, Ioana: Gras si frumos, o concepție care intră în conflict cu sănătatea [Dick und schön, ein Konzept, das mit der Gesundheit in Konflikt gerät]. In: România Libera, 3. Januar 1981. Auch die Gefahr früherer Sterblichkeit findet Erwähnung.

<sup>8</sup> Auch fanden sich in der Presse einschlägige Rezepte, z.B. wie man Milch aus Sojabohnen herstellen kann oder wie man ein Sojasteak zubereitet (Romanian Situation Report, Nr. 14, 2. Dezember 1988, S. 11f.).

<sup>9</sup> Georgescu, E.: Programul de aprovizionare al Populației cu Alimente pe semestrul 1.1983 și necesitățile ei reale [Programm für die Ernährung der Bevölkerung mit Lebensmitteln für das erste Halbjahr 1983 und die realen Notwendigkeiten]. Sendematerial von Radio Free Europe vom 1. Februar 1983. Der Autor rechnet vor, dass der nötige durchschnittliche Fleischkonsum, um auf die berechnete Anzahl Kalorien zu kommen, 60 bis 70 kg pro Jahr betragen müsste. Vorgesehen für die erste Jahreshälfte 1983 waren jedoch nur 8 kg pro Einwohner. Ein ähnliches Auseinanderklaffen präsentierte er für Fisch, Milch, Zucker und Kartoffeln.

<sup>10</sup> Häkkinen erwähnt auch im Kontext schwedischer und finnischer Hungersnöte: „[E]fforts were made to teach the deprived population to eat substitute plants [...]. In spite of the severe situation, the propaganda got very thin results. The people were unwilling to change their eating habits [...]. In Finland the propaganda was met by strong mistrust of the new customs, and towards the local officials“ (Häkki-

nen 1992: 13).

<sup>11</sup> Andere Ersatzprodukte, die häufig Erwähnung finden, sind der mit Ersatzstoffen versetzte Kaffee „nechezol“; ebenfalls von schlechter Qualität und aus Soja hergestellt sei das Öl gewesen. Ludmila erinnert sich, wie es ihr einmal gelungen war, Kaviar zu besorgen, der dann durch das schlecht schmeckende Öl ungenießbar wurde. Milch und Butter waren ebenfalls gestreckt mit Wasser. Als Fleisch wurden oft die nicht exportierbaren Reste aus den Fabriken verkauft: viel Knochen und Fett, wenig Fleisch. Die Liste ließe sich erweitern. Zum Teil gab es auch Strategien zur Qualitätsaufbesserung, beispielsweise das (Selbst-)Trocknen von Salami auf dem Balkon oder hinter dem Kühlschrank. Das traditionelle Gericht Sarmale (gefüllte Wein- oder Kohlblätter) habe Geta bisweilen statt mit Fleisch mit Schinken zubereitet etc.

<sup>12</sup> Auch nichts an der Wirtschaftspolitik: in den ersten neun Monaten des Jahres 1989 werden die Importe im Vergleich zum Vorjahr nochmals um zehn Prozent gesenkt, während der Export konstant blieb (Pissulla 1990: 174).

<sup>13</sup> Coadă bedeutet Schlange oder Schwanz, *a sta la coadă* ist die gebräuchlichste Verwendung; rând bedeutet eigentlich Reihe, ebenso wie șir, das auch Kette bedeuten kann; *a sta* = stehen; *a se așeza* = sich setzen/Platz nehmen.

<sup>14</sup> Für Russland macht Ledeneva (1998: 113) besondere „blatmasters“ aus (*blat* = russisch für Beziehungen).

<sup>15</sup> Alleine die Fleischproduktion im Untergrund wurde mit zusätzlichen 23,5 Prozent Rindfleisch und 5,5 Prozent Schweinefleisch beziffert, was insgesamt mehr als zehn Prozent des Pro-Kopf-Fleischkonsums der rumänischen Bevölkerung ausmachte (Brezinski 1987: 229).

<sup>16</sup> Brezinski schreibt weiter: „Im Gegensatz zu den Erscheinungsformen der Schattenwirtschaft in westlichen Ländern ist die Parallelwirtschaft in Rumänien keine Erscheinungsform, die dazu beiträgt, soziale Erschütterungen abzufedern, sondern sie ist eine Notwendigkeit für die Mehrzahl der Bevölkerung, um zu überleben“ (ebd., 243).

<sup>17</sup> Vlad (25) erinnert sich, dass andere Kinder, deren Eltern im Außenhandel tätig waren, beispielsweise Spielzeug der Marke Lego hatten, um das er sie beneidete.

<sup>18</sup> Die Nomenklatura wird von Alexandrescu als „eine herrschende Klasse, die nicht regierte“ bezeichnet, die an Staatsverletzungen mitverdiente, während die Mittelklasse, „für ihren eigenen Profit in einem gesetzwidrigen sozialen Vakuum operierte“. Er resümiert: „The Securitate and its terror protected the regime but could not ensure by itself the long reign of Ceaușescu; real social interest did“ (Alexandrescu 1993: 52).

<sup>19</sup> Dieses System war für jegliche Güter nutzbar: „In jenen Jahren, in denen jeder vom System unterdrückt war, bestand die einzige Überlebenschance eines jeden in seinem Nebenmann: Es gab keine Milch, aber der Cousin eines Nachbarn vom Land konnte einem die nötige Menge im Tausch gegen einige Privatstunden sichern; Kinos wurden nur unregelmäßig von Filmen ‚erobert‘, aber wir verbrachten unvergessliche Abende bei einem Freund – glücklicher Besitzer des magischen Videogerätes, dessen anderer Freund (der einen Schwager hatte, der Pilot bei einer internationalen Fluglinie war) ihm Videokassetten mitbrachte [...]“ (Kivu 2003: 11).

<sup>20</sup> In den Interviews wurde mehrfach betont, wie wichtig das pünktliche Erscheinen am Arbeitsplatz war.

<sup>21</sup> „La mare și la munte“ ist eine in Rumänien typische Wendung für den Urlaub, womit sich oft längere Ausführungen über die Schönheit des Landes verbinden.

<sup>22</sup> Vor allem direkt nach der Wende habe sich die Wendung „Du hast keine Salami mit Soja gegessen“ („N-ai mâncat salam cu soia“) an aus dem Exil zurückkehrende oder sich nach der Revolution zu Wort meldende Rumänen gerichtet – nach dem Motto: „Du weißt gar nicht, was hier los war. Du kannst das nicht beurteilen.“

## Zwischen Emanzipation und Analphabetentum. Identität als Ereignis in Ideologie und Praxis des sowjetischen Eingabewesens

Heike Winkel (Berlin)

### Einleitung

Das sowjetische Eingabewesen ist für die Forschung aus zwei Gründen interessant. Zum einen gelten die Briefe aus der Bevölkerung als wertvolle Quelle, um Meinungsbilder zu rekonstruieren. Der Brief als autobiografisches Genre ist aber vor allem auch ein Ort, an dem sich Identität formuliert. Die Untersuchung der „Briefe an die Macht“ kann deshalb einen wichtigen Beitrag zur Frage leisten, wie sich unter den Bedingungen einer „totalitären“ Kultur so etwas wie Subjektivität formuliert. Es gibt bereits einige Arbeiten, die zeigen, dass die These von der Selbstaufgabe des Subjekts, wie sie vor allem von Anhängern der Totalitarismustheorie vertreten wurde, so nicht haltbar ist. Selbstzensur, Internalisierung bolschewistischer Werte, Rollenspiel und Selbstmodellierung, Widerstand und Pragmatismus sind Begriffe, die einen Eindruck von der Vielfalt der Strategien geben, die im autobiografischen Diskurs der stalinistischen Kultur eine Rolle spielten. Und gerade die Tatsache, dass Identität auf sehr unterschiedliche Weise hergestellt werden kann, macht es wohl unmöglich, von dem totalitären Subjekt zu sprechen. Golf Alexopoulos spricht in diesem Zusammenhang von den „unstable and complex outcomes of Soviet social engineering“ (Alexopoulos 2003: 8).

Betrachtet man das Eingabewesen als einen Ort dieses *social engineering*, ist festzustellen, dass die Instabilität bereits in seiner Struktur angelegt ist. Eine seiner Wurzeln war das aus zaristischen Zeiten überkommene Beschwerderecht, welches auf einer hierarchischen Rollenverteilung beruhte, die mit dem Selbstverständnis des bolschewistischen Systems kaum zu vereinbaren war. Nach der Revolution galt es also das System zu reformieren und wie geplant ab Herbst 1918 die Beschwerdemöglichkeiten auszuweiten sowie die entsprechenden Institutionen zu stärken und gleichzeitig zu verhindern, dass damit auch die Figur des unterwürfigen Bittstellers im kulturellen Bewusstsein tradiert werde. Die formale Lösung bot der von Lenin geprägte Begriff der „sozialistischen Kontrolle“, in dem Partizipation und Kontrolle der Masse zusammengeführt wurden (Mommsen 1987: 111–133). Er machte es möglich, alle eingehenden Briefe, ungeachtet dessen, worüber die Verfasser schrieben – ob sie Kritik an einzelnen Vorgängen oder auch generell am System übten – und wie sie sich selbst darstellten, als Zeugnisse der politischen Partizipation zu bewerten. Unter diesen Bedingungen bot der öffentliche Briefverkehr, was die Redefreiheit und die Selbstdarstellungsmuster anging, einen gewissen Freiraum, auch als in den dreißiger Jahren der ideologische Druck größer wurde. So war es, wie Golfo Alexopoulos gezeigt hat, bei weitem nicht so, dass alle Verfasser versuchten, ein „Soviet self“ zu entwerfen, um ihr Anliegen zu verfolgen (Alexopoulos 1997).<sup>1</sup> Auch gab es nach wie vor viele Bittgesuche, die mit den

devoten Selbstdarstellungsmustern des *čelobit'e*<sup>2</sup> operierten. Die Beschwerde war und blieb eine wichtige Textsorte. Es gab keinerlei Ansätze einer Reglementierung oder gar Sanktionierung solcher Eingaben. Im Gegenteil, sämtliche entsprechenden Direktiven der zuständigen Behörden und politischen Autoritäten, allen voran zuerst Lenins und später Stalins, zielten darauf ab, inhaltliche wie formale Ansprüche in den Hintergrund zu stellen, um die Bevölkerung vor allem zum Schreiben zu ermutigen.

### „Ein Wendepunkt in meinem Leben“. Die ideologische Inszenierung des authentischen Ereignisses

Gleichzeitig wird das Genre aber doch als Ideologieträger funktionalisiert. Das geschieht vor allem dadurch, dass es in zahlreichen propagandistischen Kampagnen immer dann eine wichtige Rolle spielt, wenn es darum geht, die „Stimme des Volkes“ zu instrumentieren. An die Stelle des fehlenden Regelkanons tritt dadurch ein umfangreicher Textkanon, der allen potentiellen Verfassern Schreibvorlagen bietet.<sup>3</sup> Die Kampagnen wiederum stehen im Zeichen der medialen Modernisierung des Landes. Die wohl wichtigste war die Bewegung der Arbeiter- und Bauernkorrespondenten, die – in den zwanziger Jahren gegründet – in den dreißiger Jahren zu einer wahren Massenbewegung avancierte, welche die Umgestaltung des Pressewesens mittrug. Die sowjetische Zeitung sollte keine Zeitung mehr für, sondern von Arbeitern und Bauern sein, und so wurden im ganzen Land kooperationswillige Nachrichtenträger rekrutiert, die sich durch ihre Tätigkeit als erfolg- und einflussreiche Funktionsträger des neuen kommunistischen Systems fühlen konnten. Die Arbeiter- und Bauernkorrespondentenbewegung war bei weitem nicht der einzige Träger des neuen Briefwesens, auch im sozialistischen Wettbewerb (*socialističeskoe sorevnovanie*), bei der Etablierung ideologischer Großprojekte wie der so genannten Stalinverfassung und bei zahlreichen anderen propagandistischen Maßnahmen wurde der Brief eingesetzt.

Die ideologischen Implikationen dieser Entwicklung spiegelt eine kurze Erzählung aus einem Leitfadens zur methodologischen Arbeit in Ausbildungseminaren wider, die im Rahmen der Arbeiter- und Bauernbewegung überall in der Sowjetunion Anwendung fanden. Sie handelt von einem Fabrikarbeiter namens Krupnik und lautet wie folgt.

„Noch vor einigen Jahren hat Krupnik in Dampfkesseln gehaust. In Kohlekisten, unter Zügen reiste er quer durchs Land. Kurz, er führte das ineffektive Leben eines Herumstreuners, wie andere Waisenkinder auch.

Krupnik hat seine Vergangenheit ab-

geschnitten, wie man ein Hühnerauge heraus-schneidet, das einen beim Gehen stört. Krupnik ging in eine Fabrik. Krupniks scharfe Augen bemerkten dunkle Flecken in seiner Abteilung. Er dachte lange darüber nach, mit wem er darüber sprechen sollte. Er beschloss, zur Zeitung zu gehen. In der Redaktion der Zeitung ‚Für das sowjetische Lager‘ schlug man ihm vor, eine Notiz zu schreiben. Das tat er. Auf der Grundlage seines Briefes wurden Maßnahmen ergriffen. Die Mängel wurden beseitigt.

Der junge Arbeiter spürte eine neue Kraft in sich. Er fühlte sich als Herr dieser Fabrik. Man schenkte seiner Stimme Gehör! In den Tagen der Presse, im Mai, schrieb er an die Zeitung: ‚Ich habe zum ersten Mal meinen Namen unter meiner ersten Zeitungsnotiz gelesen. Dieser Moment war ein Wendepunkt in meinem Leben.‘

Heute ist Krupnik ein Aktivist, ein Arbeiterkorrespondent, Mitglied des Komsomol!“ (Pis’ma rabočich 1933: 46f.).

Hier zeigt sich, dass die propagandistische Inszenierung des Genres einen Diskurs hervorbringt, der nicht nur auf den politisch relevanten Inhalt der Briefe abzielt, sondern vor allem auch das Briefschreiben als kulturelle Praxis akzentuiert. Dieses Verfahren ist Teil einer weiterreichenden Strategie, bei der es darum geht, das performative Potential des Genres auszuschöpfen.

Das Verfahren enthält mehrere Aspekte. Der Brief funktioniert unter diesen Bedingungen, das zeigt die zitierte Erzählung deutlich, als Ereignis, das vor allem seinen Verfasser affiziert: Ein Moment des „mythischen Übergangs“ (Witte 1998: 62), in dem die Transgression der alten, ziel- und sinnlosen Existenz zur neuen, im Kollektiv gefestigten sich momenthaft und symbolisch manifestiert. Dieses zivilisatorische Moment gerinnt zum propagandistischen Topos, der in der Literatur<sup>4</sup> und im Film ästhetisch angeeignet wird. Im Film wird dabei besonders deutlich, was auch für die Literatur gilt: Es geht immer wieder darum, dass unerschrockene und engagierte Werktätige mit einem Brief wichtige Ereignisse in Gang bringen und sich damit selbst auszeichnen, und stets wird der Brief dabei medienrealistisch inszeniert. In literarischen Texten werden Briefe nicht erzählt, sondern zitierend angeführt, also gezeigt. Im Film ist es ebenso. In Andrej Medvedkins „Čudesnica“ von 1936 kann man einer ganzen Kolchose dabei zusehen, wie ihre Mitglieder gemeinsam einen Brief verfassen: Um einen Baumstumpf herum sitzend, diktieren mehrere Kolchosbauern einer Bäuerin, die ihre Beiträge aufschreibt, bevor alle nacheinander den Brief signieren.<sup>5</sup> In Grigorij Aleksandrovs „Svetlyj put“ („Der helle Weg“) von 1939, dem sozialistisch-realistischen Märchen von der Wandlung des einfachen Dienstmädchens Tanja Morozova zur Stoßarbeiterin, kann der Zuschauer ihr in einer Großaufnahme dabei zusehen, wie sie einen Brief an den Sovnarkom schreibt und korrigiert, in welchem sie vorschlägt, jede Fabrikarbeiterin solle in Zukunft nicht nur acht, sondern sechs-

zehn Werkbänke beaufsichtigen, um die Produktion zu steigern. Ein Akt, der nicht nur ihre ideologische Reife dokumentiert, sondern auch die Obrigkeit auf sie aufmerksam macht und ihre Karriere beflügelt.

### Schriftrituale und Schreibvorlagen

Die Tendenz, den Brief als Schreibhandlung zu propagieren, hat also den Effekt, dass die Problematik der Subjektconstitution per Brief von der Inhalts- auf die Handlungsebene verschoben wird. Dieser Anspruch prägt auch den autobiografischen Diskurs in der propagandistischen Inszenierung. Der Brief wird immer wieder als Teil und textueller Vollzug ritualisierter Selbstdarstellungen benutzt, wobei genrespezifische Merkmale weit reichend verändert werden. Der wichtigste Genretyp eines rituellen Ego-Diskurses ist der Kollektivbrief. Solche Kollektivbriefe waren gemeinschaftliche Bekundungen, die nicht unbedingt von Gruppen gemeinsam verfasst wurden, sondern oft als Textvorlage zur Abstimmung vorlagen, etwa auf Betriebsversammlungen, Ausschusssitzungen etc. In Form von Broschüren und in allen regionalen und überregionalen Zeitungen wurden solche Briefe regelmäßig veröffentlicht. Verfasst wurden sie zu allen nur denkbaren Anlässen: Jubiläen, Jahrestagen, wichtigen politischen Ereignissen. Formal ähneln sie oft Grußworten oder Absichtserklärungen; es gibt aber auch episch ausgearbeitete Versionen. Als vorgeblich authentischer Ausdruck der „Stimme des Volkes“ findet der Kollektivbrief Aufnahme in den Kanon der sowjetischen Pseudofolklore, die, wie Ursula Justus gezeigt hat, unter der Ägide Maxim Gor’kij’s ab 1934 gezielt gefördert und beschrieben wurde (Justus 2004).<sup>6</sup>

Wie weit reichend dabei die manipulativen Eingriffe in die Genretradition sind, lässt sich eindrucksvoll an der hypertrophen Auffassung des Kollektivcharakters ablesen. Briefe mit – angeblich – bis zu einer Million Verfassern respektive Unterzeichnern symbolisieren das für die Kultur prägende Ideal einer kollektiven Identität und führen zugleich vor, dass diese Kollektivität nicht die Selbstaufgabe des Einzelnen, sondern seine Emanzipation in der Gemeinschaft meint. Die Briefe evozieren den Anspruch auf die Möglichkeit selbstbezoglicher Identitätsstiftung im Schriftmedium und lassen sie gleichzeitig in der Praxis eines öffentlichen Schreibens aufgehen. Das hat erhebliche Auswirkungen auf den autobiografischen Diskurs: In der ritualisierten Briefpraxis wird Identität nicht diskursiv hervorgebracht, sondern in einer textuellen Performance vorgeführt. Die Verfasser erzählen nicht, sie berichten und reproduzieren dabei die symbolische Ordnung. Dazu dient ein begrenzter Kanon etablierter Mythologeme, die alle als Indikatoren für eine vorbildliche sowjetische Entwicklungsgeschichte funktionieren: Die kontrastive Schilderung von Lebensumständen früher und heute, die Meldung von stetig wachsenden Produktivitätssteigerungen und Ernteerträgen, die Aufzählung kultureller Errungenschaften, das Versprechen wachsam gegen innere und äußere Feinde zu sein, Ergebenheits- und Treueschwüre gegenüber Partei und

Regierung – diese und ähnliche Elemente bilden die Versatzstücke einer schier unendlichen Masse von Texten, die kaum voneinander zu unterscheiden sind. In der Inszenierung von ritualisierten Selbstdarstellungen fallen zwei Aspekte von Performativität zusammen: Der Brief kommt als Ereignis zur Aufführung, und er zeigt formelhafte Sprachhandlungen, mit denen sich sowjetische Subjekte konstituieren.

Inhaltlich sind die Selbstdarstellungsmuster völlig homogen, da in der propagandistischen Inszenierung nur bestimmte Muster gebilligt waren, optimistische und affirmative Varianten des ideologisch verfertigten Menschenbildes. Das spiegelt eine grundsätzliche Reglementierung des Ego-Diskurses wider. Bereits in den zwanziger Jahren etablieren sich konkrete, sehr verbindliche Ansprüche an eine mustergültige sowjetische Biografie. Genauso wichtig wie die Umstände und Ereignisse, welche die Summe einer Vita ausmachen, ist dabei, wie sie erzählt wird. Igal Halfin hat in seiner Untersuchung von Kurzbiografien studentischer Parteianwärter in den zwanziger Jahren den Begriff des *master narrative* verwendet, um das Phänomen zu beschreiben, dass viele autobiografische Texte, was das Sujet der Subjektbildung angeht, große strukturelle Ähnlichkeiten mit fiktionalen Texten des sozialistischen Realismus haben (Halfin 1997: 212). Der *master plot* (Clark 1985) des sozialistischen Realismus ist eine Art abstraktes Ideal einer Entwicklungsgeschichte, die als Übergangsprozess eines individuellen Bewusstseins vom Stadium der *stichijnost'* (Spontaneität, Naturkraft) zu dem der *soznatel'nost'* (Bewusstheit) gestaltet ist. Diese mentale Transformation wird auf der Handlungsebene durch „Passagen“ symbolisiert. Thema der Kurzbiografie ist entsprechend die allmähliche Entwicklung des individuellen kommunistischen Bewusstseins, die vor dem Hintergrund von sozialer Herkunft und pragmatischen Lebensbedingungen in der Entfaltung unterschiedlicher Lebensstationen und signifikanter Schlüsselerlebnisse durchgeführt wird (Halfin 1997: 218). Da dieses Identitätskonzept auf der Idee von Wandel und Diskontinuität beruht, spielt in den Selbstdarstellungen insbesondere die Dichotomie von Vergangenheit und Gegenwart eine große Rolle. Die Geschichte des Waisenkindes Krupnik, das es zum vorbildlichen sowjetischen Arbeiter bringt, bietet eine solche vorbildliche Individuationsgeschichte in der denkbar komprimiertesten Form.

### Erzählung und Erzählen. Identität als narratives Ereignis

Diese ideologischen Vorgaben haben maßgeblichen Einfluss auf die Funktion des Briefes als „Biographiegenerator“ (Hahn 1987: 12). In der erzählenden Vergewenwärtigung, so ein Gemeinplatz der Autobiografieforschung, stiftet das Subjekt seinem Dasein Einheit und Zusammenhang. Dies unterstreicht die erzählerische Dimension des autobiografischen Diskurses, die nicht nur für die „größeren“, narrativ komplexeren Genre der Autobiografie und des Tagebuchs wichtig ist, sondern auch für den Brief. Hier kommen Aspekte der Subjektconstitution zum Tragen, die vor allem

auf der Literalität autobiografischer Genres wie dem Brief fußen: Individuation im Medium der Schrift und die introspektive, autoreflexive Selbsterkundung im persönlichen Austausch. Im sowjetischen Eingabewesen spielt sie, so scheint es, eine eher untergeordnete Rolle. Sheila Fitzpatrick hat in ihren Untersuchungen wiederholt darauf hingewiesen, dass nur wenige Verfasser versuchen, ihre Individualität zu betonen und die meisten sich als Verkörperungen einiger standardisierter sozialer Typen wie z.B. Waise oder Stoßarbeiter beschreiben (Fitzpatrick 1996: 98). Selbsterkundung und Selbstpräsentation erscheinen hier in einem antagonistischen Verhältnis, und beide – auch die „Ansätze von Individualisierung“, die Fitzpatrick bei einer kleinen Gruppe von Verfassern ausmacht – möchte sie nicht als Indiz für ein Anwachsen reflexiven Selbstbewusstseins in den zwanziger und dreißiger Jahren generell gelten lassen. Ein Befund, der aber außer Acht lässt, dass diese Strategie in pragmatischen Selbstdarstellungen prinzipiell weit verbreitet ist, in denen es oft weniger darum geht, „Selbstidentifikation im Medium der eigenen Geschichte“ zu gewährleisten, als mit der Erzählung als Handlung vor allem den Anspruch auf Identitätskonstitution zu behaupten (Gumbrecht 1979: 673). Diese Pragmatik der Selbstdarstellung erhält wesentliche Impulse durch eine öffentliche Briefkultur, die genau diesen Handlungsvollzug ausstellt. Vor diesem Hintergrund ist – und das gesteht auch Fitzpatrick ein – auch der Akt, mit dem Verfasser ihre Identität in Szene setzen, Ergebnis einer bewussten Entscheidung, die auf ein ausgeprägtes Bewusstsein für die Existenz unterschiedlicher Identitätsmuster hinweist.

Auch oder gerade angesichts des politischen Drucks ist diese Wahl durchaus komplex. Es gibt zwar ein „autobiografisches Ideal“, aber sehr viele Briefe werden gerade deshalb geschrieben, weil Identität, aus den unterschiedlichsten Gründen, fraglich geworden ist. Die Krisis der Identität verschärft sich – und das ist ein weiterer Aspekt, der im offiziellen Diskurs ausgeblendet wird – durch die Not der Schreibsituation. Sehr viele Eingaben aus den zwanziger und dreißiger Jahren stammen von Verfassern, die des Schreibens kaum mächtig waren und denen sowohl die Regeln des Genres prinzipiell als auch die Normen der Selbstdarstellung schon auf der medialen Ebene der Niederschrift Schwierigkeiten bereiteten.

Vor diesem Hintergrund muss der Schriftakt ganz dezidiert als Moment der Identitätsstiftung verstanden werden, in dem das Subjekt seine Identität allein schon durch die Handhabung der textuellen Dynamik und Tektonik herstellt.<sup>7</sup> Das gilt besonders angesichts des besonderen Status von Sprache in der stalinistischen Kultur, in der „das Wort selbst die Tat sein konnte“ (Sasse 2001: 230). Eine kurze exemplarische Analyse zweier Briefe soll zeigen, dass Verfasser den epistolarischen Diskurs wörtlich nehmen, nämlich als sprachliches Phänomen, und dementsprechend auch ihre eigene Subjektconstitution als textuelle Aufgabe begreifen. Egal, ob Verfasser eine vorbildliche sowjetische Identität abbilden oder eine instabile: im textuellen Vollzug wird die Sprache der Ideologie zum Ort der Einschreibung, an dem sich das Subjekt zugleich entzieht.



### „... und ich habe das Licht gesehen“: Der Neue Mensch erschafft sich selbst

Das auch die exakte Nachahmung des ideologischen Gemeinplatzes eine textuelle Realisation ist, in dem sich die starke Intentionalität der Verfasserinstanz manifestiert, zeigt sich in den Briefen der Werktätigen immer wieder. So zum Beispiel in Vassilij Kadyncevs Schreiben an Kalinin aus dem Jahr 1929, das erhebliche grammatikalische und orthografische Schwächen aufweist (die sich im Deutschen im Übrigen nur sehr ungenügend wiedergeben lassen). Kadyncev eröffnet mit einer im Briefverkehr nicht unüblichen sehr vertraulichen Anrede:

„Sehr geehrter unser Genosse und Väterchen M. I. Kalinin es sendet dir einen Gruß vom Rotarmisten Kadyncev Vasilij und ich wünsche dir alles Gute beim Aufbau des Sozialismus Sie haben zehn Jahre lang einen verantwortungsvollen Posten gelenkt den ihnen alle Werktätigen der UdSSR anvertraut haben Sie haben viel getan in ihrer Periode unseres Fünfjahresplanes und zusammen damit der kollektiven Landwirtschaft auf der Basis des sozialistischen Aufbaus liebes verehrtes Väterchen M. I. Kalinin ...“<sup>48</sup>

Mit dieser Begrüßung steckt Kadyncev den ideologischen Rahmen ab, um dann mit einer sehr eindeutigen Geste fortzufahren:

„... unter diesen Umständen sage ich Ihnen, dass ich ein Knecht bin mich zur Zeit in der Roten Armee befinde bis zum Dienst wurde ich im Dorf von Kulaken ausgepeutet und war ein Analphabet, ungebildet und dunkel ich habe die Worte des Aufbaus nicht verstanden worin ihr Sinn besteht ...“

Die Konzession „unter diesen Umständen“ bezieht sich sowohl auf seine Lebensgeschichte, die er als von der politischen Entwicklung bedingte schildert, als auch auf das Erzählen selbst. Eine Doppelung mit weit reichenden Implikationen, denn hier zeigt sich ausdrücklich, dass Kadyncev einen Prozess des Zitierens in Gang bringt und Identität als textuelle Kategorie versteht. Das gleiche gilt für die Instanz, vor der er sich erschafft. Die „Figur des Gesetzes“, die das Subjekt – mit Judith Butler gesprochen – „performativ ins Sein verurteilt“ (Butler 1998: 46), zeigt sich hier buchstäblich als grammatistische Erwartung. Dieser Erwartung entspricht der Verfasser in einem Sprech-, respektive Schreibakt, in dem er sich, mit Lacan gesprochen, als Subjekt des Aussagens (*sujet d'énonciation*) gegenüber dem Subjekt der Aussage (*sujet d'énoncé*) positioniert. Diese Doppelung allerdings erzeugt im weiteren Verlauf des Textes einen Widerspruch, der sich allerdings als ein scheinbarer erweist. Kadyncev spricht von seiner Alphabetisierung und seiner politischen Erleuchtung, eine Behauptung, die angesichts der sprachlichen Unzulänglichkeit seines Textes durchaus zweifelhaft erscheint. Das Subjekt des

Aussagens prätendiert eine Identität, der es nicht ganz gerecht wird. Dieser logische Antagonismus löst sich in der performativen Setzung eines Subjektes der Aussage auf:

„... ich kannte mich nicht aus in den Vällen, wann der Kulak die sowjetische Macht kritisierte denn weil ich ein Analphabet war, ungebildet und dunkel ich habe damals bei einem Kulaken gelebt und so war es war die Reihe an mir zur Armee zu gehen da hat mir der Kulak gesagt glaub diesen Kommunisten nicht und sieh dich vor schreib dich nicht ein , es sind Gottlose in der anderen Welt werden sie im ewigen Feuer brennen und wenn du auf mich hörst wirst du im Paradies sein das war's, was mir der Kulak gesagt hat aber ich hab's umgekehrt gemacht als ich in die Armee gekommen bin da haben sie mir Lesen und Schreiben beigebracht und ich habe das Licht gesehen und angefangen alles zu verstehen dass die Sowjetmacht uns ins irdische Paradies führt und dem Kulaken Hölle und ich verfluche jetzt die Kulaken zusammen mit der zaristischen Macht.“

Die formalen Schwächen des Textes schwächen also die Verfasserinstanz keineswegs, sondern sind konstituierendes Element der Subjektbildung. Dabei spielt die erzählende Aneignung des ideologisch vorgegebenen Narrativs eine Schlüsselrolle. Die bereits erwähnte Transgression vom alten zum neuen Ich wird mit dem kanonischen Feindbild des Kulaken zusammengebracht und zu einer Geschichte geformt, die durch Ansätze einer szenisch-dialogischen Gestaltung und den Entwurf einer fiktionalen Gegenwelt zur Sprechsituation als persönliche Siegesgeschichte entfaltet wird, aus welcher der Verfasser seine Lehren gezogen hat. Im Moment des Erzählens wird der ideologische Diskurs subjektiviert, was es dem Verfasser ermöglicht, gerade die Bestätigung der symbolischen Ordnung als identitätsstiftendes Ereignis zu zeigen. Diesem Zweck dient auch der Anlass seines Schreibens: Kadyncev berichtet stolz, er habe einen Brief in sein Dorf geschrieben, in dem er Vorschläge zur Verbesserung der Bewirtschaftung des Landes dort gemacht habe, man habe auf ihn gehört, nun ginge es allen besser und seine Leute hätten ihn per Brief gebeten, sie noch weiter zu unterrichten. Genau dafür bräuchte er aber noch Bücher und andere Lehrmaterialien, die Kalinin ihm schicken soll.

Das intratextuelle Ereignis der Auseinandersetzung mit dem Kulaken und die emanzipatorischen Briefe Kadyncevs als metatextuelle Ereignisse bilden auf diese Weise die Schnittstelle, in der Subjekt der Aussage und Subjekt des Aussagens letztlich zusammenfallen.

### Die Schuld der Schrift und die Unschuld der Ahnungslosigkeit

Wenn Identität fraglich wird, rückt das Motiv der Schuld in den Vordergrund. In der sowjetischen Kultur wird es in zwei sehr unterschiedlichen Varianten

ten entfaltet. In der Beichte, vor allem im Kontext der Praxis von Kritik und Selbstkritik (*kritika i samokritika*) relevant, verhandelt das Subjekt seine eigene Schuld; im Lamento geht es darum, Verantwortung für das eigene Schicksal an Andere zu delegieren.<sup>9</sup> Beide weisen die gleiche dichotome Struktur auf wie der autobiografische Diskurs generell. Der Anspruch, sich in authentischem Sprechen zu offenbaren, produziert ritualisierte Formen. Beide sind als Inklusionsstrategien zu verstehen, denn es geht immer darum, einen Makel zu beseitigen und sich als Staatssubjekt wieder zu integrieren. Rein sprachlich betrachtet, haben beide sehr unterschiedliche Effekte. Den der Beichte hat Slavoj Žižek am Beispiel der stalinistischen Schauprozesse verdeutlicht und dazu die Lacansche Terminologie benutzt, die oben schon angeführt wurde. In den Prozessen, in denen die Angeklagten bekanntlich gezwungen wurden, fiktive Geständnisse abzulegen, aufgrund derer sie dann verurteilt wurden, zeigt sich, so Žižek, eine „Spaltung des Subjekts in ihrer reinsten Form: Für den Angeklagten besteht die einzige Möglichkeit, sich auf der Ebene des *sujet d'émonciation* als guter Kommunist zu erweisen, darin, dass er sich selbst auf der Ebene des *sujet d'émoncé* als Verräter bezeichnet“ (Žižek 1991: 53). Dies kann, wie Sylvia Sasse in ihrer Analyse der Schauprozesse und insbesondere des Rede Verhaltens von Bucharin gezeigt hat, durchaus eine intentionale Strategie sein. In der Beichte stellt das Subjekt eine möglichst große Differenz zwischen dem Jetzt des Aussagens, in dem sich das Subjekt als vorbildliches erweist, und einer kompromittierenden Vergangenheit, die es überwunden zu haben behauptet, her. Ein Sprechakt also, der die Struktur einer Entwicklungsgeschichte nachahmt. Im Lamento dagegen behauptet das Redesubjekt eine Kontinuität der Unschuld, welche die Frage von Entwicklung zweitrangig werden lässt.

Der Brief eines Arbeiters aus dem Krasnojarsker Kreis namens Pavel Odegov, der im Oktober 1939 in Kalinins Sekretariat einging, zeigt Schuld als sprachliches Phänomen im doppelten Sinne: Der Text bringt Schuld hervor und offenbart damit eine paranoide Struktur, und macht sie zugleich ungreifbar im Medium der Schrift. Odegov, ein ehemaliger Allunionsratsabgeordneter, ist aus der Partei ausgeschlossen worden, weil man ihm Kontakt zu Volksfeinden und Trinkerei vorgeworfen hat. Um sich zu rehabilitieren, versucht er eine textuelle Logik herzustellen, in der seine Schuld aufgehoben wird. Zu diesem Zweck lässt er die Schuldfrage bewusst in der Schwebe, obwohl er selbst offensichtlich sehr genau weiß, worin seine Vergehen bestehen könnten. Er unterstreicht damit den Performativ seiner Erzählung und betont die Dramatik dieser Strategie bereits in seiner Eröffnung, indem er die Frage der Schuld an den Rezeptionsprozess koppelt:

„Lieber Freund der Werktätigen Genosse Michail Ivanovič. Ich bitte Sie meinen Brief bis zum Ende durchzulesen und mein Schicksal zu entscheiden und in welchem Maß ich schuldig bin, ich lege den Kern der Sache dar und dabei lege ich meinen kurzen Lebenslauf bei.“<sup>10</sup>

Odegov sieht sich bei seinem Unternehmen mit einem grundlegenden Dilemma konfrontiert. Er will mit seiner Erzählung Unschuld herstellen, kommt aber dabei nicht umhin, seine Schuld zu thematisieren. Um dieses Problem zu umgehen, verknüpft Odegov unterschiedliche Schuld diskurse miteinander, um sich an der Schnittstelle dieser Diskurse als Subjekt der Schuld zu entziehen. Das beginnt schon in der Eröffnung, wo er ankündigt, einen Lebenslauf beizulegen, so wie man in einem Anschreiben auf eine Anlage hinweist (im Eingabewesen durchaus üblich).<sup>11</sup> Tatsächlich fügt er keine Anlage an, sondern schiebt den kurzen Abriss seines Lebenslaufs als Sequenz in sein Briefsujet ein. Das Sujet als solches, der „Kern der Sache“, hat aber auch sein Leben und seinen politischen Werdegang zum Thema. Odegov lässt also unterschiedliche Redeweisen über seine Vita, die formelhafte Auflistung relevanter Stationen und die intentional zentrierte und subjektivierete Entfaltung eines Narrativs im Text nebeneinander her laufen. Damit wird die Dichotomie von aufrechter, ehrlicher Selbstrechtfertigung und formal korrekter Erfüllung einer autobiografischen Norm aufgerufen und zugleich minimiert.

Der komplizierten Strategie entspricht ein komplexer Textaufbau. Zuerst schildert Odegov seine Kindheit und Jugend, und zwar so gut es geht als Realisation einer vorbildlichen sowjetischen Vita. Er zeigt sich als Kind der ausgebeuteten Arbeiterschaft der späten Zarenzeit, erwähnt, dass sein Vater, ein Analphabet und ungelerner Arbeiter, die fünfköpfige Familie nicht ernähren konnte, so dass er schon seit seinem siebten Lebensjahr arbeiten musste. Die Schule hat er nicht abgeschlossen, sondern eine Ausbildung als Kupferschmied gemacht und in verschiedenen Städten die unterschiedlichsten Tätigkeiten ausgeübt. Sehr schnell bricht sich allerdings eine eher unschöne Realität Bahn: Er wird krank, verliert seine erste Frau, beinahe auch sein Augenlicht, wird entlassen, ist arbeitsunfähig. 1924 tritt dann offensichtlich eine Wende ein, er nimmt wieder eine Arbeit auf, wird ein Jahr später Parteimitglied und arbeitet bis 1936 als Kupferschmied, wird vielfach prämiert und ist Stoßarbeiter. Damit beginnt der entscheidende Abschnitt seines Lebenslaufs, in dem er sich endgültig als Staatssubjekt formiert und damit auch potentiell schuldig gemacht hat. Seine parteipolitische Karriere will er deshalb auch als Last empfunden haben.

„Im Juli 1936 wurde ich auf der Parteiversammlung der Schiffsmontageabteilung zum Parteiorganisator gewählt und für eine Weile den Partorg Lešichin zu vertreten, der für einen Monat in den Urlaub ging / man muss sagen, dass man mir seit 1926 mehrfach angeboten hat, auf einen verantwortungsvollen Posten zu gehen als Aufstiegskandidat ich habe abgelehnt kraft dessen, dass ich Analphabet und ungebildet bin, da ich seit 1905 mich nicht nur nicht weiter gebildet habe, sondern auch kraft dessen, was in meiner Kindheit war ein Teil hat sich nicht in meinem Gedächtnis festgesetzt und die Parteiorgani-

sationen habt die Frage nach der unbedingten Ordnung nicht gestellt, sondern mich einfach gefragt will er oder nicht. Dieses mal haben sie mich gewählt, gezwungen eine Arbeit zu machen über die ich keine Ahnung hatte, wie organisieren, wie leiten, ich habe angefangen nach den Anordnungen des Parteikomitees der Fabrik zu arbeiten, das in Gestalt des Parteiorganisators der Fabrik Kanin den Parteiorganisatoren der Abteilungen Anordnungen gab, [...] man hat mir im Parteikomitee versprochen, mich zur Fortbildung zu schicken für sechs Monate und versprochen, mich zum Arbeiten befähigt zu machen. Ich habe im Parteikomitee mehr als einmal den Antrag gestellt, mich zu ersetzen, weil ich politisch und technisch nicht reif genug bin, um eine Parteiorganisation zu leiten, [...] Aber man hat mich in keine Kurse geschickt, und am 22. September 1937 wurde ich auf der allgemeinen Parteiversammlung der Fabrik aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen, auf der Versammlung der Parteiorganisation der Zeche wurde in dieser Frage ein strenges Urteil erteilt mit einem Verweis und einem Eintrag in die Personalakte. Diese Entscheidung wurde auch auf der Sitzung des Parteikomitees getroffen und auf der Parteiversammlung der Fabrik hat man die Entscheidung getroffen mich auszuschließen wegen Kontakten zu Feinden und Trinkerei.“

Nach der Schilderung seines Ausschlusses fügt Odegov eine längere Passage ein, in der er noch einmal seine Verdienste als Arbeiter unterstreicht. Hier deutet sich ein scheinbarer struktureller Widerspruch an, der sich später noch vertieft. Politische Unreife und vorbildliche Arbeitsleistungen werden nicht als einander bedingend, sondern als Alternativen begriffen.<sup>12</sup>

In den folgenden längeren Abschnitten setzt sich Odegov mit den Vorwürfen auseinander, die gegen ihn erhoben worden sind. Er schildert eine ganze Reihe von Ereignissen aus der Zeit vor seinem Ausschluss, die kompromittierend gewesen sein könnten: Fälle von eventuellen Begünstigungen, Kontakte zu Personen, die in der Zwischenzeit als Volksfeinde entlarvt worden sind. Seine Darstellungen sind minutiös, nehmen sich aus wie das Protokoll eines Verhörs. Er beschreibt, wie die fraglichen Treffen zustande gekommen sind, wie lange sie dauerten, wie sie abliefen, wer genau anwesend war, worüber gesprochen wurde. Im Modus einer inszenierten Suche nach entscheidenden Fehlern wird die Schuld allgegenwärtig und potentiell unendlich. Diese paranoide Struktur wird an den Stellen besonders deutlich, an denen Odegov den Rahmen des Ereignisses verlässt und über seine Existenz im Ganzen spricht. Als er angibt, anlässlich einer Ehrung einen Essenskorb bekommen zu haben, fügt er aus Angst, man könne ihn deswegen für bestechlich halten hinzu, dies sei das erste Mal in seinem Leben überhaupt gewesen, dass er solche Lebensmittel wie Gebäck, Wurst und Käse auf seinem Tisch „gesehen“ habe. Im Bemühen, den Vor-

wurf zu entkräften, er habe mit politisch diskreditierten Personen eine Angeltour unternommen, wird sogar die Tatsache, dass er sich in der Natur aufgehalten hat, zum belastenden Indiz:

„und noch eine Angelegenheit, wegen der man mich besonders beschuldigt, das ist eine Angeltour, das kam so: [...] Chonin und Kosjagin verabredeten, zum Angeln zu fahren am 6., einem freien Tag sie haben mich auch eingeladen und gesagt, dass Serikov, Parteimitglied und zwei parteilose und außerdem zwei heranwachsende Kinder. Ich habe dem keinerlei Aufmerksamkeit beigegeben und habe nie gedacht, dass das für mich nicht gut sein könnte, [...] der Kommerzialdirektor Razdobarin hat geschrieben, dass er mich mit dem Laster mitnimmt, und dass ist was mir besonders angeschuldet wird dass ich nachdem Chonin entlassen worden war gemeinsam angeln gefahren bin, bis zu diesem Zeitpunkt war ich viele Jahre nicht im Wald, nicht auf der Jagd oder an einem Fluss angeln /ich erinnere mich, dass ich mal in der Kindheit mit meinem verstorbenen Vater war/ und nun, dieses mal bin ich gefahren, wir haben Wein mitgenommen (...).“

Entsprechend den Konventionen von Kritik und Selbstkritik flicht Odegov in seine Erzählung eine Denunziati on ein und beschuldigt mehrere Parteikommissare der Nachlässigkeit in der Bewertung von Arbeitsergebnissen. Dabei bezichtigt er sich auch selbst der politischen Blindheit. Aber immer wieder betont er, dass er selber stets darauf hingewiesen habe, dass er zu ungebildet sei, um einen so verantwortungsvollen Posten zu bekleiden. Die Selbstkritik wird damit gewissermaßen aus den Angeln gehoben, bevor er sie im letzten Abschnitt vollständig aufhebt. Bevor er das tut, steigt er aber völlig unvermittelt in den Abschnitt ein, in dem er seinen „kurzen Lebenslauf“ schildert. Mit einem Schlag ändert sich hier die Rhetorik vollkommen. In den Passagen, in denen er die Verhandlung seiner Schuld inszeniert, bemüht er sich um einen betont neutralen, unpathetischen Stil und um faktografische Dokumentarizität. Als er ansetzt, seine Vita zu schildern, wechselt er in den Duktus der politischen Rhetorik und lässt seinen Lebenslauf buchstäblich in die Rede der Ideologie aufgehen:

„Nachdem ich im Alter von 5–6 Jahren das ganze freudlose Leben bei dem Joch des Z arismus Kapitalismus erfahren habe seit dem 13. Lebensjahr /seit 1906/ in der Fabrik als Kupferschmied arbeitete, bis 1936 im Juli arbeitete als einfacher Arbeiter in meinen Auftritten habe ich auf den Versammlungen bloß versucht, die Massen zu mobilisieren zur Erfüllung der Anweisungen des Führers der Völker des großen Genossen I. V. Stalin und die Anweisungen der Partei und der Regierung und des Volkskommissariats für das

Transportwesen Genosse L. M. Kaganovič, weil ich das gesehen und den Leuten gesagt habe, dass nur erst jetzt und nur bei uns im Land der Räte, im Land der Diktatur des Proletariats die werktätigen besser und fröhlicher leben und vor allem alle ehrlich ergebenden Arbeiter, für die die Arbeit eine Frage der Ehre geworden ist, eine Frage des Ruhms, des Glanzes und des Heldentums. Das ist ein besseres Leben, es ist überall und von überall her zu sehen sogar in den entlegensten Winkeln unser unermesslich großen Heimat, [...] Ich habe [auf den Parteiversammlungen, H.W.] auch über mein vergangenes Leben gesprochen und jetzt unter der Diktatur des Proletariats, über die Errungenschaften, die im neuen Gesetz festgeschrieben sind, der Stalinverfassung.“

Diese zweite, ideologisch einwandfreie Variante, die Redundanzen erzeugt und nicht wirklich in das Sujet passt, wirkt gewissermaßen als Absicherung für den Fall, dass das Geständnisnarrativ seine Wirkung verfehlt. Sie rundet den Hauptteil der Erzählung ab, wodurch suggeriert wird, mit den ideologischen Parolen verabschiede sich ein makellostes Verfassersubjekt. Aber weil es auch noch einen anderen, problematischeren Aspekt dieses Subjekts gibt, dessen Geschichte noch nicht abgeschlossen ist, muss der Text noch fortgesetzt werden. Es folgt also ein sehr langer Schlussteil, der vor allem interessant wird, weil Odegov hier noch einmal das Motiv der fehlenden Bildung und Reife aufgreift. Nun wird es endgültig zum Angelpunkt seiner Selbstdarstellung, denn hier kreuzen sich Geständnis und Beschwerde:

„Ich sage ehrlich, dass ich nie die Unwahrheit gesagt habe und dass was ich in meinem Brief geschrieben habe war vielleicht nicht ganz vollständig, einzelne Momente oder nicht alle Fakten, die ich zugelassen habe wegen meiner man muss sagen, geringen Entwickeltheit als Folge dessen, dass mir seit meiner Kindheit Unterricht nicht anziehend erschienen ist und auch nicht erscheinen konnte wegen meiner schlechten Lebensbedingungen, um so mehr, als ich im Sommer, anstatt mich wie ein Schüler auszuruhen, arbeiten musste.“

Es ist erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit Odegov seine politische Unreife, die ihn als Staatssubjekt eigentlich diskreditiert, als Verteidigungsargument benutzt. Damit setzt er eine sehr eigenwillige Gewichtung in der ideologisch brisanten Dichotomie von Handeln und Bewusstsein. Sehr viele Mechanismen der politischen Praxis insbesondere der stalinistischen Kultur unterstreichen die Bedeutung des Bewusstseins als Instanz, an der politische Subjekte gemessen werden. Die Taten gelten als Indikator eines richtigen Bewusstseins. Odegov formuliert sich ausschließlich als Handlungssubjekt und schreibt den ideologischen Diskurs damit um. Er stilisiert seine Unreife zum schweren Schicksal und bedient sich damit der Dynamik des Lamentos,

die das schwache Subjekt von jeglicher Verantwortung befreit. Nur wenige Zeilen später jedoch räumt Odegov ein, sich genau damit auch schuldig gemacht zu haben:

„[...] das ist natürlich keine Rechtfertigung für mich, ich hätte lernen müssen und nicht nur fähig sein mich mit den neben mir stehenden Arbeitern zu unterhalten, solche wie ich, sondern ich hätte die Arbeit in der Produktion mit dem Unterricht vereinbaren sollen, das habe ich nicht getan (...).“

Spätestens hier wird deutlich, dass Odegov die Frage von Schuld und Unschuld eindeutig als Phänomen einer textuellen Logik begreift, einer Logik, die sehr eigenwillig und brüchig ist. Aber ähnlich wie bei Kadyncev führen die narrativen Widersprüche nicht zu einer Schwächung der Verfasserinstanz, sondern unterstreichen im Gegenteil ihre subjektive Intention. Diese Dynamik kulminiert in der zitierten Stelle, in der Odegov seine „geringe Entwickeltheit“ verteidigt. Der Hinweis auf mögliche Auslassungen ist natürlich sehr prekär, wenn man ihn als Hinweis auf einen außertextuellen Referenten, sprich ungenannte kompromittierende Ereignisse begreift. Er verliert seine Brisanz, wenn man davon ausgeht, dass Odegov an dieser Stelle ausdrücklich macht, dass er als textuelles Subjekt weder für seine Taten, noch für seinen Text zur Verantwortung gezogen werden darf. Dieser Freispruch auf der textuellen Ebene soll letztlich schwerer wiegen als außertextuelle Indizien, die gegen ihn sprechen.

### Die epistolare Handlungsmacht des schwachen Subjekts

Es hat sich gezeigt, dass die Heterogenität des autobiografischen Diskurses in der stalinistischen Kultur kein metatextuelles Phänomen ist. Jeder Text, sprich, jedes textuelle Subjekt, ist Schnittstelle unterschiedlicher Diskurse. Irina Sandomirskaja hat in ihrer Untersuchung eines autobiografischen Textes der Sowjetära aus der Feder einer illiteraten Verfasserin versucht zu zeigen, dass die „naive Schrift“ (*naivnoe pis'mo*), wie die literarische Aktivität und die Produkte nichtschriftkundiger Verfasser heißen, nur solche diskursiven Schnittstellen hervorbringt. Dabei sieht sie gerade die Schreibschwäche als Grund dieses Effektes und spricht deshalb insbesondere schlecht schreibenden Verfassern den Subjektstatus ab. Sie erscheinen ihr gewissermaßen als Paradebeispiel für die postmoderne These vom Tod des Subjekts (Sandomirskaja 1996: 50ff.). Dem ist entgegenzuhalten, dass die Schreibschwäche wohl kaum als Kriterium gelten kann, wenn es darum geht, die Frage von Subjektivität in der Schrift zu beantworten. Illiterate Verfasser produzieren Textebenenheiten, in denen die Logik der Sprache besonders deutlich erkennbar wird. Und eben diese Logik funktioniert nicht ohne die Instanz eines Subjekts.

Durch die Tatsache, dass in der stalinistischen Kultur offensiver als je zuvor der Brief in einer medienrealistischen Inszenierung als identitätsstiftendes Er-

ein Ereignis gezeigt wird, wird die sprachliche Beschaffenheit dieser Subjektivität als ihre besondere Qualität gezeigt. Die Handlungsmacht dieser Subjektivität findet ihren höchsten Ausdruck in einer epistolaren Rhetorik, in der alle Facetten von Performativität zusammenfallen. Nicht umsonst haben Forscher auf das in letzter Konsequenz erpresserische Potential hingewiesen, das dem Brief innewohnt: Ein schwaches Textsubjekt zwingt den Adressaten, seine Stärke oder Gnade zu beweisen, indem er zu Hilfe kommt oder verzeiht (Alexopoulos 1997). Odegov geht nicht so weit wie einige seiner Landsleute, die offen mit Selbstmord drohen, sollten sie nicht erhört werden. Aber auch er will eher sterben, als für immer aus den Reihen der Partei ausgeschlossen sein. Diese implizite Drohung kleidet er subtil in eine elegante Rhetorik, die unterstreicht, dass der Brief für ihn einen außergewöhnlichen Kraftakt bedeutet, mit dem er sich doch noch retten will:

„(...) ich schreibe jetzt wegen meines Analphabetismus seit drei Tagen an diesem Brief. Ich werde auf Antwort warten auf meinen Herzerguss.“

#### Literatur

- Alexopoulos, Golfo 1997: *The Ritual Lament: A Narrative of Appeal in the 1920s and 1930s*. In: *Russian History*, 24(1-2): 117-129.
- Alexopoulos, Golfo 2003: *Stalin's Outcasts: Aliens, Citizens, and the Soviet State, 1926-1936*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Butler, Judith 1998: *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin: Berlin Verlag.
- Clark, Katerina 1985: *The Soviet Novel. History as Ritual*. Chicago, London: University of Chicago Press, 2. Auflage.
- Eremyško, Kuz'ma 1935: *Načalo*. In: *Naša molodost'*. Rasskazy molodych brigadirov o tom, ka oni rabotajut, učatsja, život. Rostov na Donu, 15-40.
- Fitzpatrick, Sheila 1996: *Suplicants and Citizens: Public Letter-Writing in Soviet Russia in the 1930s*. In: *Slavic Review*, 55(1): 78-104.
- Gumbrecht, Hans-Ulrich 1979: *Zur Pragmatik der Frage nach persönlicher Identität*. In: Odo Marquard, Karlheinz Stierle (Hg.): *Identität*. München: Fink, 674-680.
- Günther, Hans 1987: *Die Lebensphasen eines Kanons – am Beispiel des sozialistischen Realismus*. In: Jan Assmann, Aleida Assmann (Hg.): *Kanon und Zensur. Archäologie der literarischen Kommunikation*, Bd. 2. München: Fink, 138-148.
- Hahn, Alois 1987: *Identität und Selbsterzeugung*. In: Alois Hahn, Volker Knapp (Hg.): *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*. Frankfurt a.M., 9-24.
- Halfin, Igal 1997: *From Darkness to Light: Student Communist Autobiography During NĖP*. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 45: 210-236.
- Justus, Ursula 2004: *Literatur als Mythenfabrik. I.V. Stalin als literarische Figur in ausgewählten Werken der Stalinzeit*. Bochum: Universitätsbibliothek (elektronische Veröffentlichung).
- Mommsen, Margareta 1987: *Hilf mir, mein Recht zu finden. Russische Bittschriften. Von Iwan dem Schrecklichen bis Gorbatschow*. Berlin, Frankfurt a.M.: Propyläen.
- Murašov, Jurij 1995: *Fatale Dokumente. Totalitarismus und Schrift bei Solženicyn, Kiš und Sorokin*. In: *Schreibheft*, 46: 84-95.
- Pis'ma rabočich i kolchoznikov v gazetu. 1933.
- Sandomirskaja, Irina I. 1996: *Naivnoe pis'mo i proizvoditeli normy*. In: N.N. Kozlova, I.I. Sandomirskaja: *Ja tak choču nazvat' kino. „Naivnoe pis'mo“*. Opyt lingvo-sociologičeskogo čtenija. Moskau: Russkoe fenomenologičeskoe obščestvo, 17-87.
- Sasse, Sylvia 2001: *Fiktive Geständnisse. Danil Kišs konspirative Poetik und die Verhöre der Moskauer Schauprozesse*. In: *Poetica*, 33(1-2): 215-252.
- Stalinskaja konstitucija v poezii narodov SSSR. Moskau 1937.
- Witte, Georg 1998: *Therapeutische Geschichten. Ein autobiographischer und ein heterobiographischer Text Zoščenkos*. In: Klaus Städtke (Hg.): *Welt hinter dem Spiegel. Zum Status des Autors in der russischen Literatur der 1920er bis 1950er Jahre*. Berlin: Akademie-Verlag, 61-76.
- Žižek, Slavoj 1991: *Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Jaques Lacans Psychoanalyse und die Medien*. Berlin: Merve-Verlag.

#### Endnoten

<sup>1</sup> Alexopoulos kommt zu dieser Diagnose bei einer Untersuchung von Briefen so genannter „lišency“, Bürgern, denen man das Wahlrecht entzogen hatte und die um ihre Wiedereinsetzung in diese Rechte baten.

<sup>2</sup> 1) Tiefe Verbeugung, bei der die Stirn den Boden berührt; 2) Bittschrift.

<sup>3</sup> Vgl. zu den unterschiedlichen Typen der Kanonisierung: Günther 1987: 140.

<sup>4</sup> Weniger in den kanonischen Werken des sozialistischen Realismus, sondern in den Texten der „Gebrauchsliteratur“, mit denen der sozialistische Wettbewerb, die Stachanovbewegung und andere Kampagnen begleitet wurden und in der Werktätige ihre Arbeitserfahrungen literarisch umsetzten. Vgl. beispielhaft die 1935 erschienene Anthologie „Naša molodost'“. *Rasskazy molodych brigadirov o tom, kak oni rabotajut, učatsja, život*“, die Geschichten der TeilnehmerInnen am so genannten „Wettbewerb der 150 jungen Brigadiere“ vereint. Dieser Wettbewerb war von einem Komsomolzen namens Kuz'ma Eremyško initiiert worden, um den besten Brigadeführer des Azovo-Schwarzmeerkreises zu ermitteln. Die Kampagne, an der ursprünglich 150 ausgewählte Brigadiere teilgenommen hatten, entwickelte sich bald zu einer Massenbewegung, und die Bezeichnung „150“ avancierte zu einem Synonym für besonders qualifizierte Brigadiere. In den Erzählungen ihres beruflichen Werdegangs räumen die Komsomolzen insbesondere diesem Wettbewerb, der für viele eine Art Schlüsselerlebnis darstellte, einen besonders hohen Stellenwert ein.

<sup>5</sup> Diese Szene hat große Ähnlichkeit mit Vasilij Jakovlevs Gemälde „Goldsucher schreiben dem Schöpfer der Großen Verfassung einen Brief“ von 1937, das wiederum auf Ivan Repins Gemälde „Die Zaporozher Kosaken schreiben dem türkischen Sultan einen Brief“ von 1880 zurückgeht. Jurij Murašov hat dieses Gemälde benutzt, um zu zeigen, dass die Inszenierung von Schrift in der stalinistischen Kultur darauf abzielte, genuine Schrifteffekte wie Selbstreflexion und Individuation zu negieren und „Schrift wieder auf archaische Formen von Orationalität regredieren zu lassen“ (Murašov 1995: 85).

<sup>6</sup> Vgl. den Band „Stalinskaja konstitucija v poezii narodov SSSR“, Moskau 1937, der auch Kollektivbriefe enthält.

<sup>7</sup> Dieser Aspekt wird in der propagandistischen Instrumentalisierung des Genres unterstrichen. In einem Land mit traditionell extrem niedriger Alphabetisierungsquote gilt es grundsätzlich als Zeichen eines ideologisch sehr erwünschten Bildungsethos, wenn man seine Schriftkenntnisse praktiziert.

<sup>88</sup> RGASPI, Fond 78; Verzeichnis 1, Akte 354, Blatt 4-5 und RS.

<sup>9</sup> Zur Praxis der Selbstkritik vgl. zuletzt Erren 2004, zum Lamento Alexopoulos 2003.

<sup>10</sup> RGASPI, Fond 78, Verzeichnis 1, Akte 652, Blatt 50-57.

<sup>11</sup> Odegov formuliert an dieser Stelle unkorrekt, er schreibt nicht „anbei“ (*pri sem*), was die richtige Floskel wäre, wollte man eine Anlage vermerken, sondern „damit“ (*pri etom*).

<sup>12</sup> Diese Einstellung ist zweifellos vom politischen Klima der Großen Säuberung von 1936-1938 beeinflusst.

## „The Right to Happiness“ – Echoes of Soviet Ideology in Biographical Narratives

Kirsti Jõesalu (Tartu)

“The Soviet time – of course, unaccustomed in the beginning, but as the time moved on, the more homely it felt and finally became really own. When looking back, there was nothing wrong with my life under these conditions. I had my beloved work I was good at, had my home – our castle. I’ve not suffered from an empty stomach, not being forced to tramp about, not persecuted, don’t know of having any enemies.”

(female, b. 1923, written in 2001, KV 984: 33)

### Introduction

The establishment of Soviet power in Estonia, in June 1940, was of pivotal nature for the majority of the Estonian population, bringing about for many people dramatic events such as repression, leaving the homeland, and disruption of life trajectories. During the course of time, however, people learned to adjust themselves to the changes taking place in every aspect of life. They developed practices and strategies, necessary to cope with a totalitarian political system that became habitualised over time.

The existent normative order of society collapsed again with the re-establishment of the independent Republic of Estonia, the re-creation of democratic institutions and the transition to a market economy at the beginning of the 1990s. The reform strategy selected in Estonia was that of rapid change. The discourse of rapid and radical social changes was therefore dominant in the public sphere, with an emphasis on individual values. Once again, it was necessary to re-learn and to adjust the current everyday practices to the mechanism of the new individualistic normative system.

As an ethnologist, I analyse the Soviet period through the experience of individuals. The aim of this article is to observe how the Soviet period is being reflected in the post-Soviet biographical narratives. How are the Soviet ideology of that period and the Soviet discourse of the official public sphere being reflected in narratives that focus on personal experience? What is the assessment of the Soviet era in the retrospective narratives? What types of themes tell us about adaptation? I also make an attempt to assess how the public discourse of the 1990s and of the beginning of the 21st century, with regard to Soviet power, is being reflected in these biographical texts. I also examine the perspective of two different generations.

When studying everyday life in Soviet Estonia, it is necessary to differentiate between the periods in which the narrated experiences took place. The pivotal and tragic events of the 1940s and 1950s, the years of war and of repression comprise a separate period. In

Estonia, it is possible to conditionally regard the year 1956 as a critical turn from the “era of chaos” to a “more stable arrangement of life”. This is when the repressed began to return home from Siberia.<sup>1</sup> In biographical stories, the time from the 1960s until the 1980s is considered as a peaceful and stable period.

One of the reasons of focusing on the everyday level of the 1960s-to-1980s period in biographical narratives is the uncertainty of today, i.e. of the moment when Soviet time everyday life is narrated. Thanks to post-war economic development and the decrease of direct repression, the everyday life of the majority of people proceeded in a peaceful and stable manner since the 1960s. Several anthropologists have come to the conclusion that due to the uncertainty prevailing in post-socialist society and the changes in the society’s value system people, when thinking of their future prospects, proceed from their socialist past, longing for the stability and clarity of the dominant practices at the time (Pine 1998; Dečeva 2005).

### 1. Sources and the biographical perspective

The base for the observations in this article is comprised by biographical interviews and written thematic narratives that describe everyday life in Soviet Estonia. The meaning of a biographical narrative for the individual lies in the fact that the narrator or writer is offered an opportunity to tell about those experiences of his/her life which are of significance for him/her or create his/her identity (Lieblich et al. 1998; Chaitin 2004).

The biographical perspective in cultural studies primarily mediates the actual experience of the individuals. It is intrinsic to biographical narratives of diverse nature – be they interviews, written thematic narratives, life stories – that the image of the past is given retrospectively, proceeding from the present experience of the individual. When researching Soviet everyday life, the relevant experience of the present is the end of the Soviet State and the assertion of new ideologies in public discourse, the learning of new practices in everyday life, and the adaptation of the old ones in order to cope with post-socialist social forces. Thus, when trying to provide an analysis of Soviet everyday life, we simultaneously describe the experiences from the perspective of post-Soviet everyday life.

The narrator, when telling his or her story, is having a dialogue with his/her conversation partner in the interview situation or, when sending a written narrative to museums, with the wider public. The dialogue exists between the public and the private also in a wider sense which determines the choice of topics by the narrators. Although such a dialogue is not directly

revealed in these stories, it is the task of the researcher to connect the facts presented in biographical narratives with the era and the context in which the story is being narrated:

“The authors are not themselves necessarily aware of the context or able to present it explicitly; this is the work of the analyst/reader, who also ‘creates’ (constructs) the context.” (Roos 2003: 32.)

The analysed biographical narratives enable to trace the voice of the public sphere for a number of periods. This voice can be the ideology of the Soviet party-state, the national narrative from the end of the 1980s and beginning of the 1990s (“the singing revolution”), and the contemporary pragmatic-nostalgic narrative of the Soviet time.

The dominant discourse prevailing in Estonian society from 1989 up until the second half of the 1990s was undoubtedly that of independence and nationalism. Thus, stories about the Soviet period collected between 1989 and 1998 dealt primarily with resistance and repression.<sup>2</sup> Recent years, though, have witnessed a change in the attitude towards the Soviet period in Estonia. One of the ruptures in the public discourse can be seen in the presidential elections of 2001 when Arnold Rüütel, who had belonged to the top nomenclatura of Soviet Estonia, was elected president. The “legitimisation” of the Soviet era in discussions by the public media is also noticeable in biographical texts. National discourse and stories of resistance are receding in biographies, while everyday experiences come to the forefront. Quite a number of stories reveal also “a remarkable level of autonomy and indifference to the Soviet system’s values” (Lauristin 2004: 181). On the other hand, there are narratives which convey the officially expressed values of the Soviet system. I will make an attempt to exemplify such a contradictory attitude toward Soviet times in biographies.

My article is based on biographical sources collected by way of methods such as interviews and written thematic narratives. Biographical interviews have been conducted during 2001–4.<sup>3</sup> The main theme of these 40 interviews has been the narrators’ experience of the Soviet time, both through the aspect of work as well as social relationships. The second type of experiential narratives which I use are the answers to questionnaires “Life during the Soviet time” (2000), “Work and working in Soviet Estonia” (2001) and “Changes in Estonian society during the Soviet time” (2003). The interviews were conducted with people who have mainly worked and are still working in an urban environment doing clerical work and having secondary education as a minimum. Amongst the interviewees, there are individuals who have worked in trade and the educational system. Thus, the common denominator for them is the fact that they have been officials and/or administrative employees not engaged in productive labour. In the case of the written thematic narratives, I have used the same selection criteria. With regard to their profession, these people represent a large and relevant group in Soviet

society as the share of officials in Soviet society permanently increased in connection with urbanisation and general modernisation. In addition, the growth of bureaucracy (in connection with the double bureaucracy of the party and the state) was on the one hand intrinsic to Soviet society while, on the other hand, there was also a process of “privatisation of bureaucracy” (Srubar 1991). More than half of the interviewees (27) were born after World War II, thus being raised and socialised in Soviet society. The other interviews and written experiential narratives that I have used were conducted with people born in the 1920s and 1930s.

## 2. Multiplicity of perspectives: “Communists”, “Party people”, and the “Russian language”

Biographical narratives from different generations enable us to observe the learning of new practices and their habitualisation in Soviet society. People born in the 1920s grew up in an independent state<sup>4</sup> and in the context of nationalist campaigns by the authoritarian Estonian regime of the 1930s. This generation is considered the carrier of the nation’s cultural memory, as they had a specific role during the national movement of the 1980s and in the rhetoric of the re-establishment of the state in the 1990s (Kõresaar 2004a: 17–8). The Soviet occupation effected changes for the entire generation. The choice whether to live in Soviet society or not could only be made by way of leaving the country. The majority of the people stayed and had to acquire new practices for their everyday life in the Estonian SSR and to adapt themselves to the new conditions. This is also the generation that found itself on both sides of the front line during World War II. This generation was therefore very painfully hit by the dramatic years 1939–1949. It is for this reason that the biographies are of very diverse nature because it is also this generation from which the first ideological workers, heads of kolkhozes and other representatives of the Soviet-Estonian nomenclatura emerged.

For people who were born and raised in the Soviet period, everyday life in Soviet Estonia represented normality. This generation had acquired the necessary norms by way of the socialisation process and for them, in turn, the radical change occurred with independence. Thus, different generations are anticipated to have different attitudes towards everyday life in Soviet Estonia. However, it is natural that every person’s individual narrative is, besides societal factors, also dependent on other factors affecting his/her biography.

The stories about the role of the Communist Party and the command of the Russian language can be considered the themes reflecting the process of adaptation and learning the new practices. In the narratives of older Estonians, joining the Komsomol and the Party have a particular place describing the refusal and evasive reluctance to do so, or also the belonging therein (see also Siemer 2002). For the younger generation, Party and Komsomol organisations were already part of daily life and their daily practices which they had already acquired through the socialisation process. For

them, Party life existed as a natural part of the official public sphere (but not necessarily of their personal life).

The frequently conscious choice of the older generation who had survived repression and times of horror was to keep the new generation away from conflicts by leaving the topics of the past “to where they belong”. The “hidden” themes consisted of repression, the participation of the older generation in the War of Independence (1918–20) as well as in Nazi formations during World War II. Floreida<sup>5</sup>, born in 1933, writes:

“Those who had a reason to hide their past, well, they would not (despite the ‘thaw’) tell anything before the new Estonian government was securely in place. There were also some long-term acquaintances who found out only at the funeral [January 2004] that my husband was not a son of a Russian<sup>6</sup> high-ranking aviation officer, born in Volgograd, but instead a kulak’s son born in Viljandi County who had become an orphan in Siberia.” (Female, b. 1933, teacher, non-party member, KV 1037: 19.)

People born into Soviet society describe Soviet society by means of a double structure, indicating the existence of two different worlds – that of Party members and of non-Party people. Non-Party members, in general, deny their personal and everyday life connections with Party life or party decisions. They usually answer to questions regarding the role of the Party in their work and particularly of the partorg (party organiser) at their workplace that they were ignorant of their activities. Helju, born in 1947, is a case in point as she recalls the rumours about Party members and underlines their keeping together. She also emphasises the role of trade unions in work life as a place where decisions concerning the allocation of several goods in short supply were made, and this was of greater relevance in the everyday life of the Estonian SSR in the 1970s–1980s than decisions of the Party:

“Ah, there was all kind of rumours going around about them [party members]. The partorg, there was so little to do with this, don’t know much about it. They were more like between themselves.” (Female, b. 1947, technician, interview 30 November 2002.)

As mentioned in her story, people like Helju who were born after World War Two, as a rule, did not have serious collisions with the Party. Several interviewees shared the opinion that they, as officials and persons with higher education, were not the most desired Party members as this was primarily a workers’ and peasants’ party. In other instances, it was a conscious career-related choice to join the Party and, reflecting on their profession, people also substantiate this choice. Today, we can see the process of de-ideologisation of the past in the case of the party members and employees of the

younger generation. They do indeed point out the unpleasant fulfilment of duties in the form of ritual events but they describe their former work in the context of the contemporary market economy by naming themselves managers, organisers, etc. The ideological secretary of the ECP (Estonian Communist Party) city committee in one of the largest towns of Estonia for example claims, regarding her work duties, that “Co-ordination was the most important thing” (female, b. 1949, Komsomol and party worker, currently a rural municipality mayor, interview 17.01.2003).

The narratives of the older generation primarily reveal themes connected with adaptation: in which way were the new necessary practices acquired, and how did the adaptation to new rules take place during the initial years of Soviet power? In biographical stories, they actively discuss their attitude towards the role of the Communist Party in their work life. Many of the members of this generation already during their years as students had to make up their mind whether to join the Party or not. The decision, in quite a number of instances, determined their future career. Georg, e.g., a non-Party member, who graduated from Tartu University as a lawyer in 1951, describes the commencement of his work life:

“What happened next was very simple, as long as you weren’t a communist, Komsomol or a Party member, then you... you were called to the personnel department and then festively, then was this damn commission, the commission of communists, this personnel department, the partorg and komsorg and they then decided.” (Male, b. 1929, lawyer, interview 15 October 2001.)

As a matter of fact, Georg at first did not succeed in finding a job as a lawyer in Tartu. Thanks to his social network he got a job as a teacher and journalist in a small town for the first couple of years. The wish not to join the party determined also the work career for Heino, born in Tallinn and a graduate from a higher education institution. Heino decided to go to work in Tartu in order not to join the Party.

“It was just before this [invitation to become a Party member] when I came here, to Tartu, and one of the reasons why I came here was the fact that they so forcefully wanted to make me the chief engineer, and for this, join the Party. Well, I would have become a chief engineer, but everyone who wanted to accomplish more, become head of a firm, it was obligatory for them to join the Party.” (Male, b. 1938, engineer, interview 16 February 2002.)

The older generation justifies becoming a member of the Estonian Communist Party with the fear of losing the job (the situation of this man was complicated by the fact that his wife, whom he had married in 1960, had been deported to Siberia;<sup>7</sup> KV 993: 208–20).



“[D]uring the years 1952–60 I was in Komso-mol and during 1964–90, in the Communist Party. Joining the latter ‘association’ was totally contrary to my convictions. As I had had my ‘twigs’ while working in the editor’s office, there was nothing left for me but to succumb to the pressure of constant ‘explanatory work’. It was not easy at all at the time to find suitable jobs in the locality.” (Male, b. 1952, book-keeper, journalist, head of a small-size printing company, KV 991: 526–34.)

The use of language and changes therein also serve as a good example as to how newly learned practices were being habitualised in the course of time and became natural parts of everyday life. Here, again, we can observe differences between the generations: the younger ones, as a rule, do not characterise anyone as being a “communist” preferring, instead, the more neutral expression “Party member”, whereas in the narratives of the older generation the adversaries are always the communists. One of the interesting observations, not solely from a linguistics point of view, is the style used by party members born in the 1920s when talking about their work life. They operate in these situations as dispassionate characters, describing themselves as actors who were moved here and there like chess figures:

“And then I was made<sup>a</sup> the head of the glass industry, I was there for a whole year. Then I was taken away again. The Party always directed me somewhere and then I was made the director of Volga. [...] then I was directed further to the Jõgeva Party Committee, I was there, worked as an instructor. From there, I was again directed to a Party school.” (Male, b. 1921, Party member, veteran in the Red Army, employee in commerce, interview 6 September 2001.)

In the interviews, an important practice indicating adaptation is the discussion of the command of Russian. For the older generation, this was one of the new skills to be acquired, necessary for orientation in work life. The contact of Estonians born in the 1920s with the Russian language had been rudimentary, and they began to use and often only learn it only once they began working. This is how Meeta, who worked as an accountant in a large factory, describes her language studies: during the initial years on her job, she had difficulties in filling in Russian-language documents and for this purpose she had to ask her colleagues for help:

“Luckily, in our shop-floor, there was a quantity surveyor who worked together with me who then translated all this, but when you went to the planning department to ask how to do this or what was the thing demanded there, then [they would say] to do it yourself according to your own intelligence.” (Female, b. 1924, accountant, interview 14 August 2001.)

For her, conflicts on the everyday level in her job arising from language and nationality-related problems were the reason why she retired “at a day’s notice”. Those who went to school during the inter-war period and were later deported to Siberia retrospectively assess their decision not to learn Russian at school as one they had to regret in the course of their changed fate during their life.

To sum up this point: a large part of the older generation selects the national discourse from among several possible narrating perspectives, using it also to describe Soviet everyday life. The “Soviet” generation, on the other hand, narrates from the point of view of the everyday discourse. They focus more on everyday life during the Soviet period and the interaction of the individual with his/her daily world. When talking about their job(s), they rarely touch upon language and nationality issues. For them, learning of Russian belonged to the compulsory school programme and was therefore an “inevitable” part of their childhood. These differences between generations are related to the changes in the practices of everyday life as well as to the nature of Soviet power, a process that can be described as “normalisation”. The older generation talks more than the younger one about conflicts and threats immanent to the beginning years of Soviet authority. The description of the relationship between individual and society also reflects the present-day attitude of these two different generations towards the ideological aspects of Soviet power.

### 3. Changing discourses

Estonian researchers using the biographical method concede that in the life stories written and collected during the period of 1989–98, the everyday life disappears or “the daily personal life of the Soviet period” is described “in relatively scarce words” (Siemer 2002).<sup>9</sup> For those biographical stories which were gathered at the beginning of the 21st century, though, the contrary process can be noted. People attempt to find support in their experience of stable Soviet-time personal life for the current unstable situation. From the societal point of view, the upheavals of the post-socialist reforms and the re-arrangement of the basic structures of society have come to an end, and as a result individuals focus more on their everyday life. The emergence of the nostalgia industry<sup>10</sup> and the purposeful collection of memories from the Soviet period, of course, also have their impact.

Accounts of personal experience, in the centre of which is everyday life in Soviet Estonia, lay out a world of diverse possibilities and experiences. Despite the attempt of Soviet ideology to decrease the differences between urban and rural areas, for example, life-stories of people from town and countryside are still clearly distinctive. My article is based on the experience of individuals from towns and urban settlements in Estonia, while I use stories from people with kolkhoz and state farm (sovkhoz) experience solely for comparative purpose. A second major difference can be seen in class,

despite Soviet ideology's emphasis on the obliteration of classes. When analysing individual memories of the Soviet period, status distinctions become extremely clear and are, for example, expressed in differences between "ordinary" people, "us", and "them" (the nomenclatura, enterprise directors, mid-level party workers) – differences that were very real. These differences are revealed in the treatment of everyday problems, such as remuneration for work, access to benefits and services. The narrators themselves, when giving their assessments, stress the aspect of equality in Soviet society. However, this evaluation is made from the perspective of contemporary economic differences and the rapid social stratification of society, which is intrinsic to states in transformation (see Humphrey 2002).

The main topic in biographies focusing on everyday life is related to coping with life, i.e. stories describing those practices that were necessary in order to get along in Soviet society. One of the central practices often described is the use of social relations. The importance of social networks in socialist everyday life has already been shown for the Soviet Union, most notably by Alena Ledeneva's discussion of *blat* as a quintessential phenomenon of Soviet society (Ledeneva 1998). Analyses from other socialist countries have come to similar conclusions (e.g. Milena Benovska's study of the role of social relationships and clientelism in work in socialist Bulgaria; Benovska 2004). I therefore want to mention some reasons for the importance of social relationships in socialist Estonian as revealed by biographical narratives. The first one was the existence of sufficient spare time on the job in contrast to today, and the general importance of social networks. Social networks in everyday life were actually used by people tried to get hold of goods in short supply. Furthermore, in the work place, people built solidarity against the common enemy – the boss, the partorg. It was important to form a trustful group, among whom it was possible to discuss the topics and issues "not recommended" to be mentioned in public. Activities by all kinds of hobby-related groups were another significant means to foster social relations. Here we can also note that the connection between leisure and work place in socialist societies was closer than in Western type societies (see Lönke 2003: 212).

Today's social uncertainty has definitely an influence on why the topic of social relationships figures so prominently in life-stories. The transition to market relations brought along new behavioural strategies, adaptation to which was not always painless. It was also typical for Soviet society that people worked at one place for decades which facilitated the creation of long-term social relationships. Today, some people are significantly more mobile and change their job more frequently. In addition, financial differences also have a certain impact on social relations and sometimes led to their rupture. In their narratives, people often stress things to which there is no access anymore, be it due to age, unemployment, or the changed nature of work. The past is being assessed proceeding from one's current economic situation, by equalising Soviet-time ideological constraints with today's economic ones: if the individual's financial situation during Soviet time

was remarkably better than today, he/she sees no difference between life in the USSR and independent Estonia, saying that "I couldn't travel then and can't do this now either". Similarly, one should not underestimate the impact of the ruling collective ideology on people's daily behaviour. The half-a-century-long accentuation of collective values in ideology and socialisation by educational institutions shaped the behavioural strategies of the new generations, both with regard to work as well as to leisure time practices.

Although the main topics in biographical sources are the "ordinary themes" – social relations, stories about acquiring a flat or other items, obtaining education, economic difficulties, showing one's own competence in overcoming difficulties – there are also certain themes and representations where we can identify traces of the official discourse.

### 3.1 Stories on adaptation and personal happiness

The aim of Soviet ideology was to reshape the entire society and create a new human being. The goals and ideas of this new society were communicated to the ordinary citizens in a corresponding language.<sup>11</sup> The ideological use of language mainly occurred within the framework of the "official public sphere" (Garcelon 1997: 321–2). One characteristic feature of Soviet ideology was the opposition made between 'we' and 'they', where 'we' was always connected with positive meaning and 'they' with negative ones – both in official ideology as well as in everyday discourse. We see the we-they dichotomy both within society, where people made a distinction between 'them' – the nomenclatura, the bosses, etc. – and 'us' – we, the ordinary people –, as well as in the Soviet state's opposition to Western countries. The experience obtained by way of the official public sphere undoubtedly had its impact on individual behaviour and mental patterns at the everyday level as well as on the strategies used in the private sphere, in family life, and in the "informal public area" (Zdravomyslova, Voronkov 2002).

It is not difficult for the narrators to talk about topics connected with the private and informal public sphere. However, the issue is different when they touch upon the formal public side. In the following, I analyse how different public discourses are present in retrospective narratives. I try to follow the occurrences of two public discourses, the Soviet one and the assertion of the newly independent public discourse with regard to the Soviet time. In general, it is possible to highlight two different trajectories: in the case of individuals who were active in the Party or the Komsomol or who were employed by institutions "servicing" the official ideology, the dialogue with the official public discourse exists in a more explicit manner. In stories by others, the description of the ideology is of a more concealed nature.

A vivid example showing the attitude towards the Soviet period prevalent in the public discourse is a sentence uttered by a high government official and diplomat during a biographical interview in winter 2000:

“there was no life during the Soviet time” – this was his answer to the question why everyday life “disappears” in life histories. In my opinion, this phrase summarises the public discourse of the 1990s, where dealing with the “right”, i.e. national history was dominant. As indicated above, this attitude has changed. Naturally, the change in the public discourse has not taken place over night, and the interviews until now still reveal an ambivalent approach towards Soviet society and Soviet everyday life. Irja, born in 1942, who was interviewed in 2002, repeatedly gave assessments of life during the Soviet period in the course of the interview.<sup>12</sup> At the beginning of her interview, she noted:

“We did sports, very often went to competitions, were able to travel around very much. So that in this sense, I remember my school-time as something good, although let’s say, this ... this was ... My uncle came back from Siberia. There were all sorts of problems like that, but this still didn’t prevent us from being young, active and sort of ... as we all were, from being happy in a way.” (Female, b. 1942, technologist, interview 22 November 2002.)

On the one hand, this quote reflects a central theme of narratives describing everyday life – “the right” to personal happiness in any society, even in a totalitarian one. On the other hand, the theme of participating in sufferings caused by Soviet power – “my uncle came back from Siberia” – was one of the main identity-creation strategies in newly independent Estonia. Irja, too, refers to this source of legitimisation. However, the individual’s own endeavour to live his/her life is a deeply rooted notion in this interview. She described the time of her coming of age, the society of the 1960s, as a more lenient and liberal one, as a time when life was not threatened by immediate terror.

The partner in the dialogue, to whom the story is presented, is also of significance. In this concrete case, the interviewer was a student born in 1982, whose experience of the Soviet time was limited to the memories of early childhood. The narrator’s assessment of the Soviet period is a mixture of the contemporary attitude towards the Soviet time as a period of occupation and as “a non-lived time”, and her own unique experience of her life. “I can hear myself that I’m talking somehow very positively.” When answering to the interviewer’s question why should she talk in a negative manner about the Soviet time, she made clear that, if we now talked about the Soviet period, she would not like to say that she had specifically valued this time, but it “was my life and my youth, I don’t even want to start thinking negative”. The key which opens everyday narratives of the Soviet time is therefore everyone’s right to happiness and to private life. Irja repeatedly refers to the “right to happiness” during her interview. Here, the overall modernisation of society during these decades seems to correspond to the forward-looking focus of Soviet ideology and its myth of the free and happy Soviet person that was the essence of the new man and the new type of society.

Representatives of the Soviet state, when discussed in retrospective stories, are not only portrayed in terms of conflict but, instead, are measured accord-

ing to their humanity. In the next example, the head of a financial department in the city of N. described how the chairman of the Executive Committee reacted to a complaint which said that the informant had “publicly” celebrated Christmas (she had put a decorated Christmas tree near the window of her flat, which could therefore be seen from the street).

“I thought what’s up, what has happened [having received the invitation to come to the office of the Executive Committee’s chairman]. And there he says, Maripuu, put thick curtains in front of your windows so that your Christmas tree wouldn’t bother other people [laughs]. And then people would say that they are big communists and all that. Well, they weren’t really big communists after all.” (Female, b. 1928, book-keeper, head of financial department, interview 3 January 2004.)

The stigmatisation of members of the Estonian Communist Party and especially of party activists was part of the public discourse of the new independent Estonian state.<sup>13</sup> But the informant of the above mentioned example repudiated the image of the communist as someone who persecuted people and represented the ideology of the party. Whereas during the Soviet period and at the beginning of the 1990s the party nomenclatura clearly belonged to “them”, now it is possible to see this borderline shifting. Maybe they will eventually even fall within the “us” category? On the other hand, we can view such convergences as part of the strategies of daily discourses. Reminiscences deal of human matters and are connected with one’s personal life. The unexpectedly humane behaviour of former representatives of the power is particularly highlighted also in other narratives. Evi, who had been working as a secretary and a book-keeper, for example, stressed the number of foreign guests that the Estonian Communist Party allowed to participate in the anniversary celebration of the Russian Orthodox convent:

“Kuremäe Convent, this convent had some kind of an important anniversary, all those religious figures came together from all over the world, but to get into the Soviet Union say from Jerusalem and Greece, this wasn’t easy at all, but anyway, then the chairman of the Executive Committee, this party boss, they did everything they could so that the people could really come here from these countries and they did arrive and they were received in the Executive Committee in a very genteel and festive way, only that everyone had to write down what the others [quests] had said.” (Female, b. 1955, official, bookkeeper, department head, interview 22 August 2001.)

This interview touches upon the theme of religious life that was a particularly sensitive subject during the Soviet time. Religious life and religious people were part of a domain of special interest for the authorities, and the quoted episode also confirms this.

What aspects and essential myths of Soviet ideology can be found in post-Soviet narratives? The

ideology of collectivism was of extreme importance for the Soviet regime, which emphasised collective values. However, the official ideology of collectivism gradually lost its significance in Soviet society, following the end of the Stalinist terror (Shlapentokh 1989). Soviet citizens, then, valued above all their own and their family's wellbeing. At the same time, people willingly participated in all kinds of collective undertakings. These are one of the focal subjects in life-story narratives. Similarly to the idealistic and nostalgic image of the rural family, which in the life histories of Estonians of the older generation symbolised national integrity in the 1920s and 1930s, we can find an exhilarating picture of one's work-place or leisure collective in biographies reflecting Soviet everyday life.

The ideological aim of the regime was to achieve control over its citizens in every field of life. The control of everyday life had to be performed at an individual level, which meant that it was not exerted only by the repressive apparatus of the state, but each colleague was expected to check his/her work-mates (Kharkhordin 1999). In order to be aware of the views of one's colleagues, it was good to know what they did in their private lives. I do not attempt to claim that people in work collectives consciously checked each other, but the according ideological inclination definitely had an impact. In post-Soviet narratives, this is being revealed by the discourse of mutual care and assistance. In the example below, Hilja indeed underlines how such behaviour was typical "of the time":

Q: "Did you know all of them [29 subordinates] by face?"

A: "Oh, of course! And not only by face but their life in general, because this was very important at that time. Once you saw that the person has a big problem, she cannot cope with her tasks. Well, you didn't go to berate with her but you went to help her and ask how could we help you." (Female, b. 1928, bookkeeper, head of financial department, interview 3 January 2004.)

The discourse of mutual help is alluded to in the description of several practices, such as the network used for goods in short supply. In order not to admit the usage of a system of exchanges of services, this practice was rationalised as "mutual assistance" or by the rhetoric of friendship (cf. Ledeneva 1998: 60 *passim*).

### 3.2 Ideological discourses of enhancing and furthering of life

"Then they could again further their life."  
(Male, b. 1921, party member, employee in commerce.)

The last discourse to which I want to draw attention to is the occurrence of ideology in the analysed biographical stories. Aside from the national discourse and stories about adaptation, the studied narratives also contain the Soviet ideological discourse. The treatment of this theme is complicated, particularly in the case of written thematic narratives. Being a researcher from

the younger generation, it is difficult to understand certain instances of language use and style: is it a sincerely stated opinion or an ironical linguistic pun? Biographical interviews, though, provide an opportunity for immediate specification and queries.

As researchers, we are also affected by our world and cannot get rid of our own subjectivity. When I started to do research on Soviet everyday life by analysing biographical sources, I myself was definitely affected by the national discourse, prevalent in society during my socialisation. I therefore felt surprise when I realized that in a number of narratives Soviet everyday life was reflected positively.

When discussing the adaptation trope, I pointed to the focus on personal happiness. But also the myths of "enhancing" and "furthering Soviet life" are present in the biographies. To be directed towards the future was one of the essential elements of official propaganda. We do find this myth, and the belief in it, in the narratives of the 1920s generation, although their main story line is nationalism and resistance. Albert, born in 1921, retells his work biography through the slogan of enhancing society and furthering life. Socialist competition, bonuses, working abroad, the idea of trade unions and also private topics such as getting married are presented in the context of the furthering of life and the education of the people. In Albert's story, the focus lies on the control that Soviet citizens exerted over each other, but he presents this in his narrative in form of education and instruction:

"Life was about education all the time, and I don't know whether it's still the same now, but then we really had a lot of trouble in educating them [the subordinates]." (Male, b. 1921, employee in commerce, Red Army veteran, party worker, trade union activist, 6 September 2001.)

On the other hand, Albert's contemporaries regard "acquired helplessness" as one of the challenges of today's society. People did not get used to decision-making and let themselves being directed. This makes it now difficult for them to adapt to the new normative environment.

The depiction of good and efficient Estonians, whose hard-working nature made state farms and kolkhozes stand on their feet is another widespread motif in biographies. Nevertheless, the creation of collective farms is usually depicted as a tragic disruption of the previous lifestyle. But there are also different viewpoints:

"This was a big job, but people's characters were quite difficult. They didn't want to work in the kolkhoz or state farm, they preferred to work on their own. Well, but they weren't allowed to. Well, they did to some extent, took a garden, I don't know, these gardens were taken away and the kitchen gardens, in order to reduce dawdling." (Male, b. 1921, employee in commerce, party worker, trade union activist, interview 6 September 2001.)

The mentioned privately used land plots – the maximum size was 0.6 hectares – were essential sources of additional income for many people, and also had significance in the sense of working for oneself. For those in power – and Albert counts himself as one of them – farming on small personal plots served as an “inhibitor of labour productivity” (see Alanen 2001). People who previously held positions of power understand the inner logic of the system better than those who lived on the other side of the “double structure”. They, for example, clearly see the reasons why they ran into certain problems, as the next example of a party-activist who was removed from ideological work illustrates:

“If my brother hadn’t been in the German army, then I would have definitely studied further [in the party school, 1950–1], but well, why this party worker was not wanted –he was politically tied because of his brother, which was such a danger that further education was not enabled. This time, it was Käbin in the Party Committee or this major figure of the party committee, well, he called me to his office – ‘we can’t use you any more, can’t allow you to study, we can’t use you in the future and therefore send you to the economy’.” (Ibid.)

Nevertheless, the ideological discourse is not predominant; people in power positions do admit that it was not possible to direct people only with ideological calls but rather with economic incentives. This can primarily exemplified by the attitudes towards the role of socialist competition. Although this was, on the one hand, part of ideological education, additional remuneration, on the other hand, is admitted to have had an impact on the participation in competitions and thus the accomplishment of ideological goals (also in KV 900: 69–92; KV 999: 11–9). When analysing the ideological discourse, it is therefore necessary to take into account that the narrators themselves often do not acknowledge the game in which they had a central role to fulfil (Lauristin 2004: 182). Here, I pointed only to a few clearly apparent cases but the subject itself is significantly more diverse and complicated.

### Summary

The depiction of the Soviet period in biographical narratives of Estonians collected at the beginning of the 21st century is played out on several different levels. The dominant one is certainly the discourse on everyday life, which describes practices and strategies of how people organised their life in Soviet society. The goal of the life histories is also to assure that the individual has lived a “good life”. Aside from this discourse, I also pointed to two other, less obvious discourses in the written life stories and oral interviews: the adaptation trope and occurrences of the former ideological discourses.

It can be said that, with growing distance from the Soviet period, the tolerance towards this period increases. But there is still no consensus in society as to how to treat the Soviet period. Until now, it was rather seen as “bad” times, which is also revealed in narratives as they show an ambivalent approach toward the Soviet period (see also Kõresaar 2004: 107–9, for female life-stories). It is interesting to observe how, on the one hand, those who were part of the official Soviet authorities try to de-ideologise their actions at that time; on the other hand, we can still sense the impact of Soviet public discourse and ideological rituals in post-Soviet narratives. Post-Soviet biographies contain, for example, the Soviet “discourse of humanity” which also conveys legitimacy to the authorities. The generation of the 1920s, for their part, can be seen as the carrier of different memories but since these people were put in the centre of dramatic events only by virtue of their age, it is obvious that some of them chose to play the Soviet game.

### Sources

40 interviews on work experience and social relationships (in the possession of the author and the Chair of Ethnology, University of Tartu); “KV”: written thematic narratives in the Correspondents’ Archives of the Estonian National Museum.

### References:

- Alanen, Ilkka et al. (eds.) 2001: Decollectivisation, Destruction and Disillusionment. A Community Study in Southern Estonia. Aldershot and Burlington, VT: Ashgate.
- Benovska, Milena 2004: Social Networks, Coalition, and Clientelism at the Workplace in Sofia (1960–1989). In: Klaus Roth (ed.): *Arbeit im Sozialismus – Arbeit im Postsozialismus. Erkundungen zum Arbeitsleben im östlichen Europa* (= Freiburger Sozialanthropologische Studien, vol. 1). Münster: Lit Verlag, 109–127.
- Chaitin, Julia 2004: My Story, My Life, My Identity. In: *International Journal of Qualitative Methods*, 3(4), at <<http://www.ualberta.ca/~ijqm/>>, retrieved 25.04.2005.
- Dečeva, M. 2005: Erinnerungen an die Zukunft. Das in den 1990er Jahren konstruierte Bild des Sozialismus. In: Klaus Roth (ed.): *Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur*. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 203–209.
- Garcelon, Marc 1997: The Shadow of the Leviathan: Public and Private in Communist and Post-Communist Society. In: Jeff Weintraub, Krishan Kumar (eds.): *Public and Private in Thought and Practice: Perspectives on a Grand Dichotomy*. Chicago: Chicago University Press, 303–332.
- Hinrikus, Rutt 2000 (ed.): *Eesti Rahva Elulood I-II. (ERE I-II)*. Tallinn: Tänapäev.
- Hinrikus Rutt; Ene Kõresaar 2004: A Brief Overview of Life History Collection and Research in Estonia. In: Tiina Kirss, Ene Kõresaar, Marju Lauristin (eds.): *She Who Remembers Survives. Interpreting Estonian Women’s Post-Soviet Stories*. Tartu: Tartu University Press, 19–34.
- Humphrey, Caroline 2002: *The Unmaking of Soviet Life*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Jõesalu, Kirsti 2003: What People Tell about Their Working Life in the ESSR, and How Do They Do It? Source-centred Study of a Civil Servant’s Career Biography. In: *Pro Ethnologia. Studies on Socialist and Post-socialist Everyday Life*, 16: 61–88.
- Kharkordin, Oleg 1999: *The Collective and The Individual in Russia: A Study of Practices*. Berkeley: University of California Press.
- Kõresaar, Ene 2001: A Time Ignored? About the Role of the Soviet Pe-

- riod in Biographies of Older Estonians. In: *Ethnologia Fennica*. Finnish Studies in Ethnology, 29: 45–55.
- Kõresaar, Ene 2004a.: Memory and History in Estonian Post-Soviet Life Stories. Private and Public, Individual and Collective From the Perspective of Biographical Syncretism. (= *Dissertationes Ethnologiae Universitatis Tartuensis*, vol. 1). Tartu.
- Kõresaar, Ene 2004b: Memory, Time, Experience, and the Gaze of a Life Stories Researches. In: Tiina Kirss, Ene Kõresaar, Marju Lauristin (eds.): *She Who Remembers Survives*. Interpreting Estonian Women's Post-Soviet Stories. Tartu: Tartu University Press, 35–61.
- Lauristin, Marju 2004: Lives and Ideologies: A Sociologist's View on the Life Stories of Two Female Tractor-Drivers. In: Tiina Kirss, Ene Kõresaar, Marju Lauristin (eds.): *She Who Remembers Survives*. Interpreting Estonian Women's Post-Soviet Stories. Tartu: Tartu University Press, 178–204.
- Ledeneva, Alena 1998: *Russia's Economy of Favours: "blat", Networking and Informal Exchange*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lieblich, Amia; Rivka Tuval-Mashiach; Tamar Zilber 1998. *Narrative Research. Reading, Analysis, and Interpretation* (= *Applied Social Research Method Studies*, vol. 47). Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.
- Pine, Francis 1998: Dealing with Fragmentation; The Consequences of Privatization for Rural Women in Central and Southern Poland. In: Sue Bridger, Francis Pine (eds.): *Surviving Postsocialism. Local Strategies and Regional Responses in Eastern Europe and the Former Soviet Union*. London: Routledge, 106–123.
- Rahi, A. 2004: Inimkaotused – Valge raamat. Eesti rahva kaotustest okupatsioonide läbi 1940–1991, at <[www.riigikogu.ee/failid/valger.pdf](http://www.riigikogu.ee/failid/valger.pdf)>
- Roos, Jeja-Pekka 2003: Context, Authenticity, Referentiality, Reflexivity: Back to Basics in Autobiography. In: Robin Humphrey, Robert Miller, Elena Zdravomyslova (eds.): *Biographical Research in Eastern Europe. Altered lives and broken biographies*, Burlington: Ashgate, 27–38.
- Shlapentkoi, Vladimir 1989: *Public and Private of the Soviet People. Changing Values in Post-Stalin Russia*. Oxford: Oxford University Press.
- Siemer, K. 2002: "What is red on the outside and white inside?" The topic of the Soviet rule in Estonian life stories. In: Tiina Jaago (ed.): *Lives, Histories and Identities. Studies on Oral Histories, Life and Family Stories*. Vol. 2: Individual. Society. Life Story. Tartu: University of Tartu, Estonian Literary Museum, 188–203.
- Srubar, Ilja 1991: War der reale Sozialismus modern? Versuch einer strukturellen Bestimmung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialforschung*, 43(3): 415–432.
- Zdravomyslova, Elena; Voronkov, V. 2002: The Informal Public in Soviet Society: Double Morality at Work. In: *Social Research*, 69(1).
- Ventsel, A. 2005: Meie kategooria konstrueerimine Nõukogude Eesti poliitilises retoorikas 1940. aasta "juunisündmustest" kuni 1941. aasta juulini. In: *Acta Semiotica Estica*, 2.
- Sajandi sada elulugu kahes osas. I-1" (Hinrikus 2000), came out in 2000.
- <sup>3</sup> The interviews are at the Chair of Ethnology, University of Tartu and in the possession of the author.
- <sup>4</sup> The Republic of Estonia was independent from 1918 to 1940.
- <sup>5</sup> All names have been altered by me.
- <sup>6</sup> Here, "Russian" means Soviet; in Estonian biographical narratives and also in the use of everyday language, the term "the Russian time" refers often to the Soviet period.
- <sup>7</sup> According to the law, all citizens of the Soviet Union were guaranteed with employment, but some of those who returned from Siberia, experienced difficulties in finding a job. For example, Marta, who was born in 1917 and spent the period 1946–57 in Siberia, was unemployed after her return to Estonia until the year 1965. Even in one of her later work places, her boss hints that "she knew who I was and acted correspondingly" (KV 990: 92–103)
- <sup>8</sup> The underlined type for emphasis is done by me, whereas the capital letters express the accentuation by the source person.
- <sup>9</sup> Estonian life history researcher Ene Kõresaar has written "[More] than 50 years of active life is described in less detail and length than life in the 1920s–1940s and the 1990s" (Kõresaar 2001:45)
- <sup>10</sup> Similar nostalgia industries also operate in other post-socialist countries. A lot of attention has been paid to the "ostalgia" processes. In my viewpoint, there is a difference in comparison with the DDR nostalgia – as Estonia was occupied, such nostalgia is revealed in a much more modest manner, whereas the ideology of an independent state was stronger.
- <sup>11</sup> Studies conducted in Estonia show that the new official language was introduced in the public sphere immediately after the "June coup" in 1940 (Ventsel 2005).
- <sup>12</sup> It is a separate subject to provide a general assessment with regard to the entire Soviet period as a whole. I have earlier written on the criticism of the system, using the example of the officials belonging within the nomenclatura agencies (Jõesalu 2003:84).
- <sup>13</sup> The election slogan of the election coalition "Isamaa" (Pro Patria) who took power in 1992, was "Clean the place!" – this meant the coming of the new elite and the pushing aside of the old Soviet-time elite.

## Endnotes

<sup>1</sup> In February of 1956 the 20th congress of Communist Party took place in Moscow, where Khrushchev denounces Stalin's cult of personality, which marks the beginning of the "thaw period". Also 1956 marked the more massive release from prisons and exile commenced, juveniles were already allowed to come home in 1954. During the 1954–60 period, 27, 835 persons returned from camps and exile (Rahi 2004: online). In addition, the hopes for the intervention of the Western states and their aid decreased, in connection with the 1956 events in Hungary.

<sup>2</sup> The collection of life histories in the Cultural Historical Archives of the Estonian Literary Museum commenced in 1989, when appeals were published in newspapers to write biographies (Hinrikus, Kõresaar 2004: 21). Several collections have been issued on the bases of life stories. A more comprehensive publication, "Eesti rahva elulood.

## Wunder mit wissenschaftlicher Begründung. Verzauberter Alltag und entzauberte Ideologie in der sowjetischer Science Fiction der Nachkriegszeit

Mathias Schwartz (Berlin)

„Nicht selten glaubt der Mensch ehrlich an die Möglichkeit einer Einmischung des „göttlichen Willens“ in unsere Welt. Gebildete Leute glauben an Wunder mit wissenschaftlicher Begründung“ (Kitajgorodskij 1965: 7).

### 1. Eine ungewöhnliche Mondlandung 1954/74

Ende 1954, keine zwei Jahre nach Stalins Tod, war der Kampf um seine Nachfolge im Zentralkomitee der KPdSU noch in vollem Gange. Zwar war der mächtige Chef des Ministeriums für Staatssicherheit, Lavrentij Berija, bereits gestürzt und hingerichtet, die Macht des neuen Generalsekretärs Nikita Chrusčev war aber noch nicht gefestigt. In dieser politisch unsicheren Übergangsperiode veröffentlichte eine der größten populärwissenschaftlichen Zeitschriften der Sowjetunion, „Wissen ist Macht“ („*Znanie - sila*“), eine in der Zukunft geschriebene Sonderausgabe, und zwar aus dem Jahr 1974. Diese Ausgabe druckte auf der ersten Seite eine Mitteilung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR über den „Start des ersten interplanetaren Schiffes »Luna-1«, ab, das am 23. November 1974 in den Bergen von Kazbek im Kaukasus gestartet sei, um zum Mond zu fliegen. Weiter hieß es in der fiktiven Mitteilung:

„Ein jahrhundertealter Traum der Menschheit hat sich erfüllt. Erstmals haben Menschen den Erdball verlassen und machen sich auf den Weg zu ihrem Nachbarplaneten. (...) Das Ziel der Expedition besteht darin, sich mit dem Mond bekannt zu machen, zu klären, ob man auf dem Mond ein ständiges wissenschaftliches Forschungsinstitut organisieren kann. Unser Trabant wird ein friedliches Laboratorium der fortschrittlichen Wissenschaft werden und keine Militärbasis, wovon zu ihrer Zeit einige ausländische Generäle träumten“ (Gil'zin et al. 1954: 14).

Auf den weiteren 20 Seiten dieser Sonderausgabe berichten dann die vier Besatzungsmitglieder des Mondfluges, versehen mit Porträt und Kurzbiografie, von ihren wissenschaftlichen Erkenntnissen und Vorbereitungen für den Weltraumflug. Professoren und Astronomen legen ihr Wissen dar und eine in letzter Minute eingegangene Meldung des „Sonderkorrespondenten“ der Zeitschrift berichtet von der ersten Stunde auf dem Mond:

„Die äußere Luke öffnet sich, eine kleine biegsame Leiter wird hinuntergelassen. Vorsichtig die Stufen ertastend steigt der Mensch hinunter. Der letzte Schritt – und seine Füße berühren in Metallschuhen die Oberfläche des Mondes. Unser Kommandeur bleibt stehen, schaut auf die Landschaft des erstarrten Mondreiches, bekannt und unbekannt zugleich. (...) Wir steigen aus (...). Ich schaue auf die Spuren unserer Schuhsohlen, sie haben sich in den Schichten des jahrhundertealten Staubs abgedrückt, der wie eine Savanne den Mond bedeckt – die ersten menschlichen Spuren. Es werden Jahrzehnte vergehen, uns wird man beerdigen und vergessen, aber die Spuren unserer Füße werden bleiben (...). Sie verwischt niemand, sie trägt keiner weg, sie werden nicht verweht. (...). Wir Menschen, die Gesandten des Sowjetlandes, sind in diese tote, niemandem nutze Welt gekommen. Wir haben sie gesehen, wir lernen sie kennen, wir werden sie uns aneignen ... Im Leben des Mondes beginnt eine neue, eine menschliche Epoche“ (ebd.: 31f).

Nun ist diese fiktive Beschreibung einer Mondlandung nicht die erste gewesen, bevor Neil Armstrong am 20. Juli 1969 – knapp 15 Jahre später – tatsächlich den ersten Schritt auf den Erdtrabanten setzte. Die Literaturgeschichte kennt Beschreibungen von Mondlandungen, die bis zu Voltaire und Lukian zurückgehen; spätestens mit Jules Verne sind sie Gegenstand von Science-Fiction im engeren Sinn. Das Ungewöhnliche dieser Sonderausgabe liegt vielmehr in dem kulturpolitischen Kontext, in dem sie erschienen ist. Denn sie lässt bereits zwei Jahre vor Chrusčevs legendärer „Geheimrede“ auf dem 20. Parteitag der KPdSU deutlich eine ideologische Umorientierung der sowjetischen Kulturpolitik erkennen, bei der die Flüge in den Kosmos eine zentrale propagandistische Rolle spielen sollten.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung solcher Kosmosflüge nicht nur des Menschen auf den Mond, sondern auch von Bewohnern anderer Planeten auf die Erde soll in diesem Beitrag näher untersucht werden. Dabei gehe ich von der Hypothese aus, dass kosmische Themen in der Nachkriegszeit insbesondere seit Mitte der fünfziger bis in die siebziger Jahre ein zentrales Mittel waren, ideologische Dispositive in der sowjetischen Alltagskultur zu verankern. Dies gelang – so die Annahme – insbesondere dank spezifischer Populäri-

sierungsformen, die sich konzeptionell als „Wunder mit wissenschaftlicher Begründung“ definieren lassen. Deren Propagierung fand vor allem in weit verbreiteten populärwissenschaftlichen Journalen, aber auch in der Tages- und Wochenpresse statt. Gleichzeitig entwickelte sich die sowjetische Science-Fiction seit Ende der fünfziger Jahre zu einer überaus populären Massentextliteratur. Diese Attraktivität gewann sie unter anderem dadurch – so eine weitere zu verfolgende These –, dass sie in fantastisch verfremdeter Form die ideologischen Dispositive der Wissenschaftspopularisierung zum sowjetischen Alltagsleben in Bezug setzte.

Der Beitrag beginnt mit einer kurzen theoretischen Konzeptualisierung zum Wunderbegriff und zur Ideologie der sowjetischen Science-Fiction (Abschnitt 2). Darauf folgend wird der populärwissenschaftliche Diskurs über Wunder sowie über die Besiedelung des Kosmos skizziert (Abschnitt 3 und 4). Anschließend untersuche ich exemplarisch, wie sich die sowjetische Science-Fiction diese Diskurse angeeignet hat. In der unmittelbaren Nachkriegszeit bis 1953/54 bleiben „kosmische Begebenheiten“ noch in die offizielle Ideologie einer – oft mythischen – Verzauberung des Alltags eingebunden (Abschnitt 5). Erst mit der Tauwetterperiode im Jahrzehnt 1954–64 verschiebt sich deren Funktion. Jetzt wird die fiktionale Welt in größere raumzeitliche Dimensionen erweitert und relativiert somit auch die eigene Weltsicht und deren ideologische Grundannahmen (Abschnitt 6). In der Brežnevzeit findet in der Fantastik eine weitere Entzauberung der Wissenschafts- und Kosmosbegeisterung statt, indem jenseitige Visionen mit einer tristen und spießigen Gegenwart konfrontiert werden. Die „Wunder“ verlieren nach 1964/5 ihre transformative Wirkungsmacht sowohl in Bezug auf den Alltag als auch auf die ideologischen Prämissen (Abschnitt 7). So zeigt sich am Ende, dass der sowjetische Griff nach den Sternen neben einer ideologischen Selbstüberhöhung des Menschen immer auch ein sehnsüchtig suchender Blick nach Möglichkeiten war, dem eigenen Alltag zu entfliehen.

## 2. Konzeptualisierung: Alltägliche Wunder und die Ideologie der Science-Fiction

Eine zentrale, aber durchaus widersprüchliche Rolle spielte der Begriff des „Wunders“, den man folgendermaßen definieren kann: Wunder finden immer an der Grenze zwischen zwei Welten statt, zwischen dem Bekannten und Unbekannten, zwischen gewohntem Alltag und ungewöhnlicher Ausnahmesituation, zwischen rational Vorhersehbarem und intellektuell Unbegreiflichem. Im religiösen Diskurs stellt das Wunder einen Eingriff des transzendentalen Jenseitigen in die diesseitige Immanenz dar. In der Sowjetunion der dreißiger Jahre wurde diese Definition in zweifacher Hinsicht säkularisiert. Einerseits betrieb man im aufklärerischen

Duktus des historischen Materialismus eine Entzauberung der Welt, indem die religiösen Grenzüberschreitungen des Wunderbaren als trügerische Illusion, kunstvoller Zaubertrick, verschwörerisches Geheimwissen, irrationales Paradox oder außergewöhnliche Naturerscheinung entlarvt wurden. Andererseits aber versprach man, die Welt gewissermaßen dialektisch von Neuem zu verzaubern. In diesem Sinne fungierten die „Wunder der neuen Zeit“ (Papernyj 1985: 231ff.) als Vorwegnahmen einer zukünftigen idealen Welt des Kommunismus – sie waren Vorboten des Morgen in der sowjetischen Gegenwart. So sollte mit Hilfe von solchen Wundern nach Innen hin gezeigt werden, wie die sowjetische Wirklichkeit quasi gesetzmäßig – wissenschaftlich vorhersehbar – den Alltag transformierte und den Kommunismus näher brachte. Zudem war die Produktion von ungewöhnlichen Helden- und Aufbauleistungen gewöhnlicher Sowjetbürger nach außen hin ein wesentliches Propagandamittel, die Überlegenheit des sowjetischen Systems insgesamt zu zeigen.

Gleichzeitig drohte aber eine solche propagandistische „Verzauberung des Alltags“ immer auch in Diskrepanz zur realen Lage in der Sowjetunion zu geraten. Wurde der Unterschied von propagiertem Ideal und erlebter Wirklichkeit zu groß, konnte diese Wissenschaftspropaganda leicht in ihr Gegenteil umschlagen: Statt als ideologisches Mittel zu wirken, vermochte sie die kommunistische Ideologie selbst als wirklichkeitsfremd und „fantastisch“ zu entzaubern.

Die sowjetische Science-Fiction oder – wie der entsprechende russische Terminus lautete – Wissenschaftliche Fantastik (*Naučnaja fantastika*) – als das zentrale Genre, das sich mit technisch-wissenschaftlichen Neuerungen belletristisch befasste, befand sich von Anfang an in diesem Spannungsfeld. So kommt Rafail Nudelman, der in den sechziger Jahren selbst aktiv als Kritiker und Autor an deren Ausgestaltung mitgewirkt hat, in seinem Aufsatz zur „Sowjetischen SF und Ideologie der sowjetischen Gesellschaft“ zu dem Schluss, dass die Wissenschaftliche Fantastik per se ideologisch motiviert gewesen sei:

„It is hard to shake off the impression that in spite of all the complexity of the purely literary development of the genre, the evolution of Soviet SF was not determined by the immanent laws responsive to real social and scientific-technological changes. Nor was the course of Soviet SF dictated by social and scientific-technological changes themselves, except indirectly, as those changes were reflected in ideology, the intermediary, the main conveyor mechanism between reality and its embodiment in Soviet SF. For the same reason, ideology was the chief, if not the single, cause of all of SF perturbations, rebirths, and abatements“ (Nudelman 1989: 60).



Die ideologische Durchdringung der Wissenschaftlichen Fantastik führte dazu, wie Elana Gomel am Beispiel des Werkes von Arkadij (1925–1991) und Boris Strugackij (\*1933) zeigt, dass SF-Autoren eine eigene verschlüsselte „Poetik der Zensur“ entwickelten, die eine allegorische – alternierende bis dissidente – Lektüre der Texte ermöglichte:

„Censorship supplies the impetus for the recourse to those allegorical techniques of encoding and concealment that allow the writer to speak to his/her audience above the heads of the powers that be“ (Gomel 1995: 104).

Eine solche allegorische Verschlüsselung bedeute jedoch ebenfalls eine ideologische Vereinnahmung der Wissenschaftlichen Fantastik unter umgekehrten Vorzeichen, zeichnen sich literarische und insbesondere fantastische Texte doch dadurch aus, dass sie immer ambivalente und vielschichtige Lektüren ermöglichen. So kommt Gomel zu dem Schluss:

„But literary forms are not ideologically neutral; once admitted, allegory takes over and produces its own textual dynamics that carries messages very different from the intended message of the authors: it implies control, compulsion, and the immutability of the given history which is the history of oppression. (...) SF, on the other hand, opens up the text to multiple interpretations and epistemological uncertainty which undermine allegorical rigidity“ (ebd.).

Genau eine solche Lesart fantastischer Texte soll hier versucht werden, die nicht die bei vielen Autoren deutlich erkennbare allegorische Dissidenz und Systemkritik in den Vordergrund stellt, sie aber auch nicht – wie Nudelman – als von vornherein ideologisch präformiert interpretiert, sondern die ambivalente Dynamik fantastischer Texte in Bezug auf das populärwissenschaftliche Topos des „Wunders“ näher betrachtet.

### 3. Die Wunder der neuen Zeit

Betrachtet man die Sowjetunion von ihrem eigenen ideologischen Selbstverständnis her, dann war sie ein Staat, dessen Ausgestaltung sich auf die Autorität wissenschaftlicher Annahmen gründete, die eine gesetzmäßig verlaufende und damit planbare Zielgerichtetheit der Geschichte behaupteten. So wurde sowohl der Aufbau der Sowjetunion in den zwanziger Jahren als auch die spätere forcierte Industrialisierung des ökonomisch rückständigen Landes mit den „wissenschaftlichen“ Lehren zuerst von Marx und Engels, dann von Lenin und später von Stalin begründet. Bei der Popularisierung dieser ideologischen Begründungen kam wissenschaftlich-technischen Errungenschaften – man denke nur an die propagandistische Bedeutung der Elektrifizierung oder des Radios – eine zentrale Rolle

zu. Technik und Wissenschaften galten als Hilfsmittel für den Menschen, um sich die natürlichen Ressourcen des Landes zu unterwerfen und nutzbar zu machen. So wurden zum Beispiel die Urbarmachung Sibiriens, die heldenhaften Leistungen der Fliegerpiloten der dreißiger Jahre oder die gigantischen Großbaustellen des Sozialismus als an „Wunder“ grenzende Erfolge präsentiert. Damit blieb die Wissenschaftspopularisierung zwar noch in der aufklärerischen Tradition des 19. Jahrhunderts einer Entzauberung der Welt, schuf aber gleichzeitig neue Mythen. Hans Günther schrieb über diesen Diskurs der Stalinzeit:

„Die Wunder der neuen Zeit unterscheiden sich allerdings von den früheren dadurch, daß sie durch den sozialistischen Enthusiasmus und den ungeahnten Aufschwung der Wissenschaft gewissermaßen ‚gesetzmäßig‘ produziert werden. Die Gegenwart erscheint im Unterschied zu früheren Phasen der menschlichen Geschichte als eine Zeit der erfüllten Menschheitsträume“ (Günther 1993: 107).

Bei der Propagierung dieser sozialistischen Wunder übertraf man sich in Superlativen. So wurden gigantische Großprojekte zur nützlichen Unterwerfung der Natur und zur Umgestaltung des Klimas vorgeschlagen. Seit den zwanziger Jahren bis Ende der fünfziger Jahre diskutierte wurden zum Beispiel Pläne zum Schmelzen des Nordpols diskutiert, um die riesigen Gebiete der sibirischen Steppe, Taiga und Tundra nutzbar und bewohnbarer zu machen. Manche Beiträge erwogen den Golfstrom oder andere warme Meeresströme mit Hilfe riesiger Staudämme umzuleiten, andere schlugen vor, durch atomare Sprengungen ein Auftauen des arktischen Eises und eine daraus folgende Klimaerwärmung zu bewirken.

In den fünfziger Jahren fand diese Gigantomanie in der Raketen- und Radartechnik ihre Fortführung. Hier war es vor allem der Flug des ersten künstlichen Trabanten der Erde, des Sputniks, der im Jahr 1957 eine regelrechte Euphorie in der sowjetischen Presse auslöste und als Beginn des „kosmischen Zeitalters der Menschheit“ gefeiert wurde. Als dann im Jahr 1961 mit Jurij Gagarin auch der erste Mensch im Weltall aus der Sowjetunion kam, schienen die sowjetischen Wissenschaften endgültig ihre Überlegenheit gegenüber dem Westen bewiesen zu haben. Gleichzeitig entfaltete Gagarins Kosmosflug eine ungeheure imaginäre Kraft, deren Stärke wohl am deutlichsten in der Metaphorik der dem russischen Raumfahrtpionier Konstantin Ciolkovskij (1857–1935) zugeschriebenen Worte zum Ausdruck kam: „Die Erde ist die Wiege der Menschheit, doch man kann nicht ewig in der Wiege leben“ (zitiert nach Schwartz 2003: 58). Dieser Ausspruch eröffnete ganz neue Perspektiven auf die Erfolge im Kosmos: Selbst ein Mondflug schien in diesem Bild lediglich ein erster hilfloser Gehversuch zu sein, ehe das Kind in den Weiten der Milchstraße laufen lernte: Sogar jenseits der Milchstraße liegende Galaxien schienen plötzlich im Bereich des Erreichbaren zu liegen. Das war der Wunschtraum, der die Fantasien beflügelte und den Jurij Gagarin zu

einem realisierbaren Versprechen machte.

#### 4. Die Besiedelung des Kosmos

Eine dieser Fantasien richtete sich auf die Besiedelung des Kosmos, die schon vor Gagarins Raumflug ein Thema in der sowjetischen Publizistik war. Insbesondere Projekte zur Besiedelung des Mondes, zu regelmäßigen Linienflügen dorthin und zu seiner Nutzung wurden verschiedentlich erörtert. So entwickelte ein Doktor der technischen Wissenschaften im Jahr 1958 einen Dreistufenplan, wie man in zehn Jahren den Mond zum „siebten Kontinent“ der Erde machen könne. Ein anderer Wissenschaftsjournalist stellte einen Plan zur Erschließung des Kosmos für die nächsten 150 Jahre auf, der für die Jahre 1970–1980 die erste Mondlandung des Menschen und die ersten ständig besetzten Stationen auf dem Mond vorsah, 1990–2000 die ersten Siedlungen und 2090–2100 seine vollständige Besiedelung und „Verwandlung“ in einen „blühenden siebten Kontinent des Erdballs“. Auch auf dem Mars sollte nach diesem Plan im Laufe des 21. Jahrhunderts „dessen Atmosphäre rekonstruiert“ werden, so dass sich bis 2090 einige hunderttausend Menschen auf ihm ansiedeln könnten (Schwartz 2003: 68–83).

Neben solchen Plänen zur Besiedelung des Mondes und des Planeten Mars gab es auch diejenigen, die davon ausgingen, dass der Mars schon besiedelt worden sei und es womöglich noch immer sei, ehe man es aufgrund von Fotos amerikanischer Satelliten Mitte der sechziger Jahre definitiv besser wusste. So schrieb noch im Jahr 1961 ein Moskauer Astronom, dass die mit Teleskopen sichtbare einheitliche Struktur der so genannten Marskanäle darauf schließen lasse, dass diese Bestandteil eines gigantischen landwirtschaftlichen Systems seien, das keine „nationalen Grenzen“ kenne und die Marsianer daher wohl eine „freundschaftliche Familie“ bildeten, die keine Privatinteressen kennen würde:

„Und in diesem verwunderlichen Fakt kann man ein deutliches Zeichen für die intensiven Aktivitäten der Marsianer sehen, die fortfahren mit den harten Bedingungen ihres Planeten zu kämpfen. (...) Die Marsianer sind nicht verschwunden. Sie handeln auch heute“ (Zigel' 1961: 22).

Andere Astronomen vertraten die Ansicht, dass auf dem Mars zweifelsohne eine hohe Zivilisation bestanden habe, diese aber durch eine unvorhergesehene Katastrophe zerstört worden sei oder sich zurückgebildet habe. Zwar wurden diese Thesen bald mehrheitlich verworfen und man ging davon aus, dass es im Sonnensystem der Erde nur auf dieser intelligenten Leben gäbe. Was blieb, war aber die immer wieder aufgestellte Vermutung intelligenten Lebens in anderen Galaxien. So kam im Mai 1964 die erste Allunionsversammlung zum Problem „Außerirdische Zivilisationen“ in Bjurakan zusammen, organisiert von der Armenischen Akademie der Wissenschaften (Schwartz 2003: 80f.). Nun mögen

solche Pläne und Spekulationen aus heutiger Sicht recht skurril anmuten, sie wurden aber seinerzeit trotz aller vorhandener Kritik und Vorbehalte durchaus ernsthaft und vor allem ausführlich diskutiert. Und zwar nicht nur in populärwissenschaftlichen Blättern, sondern auch in zentralen Zeitungen wie Pravda oder Izvestija, unter anderem auch deshalb, weil sie sich im Unterschied zu anderen Themenfeldern einer außerordentlichen Popularität in der Bevölkerung erfreuten.

Fragt man nach den Gründen für diese Popularität – die sich ja bestens propagandistisch nutzen ließ – und betrachtet die Wissenschaftspopularisierung in einem größeren kulturgeschichtlichen Zusammenhang, dann spielte bei diesen säkularen Wundern sicher ihre Verschiebung in kosmische Weiten seit Mitte der fünfziger Jahre eine zentrale Rolle. Denn indem sich der Wissenschaftsglauben in die kosmische Ferne verschob, konnte er an populäre Glaubensvorstellungen anknüpfen, die Antworten auf Fragen nach der Zukunft schon immer in den Sternen und im Himmel gesucht hatten. Man denke nur an die Astrologie, an Interpretationen von Sonnenfinsternissen und Sternschnuppen oder die Vorstellung vom Himmel als dem Sitz der Götter, die ja auch Namensgeber für die meisten Planeten und Sternbilder sind. In Anknüpfung an solche Vorstellungen stand hinter der imaginären Aneignung des Weltraums auch das implizite Versprechen, dass man so auch die „Geheimnisse“ der diesseitigen Welt besser verstehen können werde. Gleichzeitig entkoppelte diese Verschiebung die Wunderproduktion von dem unmittelbaren Alltagsumfeld, so dass die spekulativen Fantasien nicht mehr in unmittelbarem Konflikt mit der praktischen Umsetzung technisch-wissenschaftlicher Neuerungen im Alltag kamen. Die kollektiven Wunschträume und individuellen Alltagswünsche standen nur noch in einem imaginären ideologischen Zusammenhang. Und genau hier schließen die fantastischen Spekulationen der sowjetischen Science-Fiction an.

#### 5. Ein Feuerball in der Tajga

Die Wissenschaftliche Fantastik der späten Stalinzeit war in ihrer sozialistisch-realistischen Konzeption ein literarisches Genre, das prinzipiell zeigen sollte, wie die nahe Zukunft im sowjetischen Diesseits aussehen wird. Hierbei spielte vor allem eine jüngere Generation an Fantasten, die zumeist direkt aus ingenieurstechnischen Berufen in die Literatur gewechselt waren, eine zentrale ideologische Rolle. Neben Aleksandr Kazancev (1906–2002) gehörte nach dem Krieg insbesondere Vladimir Nemcov (1907–1993) zu dieser neuen Generation. Letzterer eröffnete noch im Jahr 1955 seinen wissenschaftlich-fantastischen Kurzroman „Ein Splitter der Sonne“ mit dem programmatischen einleitenden Absatz:

„In diesem Sommer verließ nicht ein internationales Raumschiff die Erde. Auf den Eisenbahnlinien des Landes fuhren gewöhnliche Züge ohne Atommeiler. Die Arktis ist kalt geblieben. Der Mensch konnte noch nicht

das Wetter steuern, Brot aus Luft gewinnen und 300 Jahre leben. Die Meldeliste für Exkursanten auf den Mond ist noch nicht ausgeschrieben worden. Nichts dergleichen gab es, einfach deshalb, weil unsere Erzählung sich den Ereignissen des heutigen Tages zuwendet, die uns mehr wert sind als die des morgigen. Mögen die Leser dem Autor verzeihen, dass er sich nicht von unserer Zeit und unserem Planeten losreißen wollte“ (Nemcov 1955: 3).

Doch selbst diese 1946 bis 1953 vor allem an den populärwissenschaftlichen Großprojekten orientierte Science-Fiction bediente noch das Bedürfnis nach einer spekulativen Verzauberung der Welt durch kosmische Wunder. So schrieb Nemcov im Jahr 1946 den „wissenschaftlich-fantastischen Kurzroman“ „Der Feuerball“, der in Fortsetzung in der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Um die Welt“ („Vokrug sveta“) erschien und mit den Worten begann:

„Meine Fahrt in die Taiga vergangenen Sommer kann man in keinem Fall eine Reise nennen. Ich hatte die allgewöhnlichste Aufgabe zu erfüllen, die ohne jegliche Romantik war. Doch nichtsdestotrotz hatte ich gerade während dieser alltäglichen Fahrt die alleraußergewöhnlichsten Abenteuer durchzustehen, die vielleicht befremdlicher waren, als es sich die Fantasie eines Romanschriftstellers ausdenken kann, der seine Helden auf irgendeinen fernen Planeten schickt“ (Nemcov 1946a: 20).

Dieser Anfang zeigt, worum es dieser Fantastik ging: um die Aufhebung der Dichotomie zwischen Alltag und Romantik, zwischen gewöhnlicher Dienstreise und außergewöhnlicher Abenteuerreise, zwischen gewohnter Umwelt und fantastischen fernen Welten. Stattdessen wird das Außergewöhnliche, Fantastische, Abenteuerliche in die sowjetische Wirklichkeit verlegt, in diesem Fall in die sibirische Taiga der Nachkriegszeit, in die es einen jungen Funktechniker beruflich verschlägt. Dieser sieht eines Abends von seinem Hotelzimmer aus eine Sternschnuppe und überlegt, was er sich wohl wünschen soll, ehe er plötzlich eine ferne Explosion hört und kurz darauf mit seinem selbst entwickelten, besonders sensiblen Radioapparat seltsame Notrufe empfängt. Es stellt sich heraus, dass der Absturz der Sternschnuppe in der Taiga einen riesigen Flächenbrand ausgelöst hat und sein ehemaliger Lehrer und Professor dort auf einer kleinen Insel inmitten eines Sees mit seiner Tochter eingeschlossen ist, wo er Experimente mit Radioempfangsgeräten für extraterrestrische Signale anstellt. Da man mit Rettungsflugzeugen nicht in der brennenden Taiga landen kann, wird beschlossen, einen Panzer umzurüsten, der statt mit leicht entzündlichem Benzin mit Elektroakkumulatoren betrieben und gegen die Hitze durch eine Asbestverkleidung geschützt wird. In diesem Panzer, den er „Phönix“ tauft, macht sich der Ich-Erzähler zusammen mit einem Erfinder und einem Ingenieur im Rang eines Majors auf die Suche nach den

Vermissten. Die Fahrt durch die lichterloh brennende Taiga gleicht einer apokalyptischen Höllenfahrt, man findet auch den Professor auf der Insel, dessen Tochter bleibt jedoch vermisst. Schließlich finden sie die flüchtige Tochter inmitten des Flammenmeeres auf einer Waldlichtung bei der verglühenden Kugel des abgestürzten Himmelskörpers – beim „Feuerball“ – und beschließen, diesen an einem Tau mit sich zu ziehen. Mit letzter Kraft können sie sich aus der brennenden Taiga retten.

Daraufhin entbrennt eine wissenschaftliche Diskussion über den Einfluss des Flammenmeers auf Funkwellen sowie die Bewertung des Feuerballs, der am Ende zu einem Häufchen hochwertiger künstlicher Diamanten zusammenschmilzt, worauf der Erzähler begeistert ausruft:

„Denkt nur daran, Freunde (...), dass Tausende billiger Diamanten einen völligen Umbruch in der Technik bewirken können. Stellen Sie sich vor, dass an den Schneidenden der Drehbänke und automatischen Werkbänke große Diamanten von Dutzenden von Karat leuchten werden!“ (Nemcov 1946b: 54).

Auf diesen begeisterten Ausruf erwidert ein Oberstleutnant:

„Doch der Hauptwert besteht in anderen Diamanten (...), festen und ausdauernden, die niemals brennen (...). In der Maschine, die Sie sich erdacht haben (...), im „Phönix“, haben sich wie in einem Feuerball Menschen aus Diamant herauskristallisiert, die wertvoller sind als die besten Diamanten der Welt“ (ebd.).

Mit dieser kristallinen Transformation zu einem „neuen Menschen“ hat sich auch der anfängliche Wunsch des Ich-Erzählers erfüllt, er ist – wunschlos glücklich – durch die außergewöhnliche Begebenheit in das sowjetische Diesseits integriert:

„Zusammen mit ihnen zu arbeiten, sich etwas auszudenken, zu streiten – das war mein Wunsch. Und wieder fiel an dem schwarzen Augusthimmel eine Sternschnuppe, um ihren Weg auf der Erde zu beenden. Doch ich träumte nicht mehr von Reisen hinter den Wolken und rätselte nicht mehr über meine Wünsche“ (ebd.).

Die ideologische Verzauberung des Alltags in dieser SF-Geschichte ist eine vielfache: Erstens ist es eine Anbindung der Fantasien an die sowjetische Wirklichkeit: Nicht ferne Reisen und kosmische Abenteuer, sondern ganz auf die diesseitige Welt sollen sich Erfindungsgabe und Einbildungskraft der Menschen lenken; zweitens werden tradierte religiöse Vorstellungen wie die Schicksalhaftigkeit der Sternschnuppen gewissermaßen metaphorisch realisiert: Eine reale Sternschnuppe fällt hier auf die Erde und ermöglicht konkret durch ihre sinnliche Präsenz die Wunscherfüllung für die Protagonisten;

drittens funktioniert diese Wunscherfüllung als ein mythisches Initiationserlebnis, das die Menschen wie das ersehnte Wunschobjekt am Ende zu kristallinen neuen Wesen umschmilzt: Die Geschichte erzählt eine metamorphotische Initiation durch die Heldentat; viertens wird dabei das wissenschaftlich-technische Hilfsmittel – der Panzer – selber zu einem mythischem Wesen: zu dem Feuervogel „Phönix“, welcher der Legende nach erst durch die Selbstvernichtung sich immer wieder neu regeneriert. Fünftens wird diese Um- und Verwandlung des Fernen und Jenseitigen in ein diesseitiges Hier auch auf der Ebene des Sujets realisiert, und zwar im Topos der einsamen Insel, auf der verschrobene Wissenschaftler (man vergleiche zum Beispiel H.G. Wells Dr. Moreau) oder gestrandete Reisende (wie Oliver Swifts Gulliver) alternative Wissens- und Lebensformen erproben. Dieses Inseltopos – als außergewöhnlicher Ort der Utopie und individuellen Wirklichkeitsflucht – wird durch den kosmische Strahlen erforschenden Professor repräsentiert, den das Kollektiv der Panzerfahrer durch das Flammenmeer zurück in die sowjetische Wirklichkeit holt.<sup>1</sup>

## 6. Eine Welt ohne Horizonte und ohne Grenzen

Mit der Aufhebung einer solch engen Anbindung an die sowjetische Gegenwart in der Chruščevzeit eröffneten sich für die Wissenschaftliche zwar neue Handlungsspielräume, ihr zentrales Thema aber blieb das gleiche: wissenschaftliche Hypothesen und Projekte zu popularisieren und gleichzeitig zu demonstrieren, wohin sich die sowjetische Gesellschaft und die Menschheit im Allgemeinen entwickeln. Um dies zu zeigen, spielte die Handlung der Geschichten nach 1957 zumeist in der fernen Zukunft in anderen Welten. Den Durchbruch für diese Zukunftsgeschichten stellte die Veröffentlichung von Ivan Efremovs (1907–1972) Roman „Andromedanebel“ („Tumannost' Andromedy“, dt. „Das Mädchen aus dem All“) dar, der 1957 zeitgleich mit den ersten Sputnikflügen als Fortsetzungsgeschichte in der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Technik für die Jugend“ („*Technika – molodezi*“) erstmals abgedruckt wurde. Seine Handlung stellte den Versuch dar, ein allgemeines Bild der fernen Zukunft im 54. Jahrhundert zu zeichnen.

Während ein Teil des Romans die Abenteuer einer Raumschiffbesatzung in fernen Galaxien beschreibt, stellt der andere in verschiedenen Kapiteln das Leben auf Erden dar. Er skizziert die Entwicklung der Menschheit seit der Zeit des Kalten Krieges, die von der „Zweiten Großen Revolution“ über die „Ära der wiedervereinigten Welt“ bis zum „Zeitalter des Großen Ringes“ führt. Der in dieser Epoche spielende Roman stellt am Beispiel der Kinder- und Jugenderziehung, Freizeitgestaltung, Wissenschafts- und Gesellschaftspolitik dar, wie der Alltag in der fernen Zukunft organisiert sein wird. Dieses Zukunftsbild entsprach weitgehend dem recht pruden, heterosexuell geprägten Wohlstandsideal der Sowjetunion, wie es auch ansonsten propagiert wurde: Ein Eigenheim mit allem technischen Luxus, sportlicher Aktivismus, ein ausgeprägter

Freundschaftskult und Wissensdrang sowie Sinn für antike Schönheit und synästhetische Gesamtkunstwerke, mit der einzigen – seinerzeit viel kritisierten – Differenz, dass die stalinistische bürgerliche Kleinfamilie bei Efremov vollkommen zerschlagen worden ist zugunsten staatlicher Kindererziehung und der individuellen Entfaltung aller Menschen (Jefremow 1958).

Auf diese Weise ließ sich erstmals in der Wissenschaftlichen Fantastik detailliert zeigen, wie der Alltag in der kommunistischen Zukunft aussehen werde, auf die sich die Sowjetunion unausweichlich hin bewegte. Sehr schnell stellte sich jedoch heraus, dass nicht unzählige weitere dem Roman von Efremov vergleichbare Entwürfe zu erwarten waren, denn sie konnten entweder nur ein ähnliches Zukunftsmodell variieren oder aber ein anderes vorlegen, gerieten dann aber in Widerspruch zu ihm und warfen somit die Frage auf, welches denn nun der wissenschaftlich „wahrscheinlichere“ Entwurf sei. Ein Kritiker brachte dieses Dilemma auf die Formel:

„Efremov hat die Zukunft wie einen fernen Gipfel dargestellt. [Stanislaw] Lem entgegnete darauf: „Das ist eben das Schlechte am Gipfel, dass es nichts höheres mehr gibt.“ (Gurevič 1967: 141).

Deswegen wurden häufig nur noch ein Ausschnitt der kommunistischen Zukunft, eine alltägliche Begebenheit auf fernen Planeten oder einzelne Momente der Welt des Morgen gezeigt. Die sich aus diesen Zukunftsszenarien ergebenden Bilder ähnelten sich in vielen Zügen. So herrschte in fast allen Geschichten spätestens ab der Jahrhundertwende 2000/2001 auf der ganzen Erde der Kommunismus. In ihm waren die in der populärwissenschaftlichen Publizistik dargestellten Großprojekte verwirklicht. Ihre Protagonisten waren zumeist männliche Helden (Green 1987), die sich vor allem mit der Erkundung des Weltalls beschäftigten, aber auch mit Kybernetik, Laborexperimenten und diversen Erfindungen zur Optimierung des menschlichen Körpers auseinander setzten (Rullkötter 1974).

Es war aber nicht nur der Blick ins kommunistische Morgen, der die Faszination dieser Geschichten ausmachte, sondern auch die Art und Weise, wie diese Themen behandelt wurden. Denn die Lokalisierung der Handlung in einer Zeit, die gewissermaßen nach dem teleologischen Ende der Geschichte spielte, ermöglichte es, ein deterministisches Zeitverständnis aufzuheben. Grundlage dafür waren naturwissenschaftliche Theorien wie die Relativitätstheorie, die behaupteten, dass verschiedene Zeitverläufe denkbar seien. So gab es kaum ein Sujet, das nicht auf Zeitreisen mit beinahe Lichtgeschwindigkeit als literarisches Verfahren zurückgriff. Aber auch die Wellsche Zeitmaschine, kosmische Zeitlöcher oder anabiotische Schlafzustände kamen vor. Sie machten die kosmischen Helden häufig zu Fremden ohne Heimat, so dass ein verzweifelter Protagonist in Gennadij Gors 1962 erschienenem Kurzroman „Der Wanderer und die Zeit“ („Strannik i vremja“) angesichts der nahezu unbegrenzten Möglichkeiten ausrief:

„Hatte ich nicht schon Angst bekommen vor den Straßen, die in die Grenzenlosigkeit reichten? Ich wollte mir das nicht eingestehen, doch es war so. Ich wollte, und sei's nur für zehn Minuten, dieser Welt ohne Horizonte und ohne Grenzen entkommen“ (Gor 1962: 99).

Diese Erschütterung der Helden durch Zeit- und Raumverschiebung ist denn auch ein vielfach variiertes und problematisiertes Thema der Geschichten. Genauer gesagt: Der raumzeitlichen Entfremdung durch physikalische Theorien, welche die „objektive“ Determiniertheit von Raum und Zeit aufhoben, entsprach auf ideologischer Ebene häufig eine Identitätskrise der Helden, deren Lebensplanung in der kommunistischen Zukunft kein klar determiniertes Ziel mehr zu erreichen hatte und damit orientierungslos geworden war. Und genau in dieser doppelten – raumzeitlichen und ideologischen – Entfremdung der Heldenfiguren von der sowjetischen Gegenwart bestand ihre außerordentliche Attraktivität. Eröffneten ihre Abenteuer doch auch einen neuen Blick auf die Ideologie der Sowjetunion. Am deutlichsten trat dieses Spannungsfeld der Fantastik zur eigenen Gegenwart in der Konfrontation ihrer Helden mit außerirdischen Lebewesen zu Tage.

Außerirdische stehen in der Fantastik von je her auch für die Konfrontation mit dem verdrängten, verbotenen, vergessenen Anderen der eigenen Geschichte (Appleyard 2005). In der Faszination für das „Inhumane“ liegt immer auch die Suche nach der eigenen menschlichen Identität (Gomel 2004: 368ff.). Kulturgeschichtlich gesehen lassen sich Außerirdische häufig als Chiffre für Atombomben, den Gulag, Verschwörungstheorien oder religiöse Diskurse lesen. So traten beispielsweise ein halbes Jahr nach Hiroshima „Gäste aus dem Kosmos“ in der gleichnamigen „fantastischen Hypothesenerzählung“ Aleksandr Kazancevs das erste Mal in einem atomgetriebenen Raumschiff auf, das über der sibirischen Taiga havarierte (interessanterweise erschien diese Geschichte gut eineinhalb Jahre bevor in den USA ehemalige Fliegerpiloten aus dem Zweiten Weltkrieg die ersten UFOs erblickten). In der Tauwetterperiode fungierte eine Debatte über die so genannten „Kosmonauten des Altertums“, zu denen diverse ägyptische, griechische, christliche und islamische Götter und Propheten gezählt wurden, als Möglichkeit, sich mit religiösen Themen zu beschäftigen (Schwartz 2003: 91ff.).

## 7. Persönliche Beziehungen

Während außerirdische Lebewesen im ersten Nachkriegsjahrzehnt kaum eine Rolle spielten, waren sie seit 1957 ein ständiges Thema in der sowjetischen Wissenschaftlichen Fantastik. Ihr Bild war jedoch kein einheitliches. Vielmehr lässt sich ab Anfang der sechziger Jahre in vielen Geschichten eine erhebliche Veränderung ihrer Charakteristika feststellen, die vor allem die Frage des Anthropozentrismus betraf. Bis dahin war man generell auf Lebewesen gestoßen, die

eine der irdischen Evolution vergleichbare Entwicklung durchgemacht hatten oder noch durchliefen.

Höher entwickelte intelligente Wesen, die feindlich eingestellt gewesen wären, brachte der Kosmos anfangs nicht hervor. Das lag ebenfalls an einer Grundannahme des Marxismus-Leninismus, die von objektiv bestimmbareren gesellschaftlichen Entwicklungen ausging, die auch für andere außerirdische Zivilisationen gelten mussten. Demnach konnte eine hoch entwickelte Gesellschaft, die es geschafft hatte, die „Wiege“ ihres eigenen Planeten zu verlassen, nur eine friedliche kommunistische Zivilisation sein. Auch das Äußere der Außerirdischen unterschied sich kaum vom menschlichen. Diese Ähnlichkeit wurde speziell bei Ivan Efremov damit begründet, dass der menschliche Körper als „universaler Organismus“ das ideale Ergebnis jeglicher biologischen Evolution sei, genau so, wie der Kommunismus die ideale Gesellschaftsform darstelle.

Erst 1960 tauchten das erste Mal in der Tauwetterperiode intelligente außerirdische Wesen auf, die sich grundlegend von den Menschen unterschieden und diese gleich in mehrerer Hinsicht in ihre Grenzen wiesen: So versuchen zum Beispiel in der Erzählung „Zweite Expedition zum seltsamen Planeten“ von Vladimir Savčenko die Menschen vergeblich mit kristallinen Lebewesen Kontakt aufzunehmen:

„Ja, wir sind hier mit kristallinem Leben zusammengestoßen. Wortwörtlich zusammengestoßen, denn wir waren auf dieses Treffen nicht vorbereitet. Auf der Erde hat einfach zu lange die Meinung vorgeherrscht, dass es nur organisches Leben geben könne, dass der Mensch die höchste Erscheinungsform des Lebens sei; dass, wenn wir mit intelligenten Wesen in anderen Welten zusammentreffen sollten, diese sich von uns nur ganz unwesentlich unterscheiden würden, zum Beispiel in der Form der Ohren oder bei den Schädelmaßen ...“ (Savčenko 1960: 16).

Vergleicht man diese Geschichten über Außerirdische mit dem populärwissenschaftlichen „Wissenschaftsglauben“, dann hat sich hier dessen Bedeutung verändert. Denn während dort die Eroberung des Kosmos als ein vom Menschen selbst gesetztes Ziel propagiert wurde, stellte die Science-Fiction solche anthropozentrischen Annahmen mehr und mehr infrage. Sie nahm zwar den „Wissenschaftsglauben“ auf, verschob aber ab Anfang der sechziger Jahre allmählich die Perspektive weg von der Erde und vom Menschen als Mittelpunkt der Welt hin zugunsten einer Vielheit der Welten und möglichen Lebensformen. Damit verwarf sie aber auch ein zentrales ideologisches Postulat der Stalin- und Chruščevzeit, wonach der Mensch als Herr und Schöpfer sich die Natur und Technik untertan machen könne.

Am bekanntesten für eine solche Fantastik sind die Werke der Brüder Arkadij und Boris Strugackij, auch wenn sie längst nicht die einzigen waren, die dieses Thema behandelten. Waren sie anfangs vor allem mit ethischen Alltagsfragen beschäftigt, die sie anhand des Umgangs mit technisch-wissenschaftlichen Wundern der Zukunft oder des Zusammentreffens mit meist

despotischen Zivilisationsformen auf anderen Planeten bearbeiteten (Simon 2004: 383), begannen sie ab Mitte der sechziger Jahre sich vermehrt kosmischen Gästen auf der Erde zu widmen.

Zwar lassen sich auch die in fremden Welten spielenden negativen Utopien wie „Fluchtversuch“ (1962) oder „Ein Gott zu sein ist schwer“ (1964) als verfremdeter Spiegel der sowjetischen Alltagswirklichkeit lesen, doch bedienen diese Werke selbst in ihrer Kritik noch eine imaginäre Sehnsucht nach exotischen und fremden Welten. Mit dem Sturz Chruščevs und Beginn der so genannten Stagnationszeit ändert sich dies. Kosmische Begegnungen verlieren ihre initiatorische und transformierende Kraft für den Alltag. Der Kontakt mit anderen Welten macht die Helden weder zu Kristallmenschen (wie bei Nemcov) noch zu frei nach ihren Bedürfnissen lebenden Individuen (wie bei Efremov). Statt einer Verzauberung der Protagonisten fokussieren die kosmischen Gäste eher noch die Tristesse des Alltags.

Arkadij und Boris Strugackijs „Die zweite Invasion der Marsmenschen“ (1968) erzählt vom Alltag in einer Provinzstadt irgendwo auf der Erde, die eines Nachts Zeuge einer gewaltigen Feuerexplosion am Horizont wird. Allmählich spricht es sich herum, dass es eine neue Regierung geben werde, da eine Invasion der Marsmenschen stattgefunden habe. Die Protagonisten sind fleißig Alkohol konsumierende Männer, die auf dem Marktplatz oder in der Kneipe alle möglichen Banalitäten und Klatschgeschichten diskutieren, sich um ihre Rente sorgen, Briefmarken sammeln, sexistische Witze reißen und Ärger mit der Kleinfamilie haben. Die Marsmenschen nehmen sie trotz einiger Hysterie völlig widerstandslos hin, da man betreffs politischer Veränderungen eh keine Illusionen hegt. In der recht düsteren Atmosphäre der „verfluchten konformistischen Welt“ (Strugazki 1976a: 5) löst die Invasion noch nicht einmal mehr Angst und Schrecken vor einer übermächtigen Okkupationsmacht aus (wie sie in der „ersten Invasion“ in H. G. Wells Roman „Krieg der Welten“ von 1899 noch vorherrschen, auf die der Titel des Romans anspielt). Auch wissenschaftliche Neugierde oder ein optimistischer Fortschrittsglaube werden an keiner Stelle mehr evoziert. Die Invasion der Marsmenschen hat nicht nur alles Außergewöhnliche verloren, sie ist auch ohne Bedeutung für den Alltag der hier vorgestellten Menschen.

„Picknick am Wegesrand“ (1972) erzählt ebenfalls von einem Besuch außerirdischer Gäste, diesmal aber in einer deutlicher kapitalistisch geprägten Welt, in der die Aliens jedoch keine Invasion durchführen, sondern – wie einer der Protagonisten vermutet – nur ein kurzes Picknick auf der Erde bei ihrem Weg durch die Weiten des Weltalls abgehalten haben, wobei sie einige Abfälle am Wegesrand liegen gelassen haben. Diese seltsamen „Abfälle“ weisen eine Reihe rätselhafter Eigenschaften auf, die sämtliche physikalischen Gesetze außer Kraft setzen, wodurch sie sowohl ökonomisch als auch militärisch äußerst nutzvoll sind. Deswegen hat man die so genannten „Besucherzonen“ abgesperrt, um sie wissenschaftlich zu erforschen. Gleichzeitig locken die geheimnisvollen Artefakte eine Reihe Neugieriger und „Goldsucher“ an, die versuchen, die außerirdischen

Gegenstände aus der Sperrzone zu schmuggeln. Zweifelhafte Glücksritter, dubiose Geschäftsleute und korrupte Beamte lassen sich im Umfeld der Zonen nieder.

„Sie waren in der Hoffnung angelangt, umwerfende Abenteuer zu erleben, unermesslichen Reichtum oder auch Weltruhm zu erlangen, hatten möglicherweise sogar religiöse Gründe. In Scharen waren sie herbeibeströmt (...). Raffgierig, talentlos, gepeinigt von unklaren Wünschen, mit allem auf der Welt unzufrieden, schrecklich enttäuscht und felsenfest davon überzeugt, auch hier wieder betrogen worden zu sein“ (Strugazki 1976b: 146).

Einer dieser Goldsucher ist „Rotfuchs“ Rëdrik Šuchart, der Hauptheld der Geschichte, ein ungebildeter Säufer und Krimineller, der schon mehrmals im Gefängnis gesessen hat und sich trotzdem immer wieder dazu überreden lässt, für etwas Geld die begehrte außerirdische Schmuggelware aus der verbotenen Zone zu beschaffen. Für ihn haben die außerirdischen Artefakte und lebensgefährlichen Vorgänge in den verbotenen Zonen jedoch keinerlei wissenschaftliche und zauberhafte Anziehungskraft, sondern stellen nur zu bewältigende Hindernisse dar, die er nicht rational, sondern rein instinktiv erfasst. Ihm geht es lediglich um den materiellen Zuverdienst, den er seiner Kleinfamilie zukommen lässt, meist aber umgehend in Kneipen versäuft.

Doch die Zone ergreift auch umgekehrt von ihrer Umgebung Besitz. Šucharts Tochter mutiert wahrscheinlich aufgrund seiner vielfachen Aufenthalte in der Zone nach und nach zu einem Äffchen, dem der Arzt gar den Status eines Menschen abspricht. Und eines Tages taucht sein verstorbener Vater als lebender Leichnam wieder in seiner Wohnung auf. Aufgrund dieser trost- und ausweglosen Situation bleibt für Šuchart als letzte Hoffnung eine in der Zone befindliche, sagenumwobene „Goldene Kugel“, die angeblich alle Wünsche erfüllt. Auf dem Weg zu ihr beginnt er sich erstmals Gedanken über sein Leben zu machen:

„Was ihm vordem als Unsinn, als Hirngespinnst (...) erschienen war, verkehrt sich nun in seine einzige Hoffnung. In den alleinigen Sinn des Lebens, denn in ebendieser Sekunde begriff er: Das einzige, was ihm auf der Welt geblieben war, das einzige, wofür er in den letzten Jahren und Monaten gelebt hatte, war die Hoffnung auf ein Wunder. Ein Dummkopf war er, dass er diese Hoffnung immer von sich gewiesen, sie mit Füßen getreten hatte. Er hatte sich lustig über sie gemacht, sie im Schnaps zu ersäufen versucht, weil er es so gewohnt war, von jeher schon, seit seiner Kindheit (... Jetzt füllte) ihn diese Hoffnung – die im Grunde schon keine Hoffnung mehr war, sondern der feste Glaube an ein Wunder – voll und ganz aus, und er begann sich bereits darüber zu erstaunen, dass er all die Zeit in so düsterer, auswegloser Finsternis hatte zubringen können ...“ (Strugazki 1976b: 256f.).

Mit diesem Erweckungserlebnis des draufgängerischen Säufers aus „auswegloser Finsternis“ wird der Glaube an Wunder aber wieder zu dem, was er kulturgeschichtlich gesehen immer war: ein religiöses Moment der Epiphanie, die hier an keinerlei wissenschaftliche Begründung mehr gebunden ist. Er grenzt sich im Gegenteil dezidiert von den rationalen Erklärungsvorschlägen der anderen Protagonisten ab. Andrej Tarkovskij (1932–1986) hat dieses religiöse Moment, das bei den Strugackijs nur eine zweifelhafte Option unter vielen ist, in seiner Verfilmung des Romans „Stalker“ (1978) zum zentralen Moment seines Werkes gemacht: Hier begeben sich ein Wissenschaftler und ein Schriftsteller zusammen mit dem Stalker genannten Führer zu einem geheimnisvollen Zimmer, das angeblich alle Wünsche erfüllen kann, doch keiner der drei vermag diese am Ende auszusprechen. Auf dieser Suche nach dem Sinn des Lebens ist es vor allem die an ein verseuchtes ehemaliges Industriegebiet erinnernde Zone mit einer alles überwuchernden Natur, welche die Großstädter visuell in ihren Bann zieht und dem Geschehen eine mystisch-geheimnisvolle Aura verleiht.

Damit bekommen die außerirdischen Wunder eine weitere symbolische Bedeutung: Sie verzaubern nicht mehr den Alltag oder folgen einer Fortschrittsideologie in andere Welten, sondern stehen gewissermaßen Pars pro Toto für die wissenschaftlich-industriellen und ideologischen Verirrungen der sowjetischen Gesellschaft. Indem die Helden ausgerechnet in den Abfällen am Wegesrand wie bei den Strugackijs oder in den ausrangierten Industriebalden der Großbaustellen des Sozialismus bei Tarkovskij ihre letzte Hoffnung auf Erfüllung der Wünsche suchen, repräsentieren sie die generelle Desillusionierung betreffs der kommunistischen Versprechen auf eine bessere Zukunft. Die Transformation des Alltags mit Hilfe wissenschaftlicher Innovationen und kosmischer Begegnungen ist hier gänzlich gescheitert. Anstelle frei entfalteter Bedürfnisse (wie bei Efremov), bleiben diese durchwegs männlichen Helden in ihrem engen Horizont aus Alkohol, Klatsch und Kleinfamilie befangen.

Gleichzeitig zeigt die imaginäre Verknüpfung individueller Wünsche mit außerirdischen Erscheinungen aber auch, wie stark die Wissenschaftspopularisierung in die Alltagskultur eingegangen ist. So endet „Picknick am Wegesrand“ damit, dass Šuchart die Worte seines tödlich verunglückten Begleiters wiederholt, die er als seinen Wunsch formuliert, da ihm keine eigenständigen Gedanken einfallen: „Glück für alle, umsonst, niemand soll erniedrigt von hier fortgehen“ (Strugackij 1976b: 302). Diese Schlussworte haben vielfache Interpretationen provoziert – was sie in ihrer Sprachlosigkeit aber neben allem auch verhandeln, ist, wie eng individuelle Wünsche in der sowjetischen Populärkultur mit der kollektiven Wunschmaschine kosmischer Begebenheiten verknüpft worden sind: Das Subjekt hat keine Sprache außerhalb des „Glücks für alle“.

In ganz anderer Form als die Strugackijs und Tarkovskij hat einer der erfolgreichsten sowjetischen Fantasten der siebziger Jahre, Kir Bulyčev (1934–2003), sich mit populären Aneignungen kosmischer Wunder in seinen fantastischen Erzählungen aus dem Alltagsleben der sowjetischen Provinzstadt Groß-Guslar beschäftigt,

die in Buchform das erste Mal im Jahr 1972 in dem Band „Wunder in Guslar“ erschienen. Während bei den Brüdern Strugackij die im Alltag versackten Säufer selbst kosmische Wunder nicht mehr aus ihrem Trott reißen, sind es bei Bulyčev ordentliche und gewissenhafte sowjetische Kleinbürger, die ihrem beschränktem Vorteil im Alltagsleben nachgehen und ansonsten mit Kartenspiel, Wodka und Angeln sich die Zeit vertreiben. In diesen ironisch die Mangelerscheinungen und Idiosynkrasien des sowjetischen Alltags brechenden Geschichten treffen die Bewohnerinnen und Bewohner des Wohnhauses in der Puškinstraße Nr. 16 und vor allem der gewissenhafte Chef vom Baukontor, Kornelij Udalov, immer wieder auf Außerirdische, mal in Gestalt eines Nilpferds, mal als Goldfische, als einfacher Busfahrer oder auch leibhaftig als kleines grünes Männchen. Die erste dieser Guslarer Geschichten aus dem Jahr 1970 trägt den programmatischen Titel „Persönliche Beziehungen“, in der Udalov eines Abends seinen Hofnachbarn berichtet, wie er auf der Landstraße einer havarierten fliegenden Untertasse mit dreibeinigen „Unirdischen“ an Bord begegnet sei. Diese hätten bei ihrem Absturz einen ganzen Straßenabschnitt stark beschädigt, jedoch alles bis zu den Pfosten am Straßenrand in der Qualität von „Importmöbeln“ repariert. Bloß weiße Ölfarbe fehlte ihnen, so dass er ihrer Bitte nachgekommen sei, diese Pfosten noch zu streichen. Udalov berichtet von den im Ganzen recht irdisch aussehenden Unirdischen, als seien sie das Gewöhnlichste der Welt. Und auch deren Umgangsweise unterscheidet sich kaum von den sowjetischen „Eingeborenen“: Sie fürchten Verweise von Vorgesetzten und Spott und Hohn aus anderen Galaxien. Die kosmische Begegnung wird hier als unterhaltsame Feierabendaneddote vorgetragen, so wie

„in grauer Vorzeit die Bylinensänger ihre Gusli aus dem Sack gezogen und, das Antlitz dem Fürsten zugekehrt, einen langen, hinreißen den Rapport abgezogen, der den Zeitgenossen durchaus glaubwürdig und den Nachgeborenen ganz und gar unwahrscheinlich vorkam“ (Bulytschow 1981: 153).

In den folgenden Guslarer Erzählungen tauchen die Außerirdischen dann auch im Alltag der anderen Helden auf, die deren Auftreten so selbstverständlich hinnehmen, wie man knappe Produkte, Festtage oder ärgerliche Störfälle registriert, immer getrieben von ihrem engen Erwartungshorizont aus Neugier, Eifersucht und Klatschbedürfnis. Die „Wunder in Guslar“ brauchen keine wissenschaftliche Begründung mehr, sondern sind völlig in den gewöhnlichen Alltag der Provinzbürger integriert.

Die kosmischen Gäste schreiben hier passend zur Stagnation der Brežnevära nur noch den Status quo fest, ohne ihn ideologisch in irgendeine Richtung hin zu transformieren. Und so bricht der außerirdische Raumfahrer „Wuž“ in der Erzählung „Eine Dampflok für den Zaren“ (1977) verzweifelt in Tränen aus:

„Er konnte sich nicht damit abfinden, ein Robinson Crusoe geworden zu sein, der von lauter Freitagen umgeben war. (...) Der Raum-

fahrer Wußz arbeitet fürs erste als Buchhalter in Udalows Kontor, er hat Russisch gelernt und erfüllt seine Pflichten leidlich, Sterne holt er freilich nicht vom Himmel“ (Bulytschow 1982: 30).

Die „persönliche Beziehung“ des mit „entwickelter Einbildungskraft“ ausgestatteten Provinzlers zum kosmischen Gast hat hier dazu geführt, dass dieser zu einem durchschnittlichen Büroangestellten gemacht worden ist. Damit entledigt Bulyčev den Wunderglauben aber auch seiner religiösen Komponente einer diesseitigen Erlösung, die bei den Strugackijs und Tarkovskij noch als letzte (trägerische) Hoffnung aufscheint. Der sowjetische Griff nach den Sternen holt hier gewissermaßen noch nicht mal mehr eine Sternschnuppe vom Himmel.

So ist mit der Entzauberung der sowjetischen Ideologie seit den späten sechziger Jahren aus dem populärwissenschaftlichen Wunderglauben für gebildete Leute in der sowjetischen Science-Fiction wieder ein alltäglicher Glauben an die Einmischung wenn nicht eines göttlichen, so doch zumindest überirdischen – transzendenten – Willens in die hiesige Welt geworden, den man entweder in der verwilderten Natur, seltsamen kosmischen Erscheinungen oder folkloristischen Klatschgeschichten zu finden meint.

Kulturgeschichtlich gesehen sollte man diese populären Wundergeschichten schon allein deshalb in eine Literaturgeschichte schreiben mit aufnehmen, da von ihr viele postsowjetische Autoren in ganz verschiedener Hinsicht als Imaginationspotenzial und Darstellungsmaterial zehren. Wobei dies nicht nur die enorme Popularität von Fantasy und Fantastik heutzutage (Gontscharow, Masowa 2003) sowie die außerordentliche mediale Präsenz parawissenschaftlicher und okkulten Themen (Hagemeister 1998) betrifft. Es gilt durchaus auch für an „gebildetere Leute“ adressierte postmoderne Werke wie Viktor Pelevins (\*1962) „Omon Ra“ (1992) oder auch Vladimir Sorokins (\*1955) letzte Romane „Eis“ (2002) und „Der Weg Bros“ (2004), die sich alle ausführlich aus der sowjetischen Mythologie un/möglicher persönlicher Begegnungen mit außerirdischen Lebensformen und lunaren Welten bedienen.

#### Literatur

- Appleyard, Brian 2005: *Aliens. Why They are Here*. London: Scribner
- Bulytschow, Kir 1982: Eine Dampflok für den Zaren. In: *Besuch aus dem Kosmos*. Dt. von Aljonna Möckel. Berlin: Verlag Neues Leben, 20–30.
- Bulytschow, Kir 1981: Persönliche Beziehungen. In: *Ein Takan für die Kinder der Erde*. Science Fiction-Erzählungen. Dt. von Gisela Frankenberg und Leonore Weist. München: Wilhelm Heyne Verlag, 152–162.
- Gil'zin, K. et al. 1954: *Znanie – sila*. No. 11/1974. In: *Znanie – sila*, 11: 14–32.
- Gomel, Elana 1995: The Poetics of Censorship. Allegory as Form and Ideology in the Novels of Arkady and Boris Strugatsky. In: *Science Fiction Studies*, 22(1): 87–105.
- Gomel, Elana 2004: Gods like Men. Soviet Science Fiction and the Utopian Self. In: *Science Fiction Studies*, 31(3): 358–377.
- Gontscharow, Wladislaw; Natalja Masowa 2003: Die russische Phantastik-Szene 2003. In: Udo Klotz, Hans-Peter Neumann (Hg.): *Shayol Jahrbuch zur Science Fiction 2003*, 67–75.
- Gor, Gennadij 1962: *Strannik i vremja*. In: Kirill Andreev (Hg.), *Fantas-*

tika. 1962 god. Sbornik. Moskau: Molodaja Gvardija, 3–145.

Green, Diana: An Asteroid of One's Own. *Women Soviet Science Fiction Writers*. In: *Irish Slavonic Studies*, 8: 127–139.

Günther, Hans 1993: *Der sozialistische Übermensch*. Maksim Gor'kij und der sowjetische Heldenmythos. Stuttgart: Metzler.

Gurevič, Georgij 1967: *Karta strany fantazij*. Moskva: Iskusstvo.

Hagemeister, Michael 1998: Der „russische Kosmismus“ – ein Anachronismus oder die „Philosophie der Zukunft“? In: Anne Hartmann, Christoph Veldhues (Hg.): *Im Zeichen-Raum*. Festschrift für Karl Eimermacher zum 60. Geburtstag. Dortmund: Projekt, 169–201.

Jefremow, Iwan 1958: *Das Mädchen aus dem All*. Wissenschaftlich-phantastischer Roman. Dt. von Heinz Lorenz. Berlin: Kultur und Fortschritt.

Kitajgorodskij, A. 1965: Čego na svete ne byvaet. In: *Znanie – sila*, 6: 6–7.

Nemcov, Vladimir 1946a: Ognenyj Šar. In: *Vokrug sveta*, 8–9: 20–29.

Nemcov, Vladimir 1946b: Ognenyj Šar. In: *Vokrug sveta*, 10: 45–54.

Nemcov, Vladimir 1955: *Oskolok solnca*. Naučno-fantastičeskaja povest'. Moskau: Molodaja Gvardija.

Nudelman, Rafail: Soviet Science Fiction and the Ideology of Soviet Society. In: *Science-Fiction Studies* 16,1: S. 38–66.

Papernyj, Vladimir 1985: *Kul'tura „Dva“*. Ann Arbor: Ardis.

Rullkötter, Bernd 1974: *Die Wissenschaftliche Phantastik der Sowjetunion*. Eine vergleichende Untersuchung der spekulativen Literatur in Ost und West. Bern: Peter Lang.

Savčenko 1960: Vtoraja ekspedycja na strannuju planetu. In: A. Varšavskij (Hg.): *Al'fa Ėridana*. Moskau: Molodaja Gvardija, 5–35.

Simon, Erik 2004: The Strugatskys in Political Context. In: *Science Fiction Studies*, 31(3): 378–406.

Schwartz, Matthias 2003: *Die Erfindung des Kosmos*. Zur sowjetischen Science Fiction und populärwissenschaftlichen Publizistik vom Sputnikflug bis zum Ende der Tauwetterzeit. Frankfurt am Main; New York: Peter Lang.

Strugazki, Arkadij; Boris Strugazki 1976a: *Die zweite Invasion der Marsmenschen*. Dt. von Thomas Reschke. Berlin: Volk und Welt.

Strugazki, Arkadij; Boris Strugazki 1976b: *Picknick am Wegesrand*. Utopische Erzählung. Dt. von Aljonna Möckel. Berlin: Das Neue Leben.

Zigel', Feliks 1961: Na Marse – razum?: In: *Znanie – sila*, 2: 22.

#### Endnoten

- <sup>1</sup> Indem die einsame Insel auf diese Weise wieder in den kollektiven Alltag integriert wird, erteilt der Kurzroman auch dem Genre des fantastischen Abenteuerromans mit dem Typus des „Mad Scientist“ eine allgemeine Absage. Natürlich spielen auch noch weitere realgeschichtliche und ideologische Ebenen hinein wie z.B. eine Umkodierung der Kriegserfahrung und die Kolonisierung Sibiriens.



## Trivium – ein deutsch-weißrussisches Austauschprojekt

Johanna Kant (Berlin) und Wolfgang Stuppert (Berlin)

Eine weißrussische Universität kurz vor ihrer Schließung, eine Gruppe deutscher Studierender ohne finanzielle Mittel, eine verwegene Idee: Der Anfang des studentischen Austauschprojektes „Trivium“.

Mittlerweile ist der Austausch – begonnen als Initiative zur Stärkung der internationalen Vernetzung der Europäischen Humanistischen Universität in Minsk – abgeschlossen, die Gebäude dieser privaten weißrussischen Hochschule sind es auch. Warum das Projekt trotzdem ein Erfolg war, zeigt dieser Bericht.

### Wie es wurde, was es ist: Eine Initiative auf dem Weg

Im Frühsommer 2004 war die Europäische Humanistische Universität (EHU) in Minsk (Belarus) von der Schließung bedroht. Warum? Dem autoritärem Regime des belarussischen Präsidenten Lukaschenko war die einzige nichtstaatliche Hochschule des Landes ein Dorn im Auge. Die Universität, an der rund 1 000 Studierende hauptsächlich in Geistes- und Gesellschaftswissenschaften unterrichtet wurden, integrierte seit ihrer Gründung im Jahr 1992 westlich orientierte Lehrmethoden und ausländische GastprofessorInnen. Somit herrschte stets ein reger Austausch mit dem westlichen Ausland. Werte und Methoden, wie offene Diskussion oder selbstständiges wissenschaftliches Arbeiten, welche im noch sowjetisch geprägten belarussischen Bildungssystem nicht im Vordergrund standen, wurden den EHU-Studierenden verstärkt vermittelt.

Neuen staatlichen Erlassen zur Lehre an den belarussischen Hochschulen aus dem Jahr 2004 wollte sich die EHU nicht anpassen. Dies führte dazu, dass die Lizenz für die Nutzung der Lehrgebäude, die sich im Staatsbesitz befinden, nicht mehr verlängert wurde. So wurde es möglich, die Schließung der Universität formal zu begründen, da die äußeren Bedingungen zur Vermittlung der Lehre nun nicht mehr gewährleistet waren.

Nach einer Phase der Improvisation, in der einige Studierende ihr Studium aufgeben mussten und andere die Möglichkeit bekamen, es im Ausland fortzusetzen, wurde im Juni dieses Jahres die Neueröffnung der Europäischen Humanistischen Universität in Vilnius mit Unterstützung durch EU-Gelder beschlossen. Im September sollen voraussichtlich zunächst 160 neu immatrikulierte junge Belarussen und Belarussinnen ihr Studium dort aufnehmen.

Noch bevor die Schließung der EHU im Juli 2004 amtlich wurde, trug Professor Klaus Segbers die Idee für einen studentischen Austausch mit der EHU an interessierte Studierende der FU Berlin heran: Das Projekt eines Austausches zur Unterstützung der Studierenden der EHU, die sich zu dieser Zeit in einem sehr verunsicherten Zustand befanden, da niemand mit Sicherheit sagen konnte, wie sich die Studienmöglichkeiten in naher Zukunft entwickeln würden.

Als endgültig klar wurde, dass der reguläre Lehrbetrieb nach den Sommerferien im September 2004 an der EHU nicht wieder aufgenommen werden konnte, hatte ein Kreis interessierter Studierender an der FU bereits Ideen für das Projekt entworfen und erste Kontakte zu KommilitonInnen in Belarus geknüpft, welche zu dieser Zeit TeilnehmerInnen eines Masterprogramms für Internationale Beziehungen an der Europäischen Humanistischen Universität waren. Die Frage, ob das Projekt trotz der vorläufigen Auflösung der EHU in die Tat umgesetzt werden sollte, wurde unter den Studierenden schnell geklärt. Wir waren uns einig, dass es dennoch oder gerade jetzt sinnvoll war, einen intensiven Kontakt zu einer Gruppe von ehemaligen EHU-Studierenden aufzubauen, auch wenn diese ihr Studium teilweise aufgeben oder im Ausland fortsetzen mussten.

Ziel unseres Austausches war die Auseinandersetzung mit den Perspektiven der Zivilgesellschaft in Belarus und Deutschland. Ein weiterer uns wichtiger Aspekt war, durch das Leben in Gastfamilien und ein abendliches Kulturprogramm für kurze Zeit in den Alltag des jeweils anderen Landes einzutauchen und dessen Kultur zu erleben. Zur Verwirklichung dieser Ideen wurde zunächst ein zehntägiger Besuch der deutschen Studierenden in Minsk für April 2005 geplant. Der Gegenbesuch der KollegInnen aus Belarus in Berlin erfolgte im Juli. Durch Besuche bei unterschiedlichen Nichtregierungsorganisationen (NGO) versuchten wir Einblicke in verschiedene Teile der Zivilgesellschaft zu gewinnen und anschließend einen Vergleich zu ziehen. Wir wollten die unterschiedlichen Bedingungen und Ausprägungen die Zivilgesellschaft beider Länder kennen lernen.

Auf der Suche nach Finanzierungsmöglichkeiten für unser Vorhaben bot sich uns die Möglichkeit das Projekt, welches inzwischen den Namen „Trivium“ (Wegkreuzung) trug, im Rahmen des Vereins MitOst durchzuführen; das Vorhaben wurde im Wesentlichen aus Mitteln des Vereins gefördert. Weitere Förderer waren das Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin und der Asta der FU Berlin. Unterstützt wurde das Projekt außerdem durch die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und den Deutsch-Russischen Austausch sowie von weißrussischer Seite durch die Minsker Open Society Foundation, das Institut für Deutschlandstudien in Minsk und die Deutschen Botschaften in Minsk und Vilnius.

### Erwartungen, Diskussionen, Auseinandersetzungen

Unser Vorhaben versprach spannend zu werden. Wir konnten unser Projekt unabhängig gestalten. Sein Inhalt, seine Qualität und Entwicklung hingen ganz von der Aktivität und Motivation der TeilnehmerInnen ab. Dieser Umstand gab dem Ganzen eine lebendige

Dynamik. Es mussten auch immer wieder Kommunikations-, aber vor allem Koordinations- und Organisationsschwierigkeiten überwunden werden. Klappte etwas nicht ganz so wie geplant, waren Geduld und Spontaneität gefragt. Als beispielsweise Probleme mit der Registrierungsbehörde in Minsk auftauchten, bekamen die deutschen TeilnehmerInnen bereits kalte Füße, die BelarussInnen blieben dagegen „cool“ und sorgten dafür, dass wir über für uns undurchsichtige Umwege doch noch alle rechtzeitig den begehrten Stempel in unseren Pass bekamen. Eine positive Überraschung war unser Belarus-Abend in Berlin, den wir zu einer öffentlichen Veranstaltung ausgebaut hatten. Anstelle der erwarteten 60 Personen erschienen mehr als 100 Gäste und das Buffet reichte kaum.

Die Vorkenntnisse der Teilnehmenden über das jeweilige Besuchsland waren unterschiedlich. Während einige sich bereits tiefer gehend mit den Strukturen im anderen Land auseinandergesetzt hatten oder auf frühere Besuche zurückgreifen konnten, stellte das Projekt für andere eine ganz neue Erfahrung dar. Vielen bot sich eine Chance, den „weißen Fleck auf der Landkarte im Kopf“ mit Farbe und Inhalt zu füllen. Auf beiden Seiten war auch die Motivation, die Zivilgesellschaft in beiden Ländern kennen zu lernen, sehr hoch. Viele hatten den Anspruch, aus den Erfahrungen konkret etwas zu gewinnen und davon im Studium oder im eigenen zivilgesellschaftlichen Engagement Gebrauch zu machen.

Während der zwei Projektphasen machten wir viele Beobachtungen, die sich uns besonders einprägten. Viele der deutschen TeilnehmerInnen zeigten sich beeindruckt von der Gastfreundschaft und der Improvisationskunst der BelarussInnen, während die weißrussischen TeilnehmerInnen „echte deutsche Tugenden“, wie die gute Organisation, lobten. Insgesamt zeigten sich die MinskerInnen überrascht über das große Interesse an ihnen und ihrem Land – sowohl von den deutschen Studierenden als auch von offizieller Seite, wie bei unserem Besuch im deutschen Außenministerium. Unter den deutschen TeilnehmerInnen herrschte vor allem während der ersten Zeit in Minsk Erstaunen und teilweise Irritation darüber, wie gelassen auf der belarussischen Seite das Leben in einem autoritären Staat hingenommen wurde. Für manche deutsche TeilnehmerInnen erschien es geradezu unverständlich, dass nicht alle belarussischen ProjektteilnehmerInnen bereits in den Startlöchern zur Revolution gegen den Präsidenten saßen, wo sie doch gerade mit der Schließung ihrer Universität eine seiner restriktiven politischen Maßnahmen hautnah zu spüren bekommen hatten. Auch wenn die weißrussischen Studierenden, wie zu erwarten, dem politischen Geschehen im eigenen Land keineswegs gleichgültig gegenüberstanden, zeigten sie uns doch schnell, dass sie die von deutscher Seite immer wieder angefachten „Revolutionsdiskussionen“ für übertrieben hielten. Sie versuchten uns zu vermitteln, dass sie in Minsk, trotz aller Umstände, ein ganz normales Leben führen und sie sich nicht ständig vom Staat bedroht fühlen; dass sie kritisch seien, jedoch nicht bereit, in ihrem Alltag alles stehen und liegen zu lassen, um auf der Stelle eine Revolution zu entfachen.

Waren unsere Diskussionen in Minsk noch oft

von gegenseitiger Zurückhaltung geprägt, wurden sie während der zweiten Phase in Berlin zunehmend intensiver – bis hin zu kontroversen Auseinandersetzungen zwischen BelarussInnen und Deutschen und innerhalb der weißrussischen Gruppe, was in diesem Ausmaß vorher niemand erwartet hatte. Wenn sich unsere Themen zum Beispiel um Sicherheit, Integration, Homosexualität oder die Aidsproblematik drehten, gingen die Meinungen stark auseinander und es zeigte sich, dass einige der weißrussischen Studierenden den Methoden, mit denen ein autoritärer Staat diese Probleme handhabt, positiv gegenüberstehen. Jedoch waren die Meinungen hierzu gerade innerhalb der belarussischen Gruppe sehr gespalten und es kam zu starken Auseinandersetzungen.

Wir mussten lernen, uns gegenseitig zuzuhören und unterschiedliche Auffassungen zu akzeptieren – auch bei grundlegenden Dingen, wie dem Demokratieverständnis. Das war keineswegs einfach, vermittelte aber einen großen Zugewinn an Erfahrung im interkulturellen Umgang. Am Ende äußerten alle Teilnehmer, eine Menge aus dem Projekt mitgenommen zu haben. Das betraf nicht nur die Erfahrungen innerhalb unserer Gruppe, sondern auch die gesammelten Informationen über die Zivilgesellschaften in Belarus und Deutschland, mit denen wir uns aktiv und kontrovers auseinandergesetzt hatten.

### „Zivilgesellschaft“ – ein Wort, zwei Bedeutungen

Der deutsche und der weißrussische Staat repräsentieren zwei Regierungssysteme, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten: Hier eine föderale, international eingebundene Demokratie, dort ein zentralistisches, weitgehend isoliertes autoritäres Regime. Dass die Rolle der Zivilgesellschaft unter so konträren Bedingungen sich ebenfalls stark unterscheiden würde, war uns bereits während der Vorbereitung zu unserer ersten Austauschphase klar. Doch wie diese Unterschiede begreifen lernen? Wie sollten wir in jeweils einer Woche ein aussagekräftiges Bild von der aktuellen Situation der Zivilgesellschaft in den beiden Ländern gewinnen?

Unserem Austauschkonzept lag eine Definition der Zivilgesellschaft zugrunde, die besonders ihren institutionalisierten Teil hervorhebt. Zivilgesellschaft ist für uns demnach ein öffentlicher Raum, der zwischen der staatlichen und privaten Sphäre angesiedelt ist und von einer Vielzahl autonomer und vom Staat rechtlich getrennter Organisationen ausgefüllt wird, die es den Akteuren innerhalb dieses öffentlichen Raums ermöglichen, ihre individuellen und kollektiven Interessen zu verfolgen. Konzentriert haben wir uns bei unserem Austausch auf Nichtregierungsorganisationen, die mit ihrem Angebot eine Alternative zu früheren oder aktuellen staatlichen Aufgabenbereichen schaffen.

Dieses immer noch weite Feld zivilgesellschaftlicher Organisationen haben wir für unser Austauschprogramm in Teilbereiche strukturiert. Einem Teilbereich sollte je ein Tag gewidmet werden. Morgens begannen wir mit einem einführenden Referat, besuch-

ten über den Tag verteilt mindestens zwei Nichtregierungsorganisationen und diskutierten am Abend, wenn möglich zusammen mit einem Experten aus dem jeweiligen Gebiet, unsere Eindrücke und neu gewonnenen Informationen.

Um unsere Ergebnisse besser vergleichen zu können, wäre es sicherlich hilfreich gewesen, die gleichen Teilbereiche sowohl in Minsk als auch in Berlin zu bearbeiten. Wir entschieden uns jedoch dagegen, um die strukturellen Besonderheiten der Zivilgesellschaft in Belarus und in Deutschland besser abbilden zu können. In der Kürze der uns zur Verfügung stehenden Zeit hätten wir sonst wichtige nationale Schwerpunkte nicht berücksichtigen können. Unsere Tagesthemen in Minsk waren „Menschenrechte“, „Frauenrechte und Rechte sozialer Minderheiten“, „Bildungseinrichtungen und Jugendorganisationen“, „Freie Presse“ und „Umwelt und Tschernobyl“. In Berlin beschäftigten wir uns mit den Themen „Migration, Integration“, „Neue Wege des Ehrenamts“, „Hilfe zur Selbsthilfe“ und „Osteuropa“. Ein Programmtag war zudem für einen theoretischen und empirischen Überblick über die Gesamtsituation der Zivilgesellschaft im jeweiligen Land reserviert.

In Minsk besuchten wir hierzu die NGO „Forum Syd“, eine Organisation, die im Auftrag der schwedischen Regierung Partnerschaften zwischen weißrussischen und schwedischen Initiativen vermittelt. Von Vertretern der „Vereinigung prodemokratischer Nichtregierungsorganisationen“ bekamen wir Zahlen und Daten über die Struktur der zivilgesellschaftlichen Initiativen in Belarus. Mit dem stellvertretenden Leiter der OSZE-Mission, Dr. Vahram Abadjian, diskutierten wir über die Perspektiven der internationalen Unterstützung weißrussischer NGO. Die Politologen Juuri Ševcov und Viktor Černov gingen in ihren Vorträgen auf die Machtbasis des Regimes ein und beurteilten aus dieser Perspektive die Möglichkeiten oppositioneller zivilgesellschaftlicher Kräfte.

In Berlin gab uns Dr. Rainer Sprengel vom Maecenata-Institut einen Überblick über die zivilgesellschaftlichen Strukturen in Deutschland. Der Leiter der „Akademie für Ehrenamtlichkeit“, Thomas Kegel, ergänzte diese Informationen durch Einblicke in den persönlichen Hintergrund und das Arbeitsumfeld der Aktiven. Diese Akademie ist eine Weiterbildungseinrichtung für ehrenamtlich Tätige in Trägerschaft des Fördervereins für Jugend- und Sozialarbeit e.V., die unter anderem Kurse im Bereich Vereins- und Freiwilligenmanagement, fundraising und Öffentlichkeitsarbeit anbietet.

Bei den übrigen Besuchen von NGO in Berlin und Minsk interessierten uns neben dem jeweiligen Arbeitsschwerpunkt der Organisationen besonders ihr finanzieller und organisatorischer Hintergrund. In diesem Bereich konnten wir einige national geprägte Besonderheiten feststellen. Ein entscheidender Unterschied sind die Quellen der finanziellen Mittel der NGO. In Deutschland ist die finanzielle Unterstützung durch den Staat für NGO meist die wichtigste Ressource. Dr. Sprengel vom Maecenata-Institut berichtete, dass rund zwei Drittel der Finanzmittel deutscher NGO von staatlichen Stellen und Programmen stammten. An ihre Stel-

le treten in Belarus zumeist Gelder von ausländischen Stiftungen und internationalen Partner-NGO sowie aus staatlichen Programmen anderer Länder. Durch die weißrussische Steuergesetzgebung, nach der Nichtregierungsorganisationen auf ausländische Einkünfte eine Steuer von 40 percent zahlen müssen, werden viele Organisationen und ihre ausländischen Partner dazu gezwungen, inoffizielle Wege der Kooperation und Unterstützung zu finden. Die steigende Zahl illegaler NGO in Weißrussland hat auch hierin ihre Ursache.

Mit den unterschiedlichen Finanzquellen hängt auch die thematische Ausrichtung und die Organisationsstruktur der weißrussischen NGO zusammen, die sich in vielen Fällen sehr von deutschen zivilgesellschaftlichen Gruppen unterscheiden. So bedingt die Abhängigkeit vieler belarussischer NGO von Geldgebern aus dem Ausland einen starken ausländischen Einfluss auf ihre Schwerpunktsetzungen und Agenda. Tatjana Poševalova vom „Forum Syd“ schilderte uns hierzu ein Beispiel, auf das sie in ihrer Arbeit häufig gestoßen sei: „Die Pflege des nationalen Kulturguts ist für einen großen Teil der weißrussischen Bevölkerung ein bedeutendes Anliegen. Aus diesem Bedürfnis heraus haben sich einige NGO in Belarus gegründet. Dieses kulturelle Engagement wird von ausländischen Geldgebern aber kaum unterstützt. Die NGO nehmen daher Themen wie Genderfragen nur deshalb in ihre Arbeit auf, um finanziell überleben zu können.“ Neben „natürlich gewachsenen“ NGO, die auf diese Weise versuchten sich an internationale Vorgaben anzupassen, gäbe es zudem eine große Menge von „künstlich geschaffenen“ Organisationen. Diese NGO würden bereits mit der Absicht gegründet, den ausländischen Vorstellungen und Prioritäten zu genügen. Im Gegensatz zu „natürlich gewachsenen“ NGO seien sie oft finanziell besser ausgestattet, jedoch weniger nachhaltig, da es ihnen an der Verwurzelung in der weißrussischen Gesellschaft fehle. Dieser Zwang zur Flexibilität in der thematischen Ausrichtung der Arbeit führt daher auch zu einer geringen Zahl ehrenamtlicher Kräfte in den zivilgesellschaftlichen Organisationen. In „künstlich geschaffenen“ NGO wird die Arbeit fast ausschließlich von Hauptamtlichen getragen.

Ein weiterer Grund für dieses numerische Misverhältnis von Ehren- zu Hauptamtlichen ist sicherlich auch der generelle Umgang des weißrussischen Staates mit zivilgesellschaftlichen Kräften. Sich für zivilgesellschaftliche Anliegen stark zu machen – mithin also auf individuelle und kollektive Probleme aufmerksam zu machen, die der Staat nicht wahrnimmt oder wahrnehmen will – ist in Belarus ein Risiko. Der Staat schafft mit vielerlei Mitteln eine Atmosphäre der Einschüchterung und Unsicherheit unter den zivilgesellschaftlich Aktiven und den Menschen in ihrem Umfeld. Ein Beispiel hierfür erfahren wir von der Nichtregierungsorganisation „Post“, die in einem Stadtteil von Minsk ein Nachbarschaftszentrum betreibt. Sie bietet dort auch Schulungen in gewaltfreier Konfliktlösung und demokratischen Unterrichtsmethoden für staatliche Lehrkräfte an. Mitarbeiter berichteten uns, dass es seit der Lockerung des Kündigungsschutzes für Lehrer immer schwieriger werde, ihre Klientel zu erreichen. Die angesprochenen Lehrer hätten Angst, ihren Job zu verlieren.

Betroffen sind auch die hauptamtlichen Mitarbeiter von NGO, selbst dann, wenn sie international vernetzt sind. Ein Reporter des „Radio Svaboda“ – einer unabhängigen Radiostation, die ihr Programm in weißrussischer Sprache sendet – schilderte uns ein Erlebnis, das zeigt, wie engmaschig die Überwachung der zivilgesellschaftlichen Kräfte durch den belarussischen Staat ist: „Als ich nach einem Treffen mit weißrussischen Oppositionsgruppen in der Ukraine wieder nach Belarus einreisen wollte, wurde ich beim Grenzübertritt zu einem ranghohen Polizisten geschickt, der mich aufs gründlichste untersuchte und befragte. Sie scheinen gewusst zu haben, wo ich war und zu welchem Zweck.“ Er ist sich zudem sicher, dass die Telefonapparate im Büro des Senders abgehört werden. „Über wichtige Dinge reden wir nicht am Telefon.“ Die ständige Überwachung der NGO durch den weißrussischen Staat veranlasste den Leiter einer prominenten belarussischen Menschenrechtsorganisation zu der Bemerkung, dass es „fast besser ist, in der Illegalität zu arbeiten, weil so wenigstens die ständigen Kontrollen aufhören“. Seine Organisation wurde vor einiger Zeit verboten, ihr Büro aufgelöst und ihre Computer und Akten vom Justizministerium beschlagnahmt. Jetzt arbeitet diese NGO von einer Privatwohnung aus weiter.

Generell lässt sich somit als ein bedeutender Unterschied zwischen der Situation deutscher und weißrussischer Nichtregierungsorganisationen festhalten, dass die zivilgesellschaftliche Arbeit in Belarus vor allem in Opposition zum Staat geschieht, während in Deutschland die Kooperation zwischen Staat und NGO das Bild der Zivilgesellschaft prägt.

## Law in Transition. Reform of Post Socialist Legal Systems in Central and Eastern Europe and Comparative Law<sup>1</sup>

Herwig Roggemann (Berlin/Split)

### 1. Introduction: Aims and main problems

Comparative law under conditions of increasing international and supranational cooperation forms a basic part of jurisprudence. Scientific research is based on comparative questioning. As legal sources, legislation and jurisdiction are primarily bound to national law, the comparative approach is of specific importance in national as well as international jurisprudence to find out and to develop general principles for the adequate solution of conflicts of interests.<sup>2</sup>

Comparative law in general aims at and is based on:

- (1) Knowledge of foreign national and international (or supranational) legal sources and jurisdiction (*Auslandsrechtskunde*),
- (2) Contrastive comparison by describing evident differences between legal orders and constitutional systems (*kontrastierende Vergleichung*),
- (3) Historical comparison by inquiring into the development as well as looking for alternatives of laws that are at present valid (*historische Vergleichung*),
- (4) Systematic comparison by making clear the systematic context of a special rule or legislative act (*systematische Vergleichung*),
- (5) Functional comparison by elaborating the political and social or economical context of a certain conflict and its similar or different solutions by different lawmakers under different national conditions (*funktionale Vergleichung*),
- (6) Legal political comparison by critical analysis of bills and by making proposals for reform projects and drafts (*rechtspolitische Vergleichung*).

These comparative steps and methods are normally used in a variety of combinations. Nevertheless, it is necessary to reflect their differences while making use of them. Concerning the legal development in Central, Eastern and South Eastern Europe and the relation between Eastern and Western Europe, it turns out that historical (3) and functional (5) comparative approach need interdisciplinary cooperation of lawyers and other faculties (which is sometimes easier said than done).

After the break down of the former socialist systems of governance in Eastern Europe and their beginning transformation and partial integration into the enlarged European Union, the comparative approach and comparative methods became more and more relevant.<sup>3</sup>

### 2. Comparative law and lawmaking

Comparative law has become a constituent part of the law-making process and even of the decision-making process in jurisdiction in national, international, and especially in European Law, i.e. the law of the Euro-

pean Union, as well as the jurisdiction of the European Court (of the European Union in Luxembourg) and of the European Court of Human Rights (of the Council of Europe in Strasbourg).

In international law comparative study of the different leading national legal systems is a necessary precondition for decision-making. Art. 38 lit. b), c) d) Statute of the International Court of the UN as well as the Statute of the International Criminal Tribunal for the Former Yugoslavia (ICTY, Art. 10 para. 3, Art. 24 para. 1) and the Rules of Procedure and Evidence (Rules 5, 7 and 89) refer either to national rules or to general rules of customary law which can be defined only on the ground of comparative studies.

General principles of law in the written and unwritten law of the European Union, part of which is the jurisdiction of both European courts (Lecheler 2003), can also be based solely on previous comparative research in national and European law. The general principle of priority of the Law of the European Union in relation to the law of its member states also needs comparative argumentation for its final legitimation (Lecheler 2002: 52 passim).<sup>4</sup>

The jurisdiction of both of the European courts, mentioned above, refers in many decisions to arguments found by comparative research ("General principles" of law, basic principles of constitutional law of the member states). On the other, hand national courts (like the Federal Constitutional Court of Germany and the Federal Court of Germany) refer expressis verbis increasingly to European law and comparative law and oblige their subordinated courts either to apply directly the European and International Law or to make use of comparative law in the process of decision making.<sup>5</sup>

### 3. The double transformation of Eastern and South Eastern Europe and the role of EU enlargement

Concerning the legal development of the former socialist states of Eastern and South Eastern Europe and their present status either as new members (Estonia, Latvia, Lithuania, Czech Republic, Hungary, Poland, Slovakia, and Slovenia) or as candidates (Bulgaria, Romania, and Croatia) of the EU, comparative law is of actual relevance to analyse the special problems of these countries in transition.

- As long as these states formed the so called socialist or communist "Eastern European Bloc" methods of comparative law could be used as instruments for critical analysis of functioning or non-functioning of the socialist legal system.
- Currently, relative methods are needed for evaluating the advance of legal reforms in each of the post-socialist states adopting the *aquis communautaire* of

## European law.

All countries in transition are dealing with special and more or less similar problems (Bunce 2000; Bönker, Müller, Pickel 2002; Hopfmann, Wolf 1998; Hopfmann 2001; Merkel 1999; Merkel, Sandschneider, Segert 1996; O'Donnell 2001; Rose, Mishler, Haerpfner 2000; Boulanger 2002). As former candidates or as new members of the European Union these countries were objects and at the same time subjects of a double transformation:

- Democratisation, privatisation, legislation, and jurisdiction concerning former function holders, judges, military persons etc. who under unlawful systems violated basic human rights of their citizens.
- Adaptation of their complete legal system to the law of the EU.<sup>6</sup>

Both transformations are partially but not totally identical. The "pressure of reform" was and is much higher for those states that join the EU. During the negotiations of the pre-accession phase the entire political, economical, social, and legal system is divided into 31 chapters,<sup>7</sup> screened and evaluated under normative, institutional aspects and criteria of capacity and functioning in practice.

This procedure can be characterised, as far as law is concerned, as the most intensive form of comparative law in practice, the result of which led to the most important law-making activities in Central and Eastern Europe in the course of the present and the last century. The fact that the new members and the candidates for membership have been involved for years in this procedure and still are, may explain the significant difference of the achieved status regarding post-socialist states without any concrete perspective for accession to the EU like, for instance, Ukraine and Serbia on the one hand, in comparison with Poland and Croatia on the other hand. Of course, historical and other factors play an additional role to produce these significant differences in the actual status of these countries. But the main reason is obviously whether there is or will be a concrete chance for accession in the nearer future or not.

At the Zagreb Summit of November 24, 2000, it was decided to complete the previous concept of the Association Agreements, as practiced with the ten candidate states of the first enlargement round, step by step by pre-connected cooperation conventions with the last five candidates and by a special relief program.<sup>8</sup> That way the summit has opened the third round of (Southeast) enlargement of the EU. The first states for which the formal admission into this new status of associated and candidate countries has been performed are Macedonia (March 26, 2001) and Croatia (July 9, 2001).<sup>9</sup> On June 18, 2004, Croatia was awarded by the European Council the candidate status for EU membership. The first annual report of the EU Commission on the Stabilisation and Association Process in South-Eastern Europe was published on April 4, 2002. It was followed by separate country reports.<sup>10</sup> Since October 3, 2005, accession negotiations between the EU and Croatia aiming at full EU-membership of Croatia are formally opened.

Eastern and South Eastern European states and their legal systems are obliged to adapt their legislation

and the entire legal system to the law of the EU. Primary treaty law and secondary law, i.e. basic principles, decrees, guidelines, and recommendations of the law-making bodies of the EU as well as the jurisdiction of its courts are binding grounds for legislative activities and court decisions in all new member states as well as of the associated candidates for membership.

Comparative control of legal development is therefore an obligatory instrument in the process of decision-making in all old and new EU member and candidate states.

Differences in legal tradition and legal culture in those post-socialist states of Eastern Europe who are already or will become members of the EU are in so far overruled by new binding principles of EU law. Nevertheless, these differences do still exist at least in heads and customs of function holders, like judges and civil servants, and it would be unrealistic to expect that they can be eliminated just by law-making measures. Overcoming half a century of socialist legal traditions and full integration into the European law under conditions of a democratic state of law and a market economy based on private property needs long term educational and institution building measures.

## 4. Reaction to unlawful political systems after system change

All states in transition including the united Germany found their special ways to deal with the problems of an unlawful political and legal past (Veen 2003; Brunner 1995). Three main models can be distinguished (Eser, Arnold 2000–2003):

- 1) The "clean break model" (*Schlussstrichmodell*),
- 2) The "criminal prosecution model" (*Strafverfolgungsmodell*),
- 3) The "reconciliation model" (*Versöhnungsmodell*).

The absolute clean break model was followed more or less after the changes in the political system had taken place by Russia, Belarus, Georgia, and also by Spain after the fascist Franco regime. A relative modification of this model was realised in Poland (Szczerbiak 2002), Czech Republic, Bulgaria, and Hungary on the one hand, and in Argentina and Chile on the other hand. The criminal prosecution model was realised first of all and probably overstressed by Germany not after the unconditional surrender that ended World War II, the break down of the Nazi regime and the occupation by Allied troops, but after the break down of the Berlin wall and the political system of the German Democratic Republic (GDR) and the unification of both German states (Homann 2003; Quasten 2003). With much less effort Greece adopted this model after the end of the junta regime, so did Portugal and Rwanda. The reconciliation model was practiced in South Africa under president Mandela ("truth commissions") and in Guatemala (for the specific countries, see the country chapters in Eser, Arnold 2000–2003).

Some states tackled this problem by way of a general amnesty (like Russia), some by a mixed system of "lustration", i.e. partial voluntary information given by the former function holder himself (like Poland),

some did it by systematically prosecuting a great number and sentencing a much smaller number of indicted former function holders (like Germany; see Brunner 1995; Roggemann 1993; Buchner 1996); others prosecuted only limited groups of persons (and only because they had violated special laws) and abolished all other proceedings (like Hungary).

Finding the answer to the question “How to react to unlawful political systems and their violation of basic human rights?” leads to the limits of law. The main problem is how and by which criteria can the validity of legal norms that had been issued and practiced under socialist/communist regimes be questioned or even denied from a retrospective point of view without violating basic principles of the constitutional state, e.g., the prohibition of retroactivity?

Three criteria have to be taken into consideration here:

- 1) Positive national law,
- 2) International law,
- 3) Meta-positive law (“*Naturrecht*”), based on moral, religious, or philosophical values (Roggemann 1994 and 1998a).

The crucial point is: Under which conditions does the legal justification of using weapons to prevent refugees without permission to leave the GDR illegally become non valid and therefore making use of weapons is unlawful?

The Federal Court of Germany in its first decision of 1992 sentencing the so-called “wall shooters” (“*Mauerschützen*”) tried to find a way out of this conflict of values and laws by combining several criteria (cf. 2 and 3 above) and creating the following new formula:

“If the violation is an obviously grave breach of elementary concepts of justice and humanity; the violation has to be so heavy that it hurts the idea of justice common to all nations and based on value and dignity of mankind”.<sup>11</sup> In another sentence of 1994 the Federal Court argues: „Because of obvious and intolerable violation of elementary orders of justice and of human rights protected by international law (the regulation of the former GDR) cannot justify the committed act“.<sup>12</sup>

Both sentences clearly show the doubtful attempt of the German High Court to prosecute the former soldiers of the GDR by applying penal law of the GDR but not the justifying part of this law. Moreover, both decisions refer at last to comparative law. Terms like the “idea of justice common to all nations” and “elementary orders of justice and of human rights” can be applied only by means of comparative law.

But what penal law has to be applied as a base for conviction? Either the penal law of the former socialist state before the political change (in the case of the GDR, this state did not exist any more) or the penal law of the Federal Republic of Germany – but this

would mean a double violation of the principles of the constitutional state. The crime had not been committed on the territory of the FRG and the former GDR-soldier had not been a citizen of the FRG. Also, the penal law of the FRG would be applied by a retroactive decision of another court after the state and the law and courts of the former GDR had disappeared.

To find a way out of this dilemma, the German jurisdiction referred to comparative law once more: both laws were held applicable. The law of the Federal Republic of Germany had to be applied as primary base for penalising because the socialist law of the no longer existing GDR simply could not be applied because of *nulla poena sine lege scripta*. And the law of the former GDR had to be applied indirectly, too, to make sure that the penalised activity was – at the time when the crime was committed – punishable under this socialist law as well. The conviction of former socialist function holders could therefore be based only on an act of comparative law.

This double construction shows how questionable the “German way” of using the “criminal prosecution model” was. Judges have been aware of these circumstances. All in all, more than 65 000 investigations were initiated because of unlawful acts committed by former function holder in the GDR (judges, soldiers, members of secret service, staff of prisons). But three quarters of the proceedings were dropped, only about one percent of the investigations led to charges, approximately 180 of these because of killings on the border, and 230 because of abuse or perversion of judicial proceedings. Altogether, approximately 400 persons were sentenced, half of them, i.e. about 200, got suspended sentences. Only five percent of the accused – five GDR judges and prosecutors, four soldiers guarding the border, and nine superiors of border soldiers – were sentenced without probation (Roggemann 1997a). In 2000, the criminal prosecution of former function holders of the GDR came to an end.

The European Court of Human Rights in two decisions agreed with the German practice of sentencing former socialist functionaries.<sup>13</sup>

## 5. International criminal prosecution and transformation

The countries of the former Yugoslavia have to deal (or should deal) with crimes committed by former function holders and soldiers not only during the socialist regime under President Tito and afterwards, but also, and even more so, with crimes committed during the first transitional period from 1991 until 1995. Whereas the change of the political systems and the disintegration of the former socialist federations in other regions of Central and Eastern Europe ruled by socialists/communists proceeded in a peaceful way (e.g. Czechoslovakia) or accompanied by regionally limited armed conflicts (e.g., Latvia, Azerbaijan, Georgia, and Moscow in the Soviet Union) this was not the case in former Yugoslavia.

The Serbian President Milošević tried to prevent the dissolution, inevitable at that time, of the Yugoslav Federation by military aggression against Slovenia, Croatia, and Bosnia-Herzegovina. One third of Croatian and three quarters of Bosnian territory was occupied for years by troops of the former Yugoslav Army (JNA) and by paramilitary and police units equipped also by the Serbian government. War crimes and unbelievable atrocities, mass killings, and ethnic cleansing were committed and led in 1993 to the establishment of the International Criminal Tribunal for the Prosecution of Persons Responsible for Serious Violations of International Humanitarian Law Committed in the Territory of the Former Yugoslavia since 1991.<sup>14</sup>

This Tribunal (ICTY) was not immediately based on international treaty law but on resolution 827 of the Security Council of the UN, passed on May 25, 1993. Ten years after the establishment of this court and eight years after the Dayton Agreement which ended the war in Croatia and Bosnia, proceedings before this Tribunal are still taking place, the main aggressor Milošević is not yet sentenced and two of the main indicted persons, Karadžić and Mladić, have not even been arrested to be brought to justice.

Cooperation with the ICTY is also a precondition set by the EU and its member states for the ratification of the treaties on cooperation and association between EU and member states-to-be which result in getting the status (and financial help) of candidates for full membership (Maikowski 20002; Meissner 2003). Comparative research of legislation and legal practice in Croatia, Bosnia and Herzegovina, and Serbia and Montenegro is therefore necessary to clarify the actual practice and intensity of cooperation of these states with the ICTY (Roggemann, Kurtović, Novoselec 2004). Comparative international criminal law and procedure have also to be worked out to enable the willing Balkan states, like Croatia and Bosnia-Herzegovina, to take over prosecution and proceedings from the ICTY when the working period of this ad-hoc tribunal will end – probably at the end of this decade. Recently, the ICTY discussed these issues and decided to transfer some cases of prosecution of war crimes to the jurisdiction of Bosnia and Herzegovina. A similar discussion on transmission of certain cases of prosecution to the jurisdiction of Croatia is still ongoing.

## 6. De-socialisation, privatisation, de-nationalisation

Privatisation of the former state-owned socialist economy is, together with political democratisation and development of a constitutional state, one of the core questions of the transition process in Central and Eastern Europe – and probably also in other regions of the world where there socialist or semi-socialist political and economical systems are still in existence.

The main difference between socialist political and economical systems and capitalist ones can be found in the different conceptions of property and their consequences. Only when the (re-)introduction of pri-

vate property and the new property order are realised to a large degree, post-socialist reforms seem to become irreversible (Roggemann 1997b and 1999b; Roggemann, Lowitzsch 2002; Nichols 1997; Lowitzsch 2002).

The relation between the public and state-owned or state-ruled sector of economy on the one hand and the private sector based on private property on the other hand is highly controversial and – as recent tendencies in England, France, and elsewhere make evident – probably not to be regulated definitely by law making.

The discussion about the model most adequate for solving this issue is not limited to Eastern Europe but going on as well in France, England, and Spain and recently in Germany. Owing to a traditionally different understanding of market relations and state-dominated economy, the Russian Federation seems to develop a more state-orientated model of post-socialist market economy (Boguslawskij, Knieper 1998; Krüßmann 1998).

A comparative overview leads to the following conclusions:

- The process of privatisation is not yet completely achieved,
- The legal framework for a social market economy is not yet completed,
- A system of juridical guarantees especially including an efficient and independent court system has not yet been fully developed,
- Increasing political and social conflicts have led to a dramatically increased crime rate in the field of economy and especially in the field of privatisation.

To reach the same aims, post-socialist countries created organisational models significantly differing from each other (Roggemann, Lowitzsch 2002):

- Some countries chose a model of organisation on the level of ministries (Poland, Russia, Czech Republic),
- Others established special organs of economic administration (Slovakia),
- A greater degree of self-administration is aimed at by means of creating a corporation with legal personality similar to the German model of a public trusteeship (*Treuhandanstalt* in Germany, Bulgaria, Hungary),
- Other countries organised privatisation agencies in the legal form of state owned enterprises (Latvia, Estonia).

As different as the organisational base are the procedural models of privatisation.

When discussing problems of privatisation, one should be aware that core questions concerning final aims and dimensions of privatisation in the case of state versus municipal ownership of basic public goods like supply with water, electricity, public transport etc. have not yet been solved.



## 7. Levels of comparison and different legal traditions

Legal tradition and legal culture are composed by a complex system of law-making factors on different levels. All these factors of formal and informal, parliamentary and extra-parliamentary, judicial, cultural, historical, social, economical, and educational nature contribute to norms that are valid at present. Therefore the development of the actual legal systems of post-socialist Central and Eastern European countries has to be the object of comparative law analysis on different levels.

The first task of comparison is to make sure of the current normative basis, consisting of laws, decrees, and resolutions issued by law making bodies and normally published in official law gazettes. This sounds easier than it was or still is, because under socialist party regimes there existed numerous secret laws that about which the public was not informed. Such laws were used as special instruments of non-democratic governance.

The generally accepted principle of any constitutional state, i.e. that normative acts get binding force only if published in a way that guarantees free access to all addressees of this norm was (and still is) not accepted by undemocratic socialist or communist states. In the former Soviet Union as well as in the former Yugoslav Socialist Federation, for instance, there existed special gazettes only for secret legislation. And in socialist legal systems governmental (ministerial, administrative, or even mixed party and governmental) law created by decrees and orders prevailed over law making by parliament. For this reason, in certain cases legal sources were available only with difficulties or not at all to normal citizens. This practice led to specific problems in comparative law concerning socialist or communist states. The situation improved in so far as the basic standards characteristic of a constitutional state are now more or less established in all post-socialist countries. Secret legislation has been abandoned; legislation by parliamentary bodies and laws published in law gazettes have again become much more important.

Right from the start, comparative law has yet to manage another problem: the language problem. Legal texts have stronger ties to a specific national legal culture and tradition than other texts (in the field of science, social and political science, or economy), the authors of which can argue by reflection and terminological explanation, whereas a legal norm just states a rule and does not comment itself. Legal norms have to wait for external interpretation in the process of application. In penal law, constitutional law, or civil law (private law) similar terms in different legal systems frequently do not have identical meaning, but differ more or less in certain aspects. This is the reason why theories of translation make up a constituent part of comparative law. Let me cite two examples: a) in constitutional law the law-making competence of the President of the Russian Federation (issuing *ukazy*, i.e. decrees) does not correspond to any similar competence of the Federal President in the German constitution,

and b) in penal law preparatory activities before committing a crime are penalised whereas in others only those activities that can be qualified as "attempt" are penalized – how can we translate these terms? Either by choosing a literal translation close to the origin, or by using the corresponding but not identical term of the other language, adding perhaps a footnote to explain the difference? The author prefers the second approach because translation of legal texts should try to transfer the meaning into the professional legal terminology of the language into which the text is to be translated to make it understandable for lawyers of this country. The translator should not try to create a new language that might be literally closer to the origin but farther from professional terminology.

Normative and also systematic comparison of norms and legal institutions are often criticised because they allegedly neglect the difference between what is laid down as norms and how the real situation of legal practice looks like. This difference between norm and reality does always exist. But this incongruity had and partly still has a special dimension as far as socialist or communist law is concerned, a law based on the ideological and institutional preconditions of a Marxist one-party regime. Keeping this fact in mind, the normative approach is useful and necessary to gain a first systematic overview.

In Germany a first and controversially discussed attempt of normative and systematic comparative analysis between the different legal systems of the two German States, the socialist German Democratic Republic and the democratic Federal Republic of Germany, was carried out in 1970 by a commission of experts, organised by the Federal Ministry for Inner-German Relations. This comparative study was followed later on by studies dealing with the political, social, and economical systems of the two German states.<sup>15</sup>

In spite of the controversies mentioned, these handbooks were accepted as useful help for political and administrative decision-making in the relations between East and West Germany; nowadays they serve as useful sources for comparative research on former socialist states like the GDR. These comparative reports followed a line which was defined as "immanent criticism", i.e., an approach which tried to compare and evaluate eastern and western legal institutions not only by western standards, but to find out the essential differences between a democratic and a socialist legal order and to make clear their specific standards and show the deficits of the socialist legal system.

In comparing different legal systems, the institutional framework and the application of law should be included to give the comparative approach a broader dimension. The institutional approach deals with law-making and law-applying institutions in order to get additional information about the process and about the legal political debate on drafts and controversial alternatives. Sometimes the knowledge of rejected parts of drafts and of pro and contra argumentation helps to understand the final solution reached by the foreign lawmaker – and the gaps and contradictions of the respective law. The institutional approach also deals

with organisations and formal competencies and the indirect influence of political parties on the process of law making and on administrative organs that are applying law (Segert 1994 and 1995; Luchterhandt 2000b; Reetz 2004).

## 8. Jurisdiction in transition

Jurisdiction plays a new and significant role in the process of democratic transformation of former socialist legal systems. For decades, courts under the roof of socialist one-party states (or states largely dominated by a leading socialist or communist party) had lost their independence and especially their function of legally controlling political and state power and of protecting the basic human rights of the citizens. To enable courts to play again or even for the first time in the legal history of a state (like in Russia or the Balkan states of former Yugoslavia) this new role was and still is not only a question of new legislation but also of education and qualification of judges who have to work under new and different conditions.

Especially the constitutional courts in the post-socialist countries of Central and Eastern Europe contributed, and still do, a lot to the transformation of democratic legislation, legal proceedings and passing judgements under standards of human rights and democratic market economy.

Although all former socialist or communist legal systems in Europe have their origins in the traditions of Continental European Civil Law, significant differences can be found in legal traditions. Eastern European legal thinking seems to be remarkably more theory orientated and less case orientated, i.e. less aiming at the solution of cases. As in former socialist society there was little or almost no room left for controversial discussion, also jurisprudence was not a field for critical analysis of legislative decisions, for alternative proposals and for opposition against the leading opinions that were in line with party policy. One result was the lack of commentary literature where one can find interpretations of the wording of the law combined with an overview over the most important court decisions and critical proposals how to solve problems that arise due to gaps, contradictions in terms, partly impracticable or obsolete regulations. This lack of commentaries persists to a certain degree even today.

Also, there is still not much of a dialogue between jurisprudence and jurisdiction, the latter quoting no books and commentaries but only precedents. But such a fruitful dialogue might be just an expectation of a German lawyer who is used to it, whereas in other countries, belonging to the Anglo-American Common Law family, courts traditionally refer in general only to other court decisions but not to legal literature.

Commentaries in former socialist jurisprudence were normally published under the control of the Ministries of Justice that used this form of publication to underline the ideological and legal mainstream of the authors who would be in line with party policy. So these commentaries as well as the text books edited either by

the Ministries themselves or by state-owned publishing houses and written by carefully selected groups of authors got the character of binding legal authorities.<sup>16</sup>

A comparative overview shows that nearly all post-socialist states in Central and Eastern started to reform and reorganise their court systems. The main elements of this reform that aims at making judges more independent are:

- De-politicisation of court system and judges. Several constitutions and laws of post-socialist countries (art. 86 constitution of Georgia, art. 113 const. Lithuania, art. 178 const. Poland, art. 137 const. Slovakia, art. 50 const. Hungary) hold membership in a political party incompatible with the function of a judge. In democratic western states (including Germany), membership of a judge in a political party is a normal part of political life and sometimes even a precondition for being elected by electoral committees the members of which belong to political parties or to a certain political tendency.
- Judges are no longer elected directly by citizens (while voting for parliamentary bodies) and not only for a limited electoral period (mostly of five years) but nominated and appointed by special constitutional organs (like councils of state in Poland, Bulgaria and Croatia) or special parliamentary bodies.
- Only persons with an academic education, i.e. studies of law at a law faculty, can be appointed as judges. The election of representatives or other people as judges, who have a political background but not the necessary academic qualification (like in former years in the Soviet Union, the GDR and other socialist states the so called “judges of the people”), is no longer accepted.
- New constitutional courts got the competence to control the constitutionality of laws and other legal sources enacted by parliamentary and governmental bodies (Gäßner 1999; Kutter, Schröder 1999; Brunner 1993; Frowein, Marauhn 1998; Traut 1997). In some post-socialist countries, the citizens have the right to sue protection in case of violation of their human rights.<sup>17</sup>
- Additionally, in all European countries that are members of the Council of Europe<sup>18</sup> individuals have the right to bring a violation of their human rights before the European Court of Human Rights in Strasbourg, and also cases of potentially unlawful judgement of a court.<sup>19</sup>
- In several Central and Eastern European countries (e.g., in Bulgaria, Croatia, Georgia, the Czech Republic, and Poland, in Russia this competency was transferred later from the constitutional court to the ordinary courts) the new constitutional courts decide on the constitutionality of political parties and organisations in order to prevent undermining of the democratic legal order and usurpation or abuse of political power by political parties, as it was the case for decades under socialist or communist one-party regimes.
- In several post-socialist countries constitutional

and administrative courts got the competency to decide on cases of unlawful acts of governmental or administrative bodies of the state brought before the court by citizens whose rights were violated (Luchterhandt 2002a; Kuss 1990; Starilov 1999; Gotzes 2003).

By these and other legislative means the former socialist states tried to eliminate step by step the influence of socialist or communist legal traditions which were not in line with standards of a democratic constitutional state developed before and after the Second World War in Western Europe.

### 9. Pre-socialist and socialist legal traditions

After the first step of the east-enlargement of the European Union took place on the 1st of May 2004, when eight of the former socialist/communist states of Central and Eastern Europe joined the EU as full members (Lithuania, Latvia, Estonia, Hungary, Poland, the Czech Republic, Slovakia, and Slovenia), the question under comparative aspects might arise: why only and why just these countries?

The answer can be found in the rather successful pre-socialist traditions and democratic experiences of these countries after World War One, i.e. in the twenties and early thirties of the last century. In the Balkans, this line of positive legal and political traditions and institution building can even be traced back to the time of Austro-Hungarian Monarchy, when the tradition of functioning professional administration and court system (including private property law and a property register) of states and communities was established, at least in Slovenia and Croatia.

Following this line, it can be stated that the Western Balkan states of Slovenia and Croatia and parts of Bosnia and Herzegovina as well as Hungary, the Czech Republic, and Slovakia are privileged by better legal traditions than Serbia, Montenegro, Kosovo, Albania, and Macedonia where these traditions had not been developed.

The Baltic States, too, gained their first experience with organising a democratic state already before the socialist period. It seems obvious that this pre-socialist experience led to a more successful adaptation of national legislation to European law and later on to the adoption of the European "acquis communautaire". The difference in legal tradition is also the reason why countries that did not participate in the common European history of law during the last century (like Russia, Belarus, or Ukraine since the Soviet Revolution of 1917) or even longer (like the Turkish Republic) could hardly be taken into consideration as candidates for joining the EU in the nearer future.

The socialist/communist legal system was pushed by early soviet leaders (Lenin, Stalin et al.) as a radical alternative to traditional bourgeois law. Basic institutions of private law like private property were either totally eliminated (e.g., private property in land in Russia and the Soviet Union) or cut short in a very re-

strictive way, like private treaty law, company law, and the general autonomy of legal persons (natural persons and legal entities) and tied to the rules of a centrally planned economy without private initiative.

The ruling socialist or communist party converted state organs and constitutional institutions and even the courts into instruments for maintaining its dictatorial power and left no room for principles of democracy, a constitutional state and the protection of individual human rights versus the power of the state. In the end, this approach failed totally. Socialist state-owned economy lost its competitiveness on the world market, judges lost their independency and citizens lost basic human rights in socialist theory and in practice.

### 10. European law: the permanent reform

Analysing the protracted process of transition and a "double" transformation in the previous socialist Central-, East- and South East European countries, one can conclude that the most relevant stabilizing factor now and in the future is the existence of the European Union and the chance to become a member of it. The legal development of these countries is particularly affected by EU accession.

The ongoing process of developing and extending European law will lead finally to a more harmonised European law regime ("Europäischer Rechtsraum") of national legal systems under the roof of common European law. As this European law establishes general priority over the law of the national member states, including their national constitutional law, different national legal traditions may survive in numerous details of civil, penal, and procedural law but not in basic norms and legal institutions.

The European Court in Luxemburg is carrying out permanent comparative law in practice, new primary European treaty law is created by the member states in an ongoing process (Treaties of Maastricht, Amsterdam, and recently Nice, 2001, reforming the Roman Treaty of the European Economic Community of 1957) and also secondary law is enacted continually (by the law making organs of the EU: European Commission, European Council of Ministries, European Parliament and most important by the European Court) – this process is binding automatically and without former ratification upon all courts and state organs of all member states, it leads to assimilation and to the diminishing of former socialist relicts in Eastern Europe in the near future.

Based on the treaty of Nice, 2001, the European Convent, consisting of 105 members (two thirds are deputies, delegated by the national parliaments of the member states and by the European Parliament, the rest is nominated and delegated by European Institutions and national governments) elaborated a draft for a new European Constitution.

The main aims of this approach are:

- To improve efficiency in decision making of the enlarged organs of the EU by reorganising the structure and the number of members of organs (most

controversial: diminishing the number of members of the European Commission, i.e., abolishing the current principle of “one member state – one commissioner”),

- To reorganise the overcomplicated procedure of law making by concentrating the competencies in the hand of one central law making body (Legislative Council),
- To introduce basic principles of federal organisation (distribution of competencies between Union and member states by means of three categories: exclusive competencies of the Union, mixed competencies of the Union and its member states, exclusive competencies of the member states),
- To give priority to Union law in case of conflict with national law of member states,
- To adjust the weight of votes of the member states in the organs of the Union according to the number of inhabitants and the economic contribution of each country (measured against the gross national product of member states in relation to each other),
- To combine in this way the classical principle of equality of the subjects of international law (one state – one vote in the context of a confederation) with the integrative principle in the context of a Union of quasi-federative character (avoiding *expressis verbis* all terms of federation),
- To organise a system of redistribution of financial subsidies in favour of a coherent development of all members by way of transfers to less developed members,
- To strengthen the democratic legitimacy of the EU and its organs by increasing the influence of the European Parliament and by giving more weight to decision making by a majority of votes instead of unanimous decision making,
- To achieve more transparency in the administration and decision making of the EU organs, including the right of all EU citizens to information and to petition to the organs (unfortunately without obliging the organs to answer within a certain time).

Whether or not this ambitious project will be realised as planned or in another, more reduced way, after the constitutional treaty has been rejected in referenda in France and the Netherlands – the European Union and its enlargement are already now one of the success stories of European history, including the successful integration of post-socialist countries.

#### References

- Arnold, Jörg, Nora Karsten, Helmut Kreicker 2001: Menschenrechtsschutz durch Art. 7 Abs. 1 EMRK. In: Neue Justiz 11: 561 passim.
- Boguslawskij, Mark; Rolf Knieper (eds.) 1998: Wege zu neuem Recht: Materialien internationaler Konferenzen in Sankt Petersburg und Bremen. Berlin: Berlin Verlag.
- Bönker, Frank; Klaus Müller; Andreas Pickel (eds.) 2002: Post communist Transformation and the Social Sciences: Cross-Disciplinary Approaches. Lanham MD: Rowman & Littlefield.
- Boulanger, Christian (ed.) 2002: Recht in der Transformation. Potsdamer Textbücher Band 7. Berlin: Berliner Debatte Wissenschaftsverlag.
- Brunner, Georg 1993: Die neue Verfassungsgerichtsbarkeit in Osteuropa. In: Zeitschrift für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht 53: 819–870.
- Brunner, Georg (ed.) 1995: Juristische Bewältigung des kommunistischen Unrechts in Osteuropa und Deutschland. Berlin: Berlin Verlag.
- Buchner, Silke 1996: Die Rechtswidrigkeit der Taten von „Mauerschützen“ im Lichte von Art. 103 II GG unter besonderer Berücksichtigung des Völkerrechts. Frankfurt etc.: Lang.
- Bunce, Valerie 2000: Comparative Democratization. Big and Bounded Generalizations. In: Comparative Political Studies 33 (6–7): 703–734.
- Constantinesco, Léontin-Jean 1983: Die rechtsvergleichende Wissenschaft. Vol. 3, Rechtsvergleichung. Cologne etc.: Heymann.
- David, René; Günther Grasmann 1988: Einführung in die großen Rechtssysteme der Gegenwart, 2nd German ed. Munich: C.H. Beck.
- Eser, Albin; Jörg Arnold (eds.) 2000–2003: Strafrecht in Reaktion auf Systemunrecht: Vergleichende Einblicke in Transformationsprozesse. 7 Vols. Freiburg im Breisgau: Edition iuscrim.
- Frowein, Jochen A.; Thilo Marauhn (eds.) 1998: Grundfragen der Verfassungsgerichtsbarkeit in Mittel- und Osteuropa. Berlin etc.: Springer.
- Gäßner, Barbara 2004: Zur Verfassungsgerichtsbarkeit in den Subjekten der Russischen Föderation unter besonderer Berücksichtigung der Normenhierarchie. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Gotzes, Andrea (transl.) 2003: Rußland auf dem Weg zum Rechtsstaat? Antworten aus der Zivilgesellschaft, translated from Russian. Berlin: Deutsches Institut für Menschenrechte.
- Großfeld, Bernhard 1990: The strength and weakness of comparative law. Oxford: Clarendon Press.
- Hokema, Grit 2001: Der aktuelle Fall: Das Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte in der Sache Streletz, Kessler und Krenz – eine späte Genugtuung für die Opfer des DDR-Grenzregimes. In: Humanitäres Völkerrecht 2: 107 passim.
- Homann, Ulrike 2003: Herausforderungen an den Rechtsstaat durch Justizunrecht: die Urteile bundesdeutscher Gerichte zur strafrechtlichen Aufarbeitung von NS- und DDR-Justizverbrechen. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Hopfmann, Arndt (ed.) 2001: Transformationstheorie: Stand, Defizite, Perspektiven. Münster: LIT.
- Hopfmann, Arndt; Michael Wolf (eds.) 1998: Transformation und Interdependenz: Beiträge zu Theorie und Empirie der mittel- und osteuropäischen Systemwechsel. Münster: LIT.
- Kellermann, Alfred E.; Jaap W. de Zwaan; Jenö Czuczai (eds.) 2001: EU Enlargement: The Constitutional Impact at EU and National level. The Hague: T.M.C. Asser Press.
- Krüßmann, Thomas M. 1998: Privatisierung und Umstrukturierung in Rußland: zur Rolle des Rechts als Instrument struktureller Wirtschaftsreform im Übergang zur Marktwirtschaft. Berlin: Berlin Verlag / Wien: Verlag Österreich.
- Kuss, Klaus-Jürgen 1990: Gerichtliche Verwaltungskontrolle in Osteuropa. Berlin: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Kutter, J. Vivika; Tim Schröder 1999: Die Rechtsprechung des russischen Verfassungsgerichts 1995–1999. Berlin: Berlin Verlag.
- Lecheler, Helmut 2002: Einführung in das Europarecht. Munich: C.H. Beck.
- Lecheler, Helmut 2003: Der Beitrag der allgemeinen Rechtsgrundsätze zur europäischen Integration. In: Zeitschrift für europarechtliche Studien 3: 337 passim.
- Lowitzsch, Jens 2002: Privatisierung und Beteiligung. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Luchterhandt, Galina (ed.) 2000: Politische Parteien in Rußland: Dokumente und Kommentare. Bremen: Edition Temmen.
- Luchterhandt, Otto (ed.) 2002a: Verwaltung und Verwaltungsrecht im Erneuerungsprozeß Osteuropas. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Luchterhandt, Otto (ed.) 2002b: Neue Regierungssysteme in Osteuropa und der GUS. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.

- Maikowski, Tatjana 2002: Staatliche Kooperationspflichten gegenüber dem Internationalen Strafgerichtshof. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Meissner, Jörg 2003: Die Zusammenarbeit mit dem Internationalen Strafgerichtshof nach dem Römischen Statut. Munich: C.H. Beck.
- Merkel, Wolfgang 1999: Systemtransformation: eine Einführung in die Theorie und Empirie der Transformationsforschung. Opladen: Leske & Budrich.
- Merkel, Wolfgang; Eberhard Sandschneider; Dieter Segert (eds.) 1996: Theorien, Ansätze und Konzeptionen, 2nd ed., vol. 1, Systemwechsel. Opladen: Leske & Budrich.
- Merkel, Wolfgang; Eberhard Sandschneider; Dieter Segert (eds.) 1997: Parteien im Transformationsprozeß. Vol. 3, Systemwechsel. Opladen: Leske & Budrich.
- Merkel, Wolfgang; Eberhard Sandschneider; Dieter Segert (eds.) 2000: Zivilgesellschaft und Transformation. Vol. 5, Systemwechsel. Opladen: Leske & Budrich.
- Nichols, Philip M. 1997: Creating a Market Along the Silk Road: A Comparison of Privatisation Techniques in Central Asia. In: New York University Journal of International Law and Politics 29 (3): 299–336.
- O'Donnell, Guillermo 2000: Democracy, Law, and Comparative Politics. In: Studies in Comparative International Development 36 (1): 7–36.
- Quasten, Dirk 2003: Die Judikatur des Bundesgerichtshofs zur Rechtsbeugung im NS-Staat und in der DDR. Berlin: Duncker & Humblot.
- Reetz, Axel 2004: Die Entwicklung der Parteiensysteme in den baltischen Staaten. St. Gallen: Wilhelm-Surbir-Verlag.
- Roggemann, Herwig 1993. Systemunrecht und Strafrecht am Beispiel der Mauerschützen in der ehemaligen DDR. Berlin: Berlin Verlag.
- Roggemann, Herwig 1994: Die Justiz auf dem Prüfstand. In: Im Namen des Volkes? Über die Justiz im Staat der SED. Wissenschaftlicher Begleitband zur Ausstellung des Bundesministeriums der Justiz. Leipzig: Forum Verlag.
- Roggemann, Herwig 1995. Fragen und Wege zur Rechtseinheit in Deutschland. Berlin: Berlin Verlag.
- Roggemann, Herwig (ed.) 1996: Eigentum in Osteuropa. Berlin: Berlin Verlag.
- Roggemann, Herwig 1997a. Die strafrechtliche Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit am Beispiel der „Mauerschützen“ und Rechtsbeugungsverfahren. In: Neue Justiz, 226 passim.
- Roggemann, Herwig 1997b: Functional Changes in Property Rights in East and West. In: E. J. Kirchner and K. Wright (eds.): Security and Democracy in Transition Societies, Conference Proceedings, University of Essex 12–14 June 1997. Colchester: Forum on Central and Eastern Europe of the University of Essex, 391–427.
- Roggemann, Herwig 1998a: Politischer Systemwechsel, Systemunrecht und Strafrecht – Zur Kritik des deutschen Modells am vergleichender Sicht. In: Jürgen Weber and Michael Piazolo (eds.): Justiz im Zwielficht. Ihre Rolle in Diktaturen und die Antwort des Rechtsstaates. Munich: Olzog.
- Roggemann, Herwig 1998b: The Problem of Legality and the Limits of a Sub Poena Duces Tecum Decision in the Blaškić-Case. In: Zbornik Radova Pravog Fakulteta u Splitu 49–50 (1–2): 17–40.
- Roggemann, Herwig 1998c: Die Internationalen Strafgerichtshöfe, 2nd ed. Berlin: Berlin Verlag.
- Roggemann, Herwig (ed.) 1999a: Die Verfassungen Mittel- und Osteuropas. Berlin: Berlin Verlag.
- Roggemann, Herwig 1999b: Functional Change in Property Rights in the Welfare States: Lessons from the Federal Republic of Germany. In: I. Collier, H. Roggemann, O. Scholz and H. Tomann (eds.): Welfare States in Transition – East and West. Houndsmills et al.: Macmillan Press / New York: St. Martin's Press.
- Roggemann, Herwig 2002: National Security and Protection of the State in National and International Criminal Procedure – Systematic and Comparative Aspects. In: Herwig Roggemann and Petar Šarčević (eds.): National Security Interests and International Criminal Justice. The Hague/London/Boston: Kluwer.
- Roggemann, Herwig; Jens Lowitzsch (eds.) 2002: Privatisierungsinstitutionen in Mittel- und Osteuropa. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Roggemann, Herwig; Anita Kurtović; Petar Novoselec (eds.): 2004: Rechtsfragen der Zusammenarbeit mit der Internationalen Strafgerichtsbarkeit in Kroatien und Deutschland. (= Arbeitspapiere des Interuniversitären Rechtszentrums Split / Berlin no. 6). Berlin: Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin.
- Rose, Richard; William Mishler; Christian Haerpfer (eds.) 2000: Democracy and its alternatives. Baltimore, Md.: Polity Press.
- Segert, Dieter (ed.) 1994: Konfliktregulierung durch Parteien und politische Stabilität in Ostmitteleuropa. Frankfurt et al.: Lang.
- Segert, Dieter (ed.) 1995: Parteien in Osteuropa: Kontext und Akteure. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Starilov, Jurij N. 1999: Gerichtliche Verwaltungskontrolle im System des russischen Staats- und Verwaltungsrechts. Speyer: Forschungsinstitut für Öffentliche Verwaltung.
- Strasser, Wolfgang 2001: Schießbefehl an der Mauer, Strafrechtliche Verurteilung der Befehlsgeber für Tötung unbewaffneter Flüchtlinge an der innerdeutschen Grenze wegen Totschlags in mittelbarer Täterschaft bestätigt, Krenz u. a. gegen Deutschland. In: Europäische Grundrechte-Zeitschrift 7–8: 210 passim.
- Szczerbiak, Aleks 2002: Dealing with the Communist Past or the Politics of the Present? Lustration in Post-Communist Poland. In: Europe-Asia Studies 54(4): 553 passim.
- Traut, Johannes Ch. (ed.) 1997: Föderalismus und Verfassungsgerichtsbarkeit in Rußland. Baden-Baden: Nomos-Verlagsgesellschaft.
- Veen, Hans-Joachim (ed.) 2003: Nach der Diktatur, Demokratische Umbrüche in Europa – zwölf Jahre später, vol. 1. Cologne et al.: Böhlau Verlag.
- Zweigert, Konrad, Hein Kötz 1998: Introduction to Comparative Law, 3rd ed. Oxford: Clarendon Press.

## Endnotes

<sup>1</sup> This paper was first presented at an International Conference at Nagoya University, Japan, 2004. The author thanks his Japanese colleagues for their generous hospitality and for fruitful discussions and his assistant Dipl.-Jur. Stefan Hanisch for helpful co-operation.

<sup>2</sup> Recognized as the still most popular teaching book on Comparative Private Law in Germany is: Zweigert/Kötz 1996; see also Zweigert/Kötz 1998; Constantinesco 1983; David/Grasmann 1982; Großfeld 1990.

<sup>3</sup> In Germany, centres of legal research and teaching on Eastern Europe (Ostrechtsforschung) are: Institute for East European Studies, Free University of Berlin (<<http://www.oei.fu-berlin.de>>); Institute for East European Law, University Cologne (<<http://www.uni-koeln.de/jur-fak/ostrecht/index.htm>>); Department of East European Law, University Hamburg (<<http://www2.jura.uni-hamburg.de/ostrecht/>>); Institute for East European Law, Christian Albrechts University Kiel (<<http://uni-kiel.de/eastlaw>>); and other institutes at Passau and Dresden.

The following journals, specialised in East European Law, are edited in Germany: Osteuropa-Recht, Monatshefte für osteuropäisches Recht, Wirtschaft und Recht in Osteuropa, Jahrbuch für Ostrecht, Recht in Ost und West (discontinued 1998). A couple of other German journals specialise in Eastern Europe: Osteuropa, Osteuropa Wirtschaft, Süd-Osteuropa, Berliner Osteuropa Info.

<sup>4</sup> On its recognition in German Law see the following court decisions: BVerfGE <Collection of decisions of the Federal Constitutional Court> 52, 187/202 f. (“Vielleicht”); E 37, 271/285 (“Solange I”); E 73, 339/378 ff. (“Solange II”); E 75, 223/254 f.; E 85, 191/204; E 89, 155/188 (“Maas-tricht”); E 102, 147/162 ff. (“Bananenmarkt”). For constitutional impacts of the accession of Central and Eastern European countries to the EU see: Kellermann/de Zwaan/2001: 267–386; Roggemann 1994.

<sup>5</sup> See the following court decisions: BGHSt (Collection of decisions of the Federal Court in criminal case) 45, 64, 69, 46, 292, 299; Federal Constitutional Court, Juristenzeitung, 2001: 975.

<sup>6</sup> The adaptation of the legal system to EU law is content of the Association Agreements (still in force with Bulgaria, concluded 8 March 1993, in force since 1 February 1995, and Romania, concluded Febru-

ary 1, 1993, in force since 1 February 1995) and of the Stabilisation and Association Agreements (SAA) (as concluded with Macedonia and Croatia).

<sup>7</sup> See the so-called Screening planning by the European Commission: <<http://www.europa.eu.int/comm/enlargement/negotiations/chapters/index.htm>>.

<sup>8</sup> For the Final declaration of the Zagreb summit see: The European Commission, External relations, The EU's relations with Southern Europe (Western Balkans), see: <[http://europa.eu.int/comm/external\\_relations/see/summ\\_11\\_00/statement.htm](http://europa.eu.int/comm/external_relations/see/summ_11_00/statement.htm)>. The special conventions in questions are the Stabilisation and Association Agreements (SAA). For detailed information on these new EU policies see: <[http://europa.eu.int/comm/external\\_realtions/see/actions/sap.htm](http://europa.eu.int/comm/external_realtions/see/actions/sap.htm)>.

<sup>9</sup> For the full text of the agreements see: <[http://europa.eu.int/comm/external\\_relations/see/docs/index.htm](http://europa.eu.int/comm/external_relations/see/docs/index.htm)>. Negotiations for a SAA between the EU and Albania are still ongoing. Work is underway on a feasibility study for the opening of negotiations on a SAA between the EU and Bosnia-Herzegovina.

<sup>10</sup> The reports are available at: <[http://europa.eu.int/comm/external\\_relations/see/docs/index.htm](http://europa.eu.int/comm/external_relations/see/docs/index.htm)>.

<sup>11</sup> BGHSt 39: 1.

<sup>12</sup> BGHSt 40: 218.

<sup>13</sup> Decision of the European Court of Human Rights in the case no. 37201/97 (K.-H. Winkler vs. Germany). In: Europäische Grundrechte-Zeitschrift (EuGRZ) 2001: 219 (= Neue Juristische Wochenschrift, NJW, 2001: 3042); Decision of the Grand Jury by 3 March 2001 in the cases no. 34044/96, 35532/97 und 44801/98 (Streletz, Keßler und Krenz vs. Germany), EuGRZ 2001: 210 (= NJW 2001: 3035). For the full text of both decisions see: European Court of Human Rights, <<http://www.echr.coe.int/>>. See also Arnold, Karsten, Kreicker (2001); Stras-ser 2001; Hokema 2001.

<sup>14</sup> See the WWW site of the tribunal: <<http://www.icty.org>>.

<sup>15</sup> Materialien zum Bericht der Bundesregierung zur Lage der Nation, Sixth Electoral Period, Document VI/308b, ed. by Bundesministerium für Innerdeutsche Beziehungen. Bonn 1972. (The author of this paper was member of the working group Comparison of Political Systems and co-author of the chapter Criminal Law [pp. 225–280] and Administration of Justice [pp. 181–344]); Materialien zum Bericht der Bundesregierung zur Lage der Nation, ed. by Bundesministerium für Innerdeutsche Beziehungen. Bonn 1974.

<sup>16</sup> Apart from that, in the Soviet Union, the Union Supreme Court and the Union High Economic Court as well as the Union republics' Supreme Courts and High Economic Courts have been used to monitor court decisions, and their Plenums to issue special guiding decrees with binding force upon the application of law by the lower instance courts. This tradition is continued in most of the successor states. However, the possibility of the leading political party or of the government to take influence on the content of judgments continues.

<sup>17</sup> A citizen is granted the right to file a claim in case of violation of his/her individual rights and/or the individual right to file a claim in certain cases without any violation of an own individual right. Approximately 12 of the Eastern European and former Soviet post-socialist countries have established some kind of citizen's right to file a complaint with the Constitutional Court or any other body of constitutional control (e.g. Albania, Georgia, Croatia, Czech Republic, Hungary, Macedonia, Montenegro, Poland, Russia, Serbia, Slovenia). However, there are great differences between the countries concerning the possible subject of a complaint.

<sup>18</sup> Not to be mixed up with the European Council of the European Union.

<sup>19</sup> The following Eastern European countries are members of the Council of Europe and have ratified the Convention for the Protection of Human Rights and Fundamental Freedoms as well as the additional protocol No. 11: Albania, Bosnia and Herzegovina, Bulgaria, Croatia, Czech Republic, Estonia, Georgia, Hungary, Latvia, Lithuania, Macedonia, Moldova, Poland, Romania, Russia, Slovakia, Slovenia, Ukraine, Armenia and Azerbaijan. Armenia and Azerbaijan are so far the last countries that have come under the jurisdiction of the Court. They joined the Council of Europe on 25 January 2001, ratified the Convention and protocol No. 11 on 15 April 2002.

## **Autorinnen und Autoren**

Valeska Bopp  
Doktorandin am Historischen Seminar der  
Universität Leipzig und Promotionskollegiatin des  
Lektorenprogramms der Robert Bosch Stiftung.  
Email: valeska\_bopp@gmx.de

Maja Brkljačić  
Historikerin, Doktorandin an der Central European  
University (Budapest) und Lektorin am Center for  
Women's Studies in Zagreb.  
Email: hphbrm01@phd.ceu.hu

Ulf Brunnbauer  
Historiker und Wissenschaftlicher Assistent  
am Osteuropa-Institut der FU Berlin, Lehrstuhl  
Südosteuropäische Geschichte.  
Email: ulf@zedat.fu-berlin.de

José M. Faraldo  
Historiker und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am  
Zentrum für Zeithistorische Forschung (ZZF) in  
Potsdam.  
Email: faraldo@zzf-pdm.de

Joel Halpern  
Emeritierter Professor für Anthropologie an der  
Universität von Massachusetts in Amherst.  
Email: jmhalpern@anthro.umass.edu

Chris Hann  
Direktor der Abteilung „Postsozialistisches Eurasien“  
am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung  
in Halle/Saale.  
Email: hann@eth.mpg.de

Sándor Horváth  
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen  
Institut der Ungarischen Akademie der  
Wissenschaften.  
Email: sandor.horvath@freemail.hu

Kirsti Jõesalu  
Doktorandin in Ethnologie und Wissenschaftliche  
Mitarbeiterin an der Abteilung für Ethnologie der  
Universität Tartu (Estland).  
Email: kirsti.joesalu@ut.ee

Johanna Kant  
Studentin am Osteuropa-Institut der FU Berlin;  
Mitglied des Organisationsteams von TRIVIUM.  
Email: Johanna.Kant@web.de

Pavel Kolář  
Historiker und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am  
Zentrum für Zeithistorische Forschung (ZZF) in  
Potsdam.  
Email: kolar@zzf-pdm.de

Herwig Roggemann  
Univ.-Prof. a.D. für Rechtsvergleichung,  
Osteuropäisches Recht sowie Straf- und  
Verfahrensrecht an der FU Berlin; Gründer und Leiter  
des Interuniversitären Rechtszentrums Split/Berlin.  
Email: zentrum@zedat.fu-berlin.de

Matthias Schwartz  
Slavist und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am  
Arbeitsbereich Kultur des Osteuropa-Instituts  
sowie am Peter-Szondi-Institut für Allgemeine und  
Vergleichende Literaturwissenschaft der FU Berlin.  
Email: schwartz@zedat.fu-berlin.de

Wolfgang Stuppert  
Student am Osteuropa-Institut der FU Berlin; Mitglied  
des Organisationsteams von TRIVIUM.  
Email: wstuppert@gmx.de

Heike Winkel  
Slavistin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin am  
Arbeitsbereich Kultur des Osteuropa-Instituts  
sowie am Peter-Szondi-Institut für Allgemeine und  
Vergleichende Literaturwissenschaft der FU Berlin.  
Email: heike.winkel@gmx.de